

V. F. PANOVA
(1905)
Writer

Vera Panowa

Weg-Gefährten

Roman

VERA PANOWA

WEGGEFÄHRTEN

ROMAN



DIE BUCHGEMEINDE

Berechtigte Übersetzung aus dem Russischen von Hilde Angarowa
Der Originaltitel des Werkes lautet: „Sputniki"

Einbandentwurf von H. Sussmann
Berechtigte Ausgabe für „Die Buchgemeinde"
Druck: Elbemühl A.-G., Wien IX
Buchbinde: Globus II, Wien VI

Erster Teil

NACHT

I

DANILOW

Er konnte nicht schlafen. Nun stand er auf. Er zog den dichten Vorhang zurück und ließ das Fenster herunter. Der schwarze Rahmen glitt lautlos nieder. Alles in diesem Zug war solid, exakt gearbeitet, auf Dauer berechnet. Es machte einem Freude, irgendeinen Gegenstand zu berühren.

Der Wind strich durchs Fenster. Himmel und Felder lagen in farbloser Helle, aschgrau. Weiße Nacht. Sehr still.

Der Sommer war diesmal spät gekommen und glich nicht den Sommern früherer Jahre. Tagsüber sengte die Sonne wie im Süden, aber die Nächte waren kalt. Ihn fröstelte am Fenster. Vielleicht stand er schon sehr lange da? Er wußte es nicht.

Danilow zog sich seine Breeches und die Stiefel an. Dieses dicke Geschöpf mit der gefältelten weißen Haube hatte ihm wieder die Plüschpantoffel für die Nacht hingestellt. Schön sähe das aus: Breeches mit engen Schäften bis ans Fußgelenk und Plüschpantoffel! Ob sie wohl ihren Mann auch so angezogen hätte?

Er machte der Nachtzeit keinerlei Konzession. Streifte die Feldbluse über, zog den kühlen, knarrenden Riemen straff und setzte sich die Mütze auf.

Einer mußte doch der Mannschaft ein Beispiel geben, — der Teufel hole den Chef!

Matt schimmerten die breiten Fenster im Korridor des Stabswagens. Alles war leer. Still, und nächtlich verwaist.

Himmel und Felder glitten vorbei, hell, doch farblos. Ob der Chef wohl schlief? Danilow schob lautlos die Coupétür ein wenig auf und schaute hinein: der Chef schlief, halb angekleidet, in Hosen und Socken und hatte die kurzen Beinchen wie ein Kind hochgezogen. Seine Hände waren flach aneinandergelegt und ans Kinn gedrückt, als betete er.

Nebenan öffnete sich ein Abteil. Der ordinierende Arzt Suprugow trat in den Korridor; er trug einen blauen Lazarettkittel und Plüschpantoffel.

„Sie schlafen auch nicht, Iwan Jegorytsch?"

„Ich habe geschlafen."

Er log, weil er in nichts Suprugow ähneln wollte. Schlief Suprugow nicht, mußte er, Danilow, eben geschlafen haben. Und umgekehrt.

„Ich bin schon ausgeschlafen. Und Sie?"

„So recht kann ich nicht schlafen, wissen Sie. Offenbar ist das die ungewohnte Umgebung."

„Wieso denn ungewohnt? Wir fahren in einem Zug — und fertig!"

„Aber wohin fahren wir?" fragte Suprugow kichernd. Eine gräßliche Angewohnheit — dieses Kichern! Anständige Leute lächeln oder lachen laut.

„Zur Front fahren wir, Genosse Militärarzt!"

Der prächtig gewachsene Danilow musterte den kleinen Suprugow.

„Angst hast du, Doktor", dachte er, „Angst! Das ist etwas anderes als in der Ordination Patienten empfangen: ‚Bitte, tief atmen, noch einmal, bitte' . . ."

„Wir können doch in eine recht üble Klemme geraten, meinen Sie nicht?"

„Sind wir denn was Besseres als andere, wie? Natürlich können wir in eine Klemme geraten."

Suprugow blickte schüchtern auf. Danilows Goldzahn blinkte durch das aschfarbene Licht der Nacht. Suprugows Gesicht wurde streng.

„Ich verstehe nicht, wie man einen solchen Zug an die Front schicken kann!" sagte er in verändertem Ton, rasch und gereizt. „Das ist geradezu Sabotage. Faina sagt, daß uns bei der ersten Bombe alle Scheiben herausfliegen werden."

„Wer ist Faina?"

„Die Oberschwester."

„Heißt sie Faina?" Ein vergessener Duft kam von diesem Namen, der Duft schweren, nassen, weichen Frauenhaars. Zum Teufel, wozu jetzt diese Erinnerung! Fast ein Vierteljahrhundert war das her. Ja, zweiundzwanzig Jahre. Das Haar der Oberschwester war kurz und gelockt wie bei einem Schaf. Und so etwas hieß Faina!!!

„Bestimmt Sabotage", sagte Suprugow und zündete sich bekümmert eine Zigarette an.

„Und was würden Sie vorschlagen?" Um Danilows Backenknochen lief ein Zucken. Hätte Suprugow schärfer hingesehen, er hätte den Zorn in den hellen Augen entdeckt. Aber Suprugow hatte mit seiner Zigarette zu tun, die ausgegangen war — wahrscheinlich hatte die Hülse ein Loch.

„Warum ziehen Sie nicht die Notbremse? Warum schicken Sie kein Blitztelegramm an Kaganowitsch: ‚Lazar Moissejewitsch, erbitten Schutz für Waggons, zu schade für Bomben'?"

Suprugow merkte, daß er verhöhnt wurde. Er fühlte sich

schrecklich beleidigt. Schließlich war man nicht irgendein Sanitäter, man war Militärarzt!

„Ich schlage gar nichts vor, aber ich kann doch meine Meinung haben. Ich fahre ebenso wie Sie ins sichere Verderben."

„Meinen Sie? ... Na schön, aber solange wir noch nicht tot sind, werde ich mit Ihrer gütigen Erlaubnis jetzt einmal die Mannschaft und die Posten kontrollieren."

Suprugow zog an seiner Zigarette, die grade wieder im Begriff war, zu verlöschen, und sah Danilow nach. Der Kommissar hatte eine schneidige Haltung. Suprugow genierte sich plötzlich wegen seines Lazarettkittels. Natürlich war er selbst schuld. Man sollte sich eben nicht in Privatgespräche einlassen. Mit Faina und überhaupt mit den Mädchen ging das noch an. Aber mit dem Kommissar — keinesfalls. Bei so einem mußte man auf der Hut sein.

Bei der Mannschaft war es schwül, obwohl alle Fenster an der rechten Wagenseite offenstanden. Wie schnell sie den kleinen Waggon wohnlich gemacht hatten! Über den Liegeplätzen der Mädchen hingen kleine Spiegel, Püppchen und die Bilder der Liebsten. Daß bloß keine Wanzen hinter die Photos der Liebsten kamen! Da mußte man hinterher sein.

Im letzten Bett unten schlief Lena Ogorodnikowa, eine drollige kleine Person — sie sah aus wie ein Junge, der den Mund hält, aber insgeheim Unfug plant. Sie machte auch im Schlaf ein Gesicht, als müßte sie lachen. Ein kleiner, wie eine Palette geformter Spiegel blinkte am Kopfende ihres

Bettes. Diese Junge schaute also auch manchmal in den Spiegel. Ihr gegenüber lag Ilja — was liebende Eltern ihren Töchtern doch mitunter für Namen geben! —, die mächtigen Arme weit ausgebreitet, atmete stürmisch und schnarchte. Tüchtige Mädel. Eine wie die andere in gewirkten Männerhemden oder Sporttrikots; kein einziges Frauenhemd. Vorgestern hatte er Ilja im Schlaf mit nackten Schultern ertappt. Er rüttelte sie wach und brummte ihr einen Strafdienst auf. Was für eine Lotterei! Ein Mädel hat schamhaft zu sein.

Die Waggons waren zur Aufnahme von Verwundeten bereit. Die Betten mit den blauen Flanelldecken hatte man einladend hergerichtet. Auf den noch nicht zerdrückten Kissen lagen dreieckig zusammengefaltet die Handtücher.

Es roch nach Schwefel, Lauge, Lack und jenem undefinierbaren, namenlosen Geruch, den Eisenbahnwaggons und Bahnhöfe an sich haben und der auch durch Anstrich und Desinfektion nicht zu vertreiben ist.

Diese gewöhnlichen „harten" Waggons waren für Leichtverwundete bestimmt. In jedem stand ein Mann Wache. Man brauchte nur die Tür aufzustoßen, und schon bewegte sich eine dunkle Gestalt mit einem Gewehr und dem glimmenden Pünktchen der Zigarette auf einen zu.

Das Rauchen hier war verboten, aber Danilow rügte es bei keinem der Posten. Ein Mensch ist eben keine Maschine. Der Zug fuhr zur Front; wie eine Fahne trug er seine roten Kreuze. Aber niemand hoffte, daß ihm diese roten Kreuze Schutz gewähren würden. Jeder wußte, daß der Feind gerade auf diese roten Kreuze zielte.

Im neunten Waggon machte Suchojedow Dienst, ein untersetzter Mann mit viereckigen Schultern und einem großen Kopf, fast ohne Hals. Er war nach dem Chef der Älteste im Zug. Danilow wußte, daß Suchojedow seinerzeit gegen Judenitsch gekämpft hatte, daß er im finnischen Feldzug als Freiwilliger mitgegangen und verwundet worden war. Am 22. Juni, dem Tag der Kriegserklärung, war er bei der Einberufungsstelle erschienen und hatte verlangt, daß man ihn zum Feldheer schicke. Weder seinen Jahren noch seiner Gesundheit nach taugte er für den Dienst mit der Waffe. Er wurde dem Lazarettzug zugeteilt. Er sah tief beleidigt drein, als wäre er bei einer Auszeichnung übergangen worden. Im Frieden hatte er in einer Grube im Moskauer Gebiet gearbeitet, und der Kohlenstaub hatte sich in die Furchen seines Gesichtes eingefressen. Kindlich lasurfarben schauten die hellen blauen Augen aus diesem Gesicht.

Suchojedow stand am Fenster und ging Danilow nicht entgegen; er wandte nur für eine Sekunde den Kopf und winkte ihn mit dem Finger heran. Danilow trat zu ihm hin. Suchojedow sah anders aus als sonst. Weder beleidigt noch zurückgesetzt. Wie ein Jäger, der dem Wild auf der Spur ist.

„Dort ist er, siehst du?" sagte er leise.

Am Horizont, hinter dem flachen, dunklen Streifen eines fernen Waldes, regte sich ein Licht, und plötzlich stieß der Strahl eines Scheinwerfers in den Himmel und schob sich nach links und rechts, ohne Hast, lautlos, ohne Leuchtkraft. Ein anderer Strahl schritt von der Seite heran, die Strahlen kreuzten sich, verharrten einen Augenblick und trennten sich, den Himmel durchstöbernd.

„Wir suchen ihn", sagte Suchojedow streng. „Hörst du nichts?"

„Nein."

Suchojedow schwieg und lauschte.

„Er haut drein", sagte er gepreßt. „Toll, wie er dreinhaut..." Er zog den Tabakbeutel aus der Tasche und drehte sich eine Zigarette.

„Rauchst du?" fragte er und hielt Danilow den Tabakbeutel hin.

„Nein, Nichtraucher!"

„Das ist übrigens vernünftig", meinte Suchojedow. „Vom Rauchen muß man am frühen Morgen immer so husten — daß Gott bewahre! Und an der Front hat man's als Nichtraucher doppelt so leicht; eine Riesensorge ist einem vom Hals, wenn man nicht an den Tabak zu denken braucht. Gewöhn dir's gar nicht erst an. Wenn man sich einmal dran gewöhnt, ist es aus."

Danilow lächelte.

„Achtunddreißig Jahre lebe ich schon und hab' mich nicht dazu verleiten lassen; jetzt werd' ich nicht mehr damit anfangen."

Suchojedow hob kindlich erstaunt die Brauen.

„Bist du wirklich schon achtunddreißig Jahre alt?"

„Ja, im Frühjahr gewesen."

„Siehst aber jung aus", meinte Suchojedow nachdenklich und musterte Danilow vom Kopf bis zum Fuß. „Ich hätte dir dreißig gegeben, na, höchstens zweiunddreißig. Hast wohl ein leichtes Leben gehabt?"

„Leicht oder nicht leicht, das weiß ich nicht", antwortete Danilow. „Aber schön war es. Ich könnte ein solches Leben noch gut hundertmal leben und würde nicht müde."

Sie schwiegen. Dann sagte Suchojedow, und es klang seltsam:

„Dich kriegen sie nicht."

Die Strahlen hinterm Fenster trafen wieder zusammen und blieben regungslos in einem schrägen Kreuz hängen.

Danilow wußte selbst, daß sie ihn nicht kriegen würden. Es war doch unmöglich, daß sein Leben so ganz einfach, mir nichts, dir nichts abriß. Alles war doch erst begonnen und nichts vollendet. Nur für ein Weilchen aufgeschoben. Zu Ende war einzig das mit Faina. Aber vielleicht — was fiel dem Teufel nicht alles ein — sah er auch sie noch einmal wieder. Und dann stand sie vor ihm, zurückgelehnt, den Kopf mit dem schweren nassen Haar nach hinten geworfen ... „Kämm mich, Wanja", sagte sie dann ... Dummheiten, Kindereien, die man niemandem eingestehen durfte, nicht einmal sich selbst.

Nach den Waggons für die Leichtverwundeten kam der Apothekenwagen. Warum er so hieß, wußte niemand. Die Apotheke nahm nur ein kleines Coupé in ihm ein. Die übrigen Abteile waren als Verbandplatz, als Duschraum und Ventilationsanlage eingerichtet. Im Dienstabteil stand ein Schreibtisch für den medizinischen Sekretär. Dieser Posten figurierte in der Personalliste. Aber ein Mensch solchen Titels war im Zug nicht vorhanden. Danilow hatte keine Ahnung, was der Wirkungskreis eines medizinischen Sekretärs war. Die anderen wußten es auch nicht. Deshalb hatte Danilow bei der Personalauswahl diesen Posten einfach vakant gelassen.

Der Apothekenwagen war Danilows Lieblingswaggon. Er hatte sich auf den ersten Blick in diese funkelnde Weiße, in all das Nickel, das Linoleum, die hermetisch schließenden

Türen, die in die Wände eingelassenen Klappstühle und -tische verliebt. Sauberkeit und Bequemlichkeit waren Danilows Leidenschaft. Er wachte eifersüchtig über diesen Waggon. Rieb auch gelegentlich mit dem Taschentuch an den Fensterscheiben — ob auch kein Stäubchen darauf sei. Der Apothekerin war es doch wirklich gleich am ersten Tag gelungen, über den bläulichweiß neugestrichenen Tisch Jod zu verschütten. Als Danilow den Fleck sah, wurde er vor Ärger ganz blaß. Klawa Muchina, die Sanitäterin, hatte alle Hände voll zu tun, um diese unmögliche, sterile Sauberkeit zu halten, die der Kommissar verlangte.

Auch jetzt war Klawa im Duschraum. Sie stand beim Tisch, hatte den dunkelroten Kopf in dem turbanartigen Gewinde aus Mull tief herabgeneigt und zog eine Binde auf einen Faden. Die Fenster waren verhängt; ein Lämpchen brannte.

„Was machen Sie da?" fragte Danilow.

Sie wandte ihm das weiße, mit großen Sommersprossen gesprenkelte gutmütige und schläfrige Gesicht zu.

„Einen Schirm", sagte sie mit einem müden Seufzer.

„Noch einen? Für die Lampe?"

„Nein, für das Abteil."

„Für welches Abteil?"

„Für die Dusche."

Sie war sehr müde und lallte ihre Erklärung nur, aber er verstand sie, und die Idee gefiel ihm.

„Ach so", sagte er. „Wenn die Duschen nicht in Betrieb sind, wird ein Schirm darübergehängt, damit es hübscher aussieht, nicht wahr?"

„Ja", antwortete sie, „bloß schade, daß er aus Verbandstoff ist. Seide wäre besser. Hellblau oder rosa."

„Ja, Seide wäre freilich besser", sagte er lächelnd. „Aber Seide haben wir nicht, Klascha. Und die Binden kann man mit Waschblau färben, dann sehen sie ganz nett aus."

„Ja, wissen Sie, es ginge auch mit roter Tinte", meinte Klawa und blickte ihm zutraulich ins Gesicht. „Mit Wasser verdünnt, gibt das rosa Farbe."

„Rote Tinte wird gekauft", versprach Danilow. „Sobald wir zu dem ersten Laden kommen, kaufen wir sofort rote Tinte."

Das rothaarige Mädchen stimmte ihn heiter. Während er über die dröhnenden Wagenübergänge schritt, lächelte er.

Die Waggons für die Schwerverwundeten. Keine Zwischenwände, geräumig wie ein Krankensaal. Weiße Ölfarbe. An jeder Seite Hängebetten in drei Reihen übereinander. Wandschränkchen. Liegestühle. Hier hatte man den Eindruck eines Spitals. Und trachtete, möglichst schnell wegzukommen von diesen Pritschen, die wie Kinderbetten an den Seiten mit Netzen geschützt waren.

Und als letzter der Isolierwagen. Ein einfacher Waggon, an dessen Ende die Elektroanlage untergebracht war. Dorthin begab sich Danilow jetzt; hier war das eigentliche Ziel seines Rundgangs; hier witterte er Unheil.

Einen Diensthabenden fand er in diesem Isolierwagen nicht.

Danilow stand einen Augenblick vor der Tür der Kraftanlage: aus dem Innern drang Stimmengewirr, aber richtig zu verstehen war nichts — das Rattern der Räder störte. Im großen und ganzen stiller, als er gedacht hatte.

Mit einem Ruck öffnete er die Tür. Niemand schrak zusammen; bloß der Diensthabende Goremykin stand auf, die anderen blieben sitzen. Krawzow, der Maschinist der Elektrostation, schob die Zigarette in den Mundwinkel, klatschte eine Karte auf den Tisch und sagte:

„Trumpf, und aus!"

„Schwindel, Treff ist Trumpf!" entgegnete der Waggonschlosser Protassow und warf ebenfalls eine Karte hin.

Der junge Elektromonteur Niswezki wurde plötzlich verlegen und stand auf.

Sie alle, außer Goremykin, waren hochqualifizierte Facharbeiter — sehr schwer zu behandelnde Leute. Krawzow gehörte außerdem nicht dem Heere an.

„Sie möchten wohl Flaschen suchen, Genosse Kommissar?" sagte Krawzow und musterte Danilow lauernd. „Geben Sie sich keine Mühe — weg sind sie, die Fläschchen!"

Er winkte ab; seine Lider waren rot, der Blick trübe.

Danilow setzte sich auf einen Hocker und versank in Sinnen. Die Leute schwiegen ebenfalls; sie sahen ihn an; ihre Gesichter wurden ernst und bekümmert. Goremykin schlich sich hinter Danilows Rücken schuldbewußt hinaus und schloß behutsam die Tür ... Mit Goremykin war alles klar. Was mit Goremykin geschehen würde, war bekannt. Und die drei anderen konnte Danilow ebenfalls in den Arrest stecken. Sie waren auf frischer Tat ertappt worden, die Schweinekerle. Schon tagsüber in Wologda hatte er bemerkt, wie sie umherliefen und miteinander tuschelten ... In den Arrest stecken war leicht. Aber was weiter?

„Gib her", sagte Danilow zu dem aufgeregten, blassen Niswezki. „Gib die Karten her; spielen wir Schafskopf!"

Er spielte eine Partie mit ihnen, ganz bei der Sache, gut überlegend. Er verfolgte aufmerksam das Spiel, und sein kleiner, hochmütiger Mund, in dem der Goldzahn blinkte, war dabei leicht geöffnet. Er gewann und stand auf.

„So muß man spielen. Reicht's, oder weiter bis zum Morgengrauen?"

Krawzow und Protassow schwiegen mißmutig. Niswezki antwortete unsicher:

„Aber nein! Wir müssen schlafen!"

„Na, gehen wir!" sagte Danilow.

Niswezki ging hinter ihm durch die Waggons und wartete mürrisch auf das kommende Gespräch. Danilow schwieg und blickte sich nicht um. Er öffnete die Türen, Niswezki schloß sie. Die Räder ratterten laut, sooft die beiden über die kleinen Brücken gingen. Tiefe Nacht hatte sich nun über die Erde gelegt, die Sterne waren verblaßt, der Morgen nah.

Im Apothekenwagen probierte Klawa mit schläfrigem Schnaufen den Duschen die Schirme aus Verbandstoff an.

„Schau nur, was sie sich da ausgedacht hat", sagte Danilow zu Niswezki. „Sie macht's gemütlich. Warte nur, demnächst wird sie den ganzen Zug in Hellblau und Rosa haben ... Paß auf! Hier will ich einen Lautsprecher hinstellen. Wenn die Verwundeten zum Verbinden herkommen, können sie hier sitzen und Radio hören. Übernimmst du's?"

„Läßt sich machen", murmelte Niswezki.

Danilow musterte ihn. Der Bursche sah intelligent aus und war nett gekleidet; man sah, daß er gewohnt war, gute Sachen zu tragen.

„Was fehlt dir?" fragte er. „Warum hat man dich nicht zum Frontdienst genommen?"

„Hämorrhoiden", antwortete Niswezki und wurde dunkelrot.

Danilow staunte.

„Na so was, wie kommst du denn zu dieser Altmännerkrankheit? Und möchtest du an die Front?"

„Ich habe sechs Jahre im Expreß Moskau—Wladiwostok Dienst gemacht", antwortete Niswezki unruhig. „Ich hätte weiter dort bleiben können; niemand hat mich fortgeholt. Ich habe mich selbst zum Lazarettzug gemeldet. Man will doch irgendwie ..."

„In einem Lazarettzug ist die Disziplin nicht laxer als an der Front", meinte Danilow. „Ich kann dir sogar sagen: manches, was einem draußen erlaubt ist, dürfen wir nicht. Wir haben Engel zu sein. Cherubim und Seraphim, jawohl! Wir sind barmherzige Brüder und Schwestern ... Und dieser Schnaps, verflucht noch einmal!" sagte er leise und leidenschaftlich, und seine Fäuste ballten sich. „Der wird in allernächster Zeit aus dem Zug verschwinden, das garantiere ich dir!"

Noch keine zwei Wochen war es her, seit der Krieg begonnen hatte; aber es schien, als dauerte er schon Jahre.

Am Morgen des 22. Juni war Danilow spät aufgewacht. Er ärgerte sich über seine Frau, die ihn nicht geweckt hatte. Er hatte diesen Tag mit seinem Sohn verbringen wollen, und der Tag sollte lang sein, damit er und sein Sohn ihn nach Herzenslust auskosten könnten. Aber seiner Frau hatte es leid getan, ihn zu wecken, und so war dieser festliche und so seltene Ruhetag verkürzt worden.

Sein Sohn kletterte zu ihm ins Bett und setzte sich ihm rittlings auf die Beine. Sein Köpfchen war samtweich; er trug einen weißen Anzug und blaue Socken. Sonnenlicht lag auf dem gelben gescheuerten Fußboden; der Sommer hatte erst richtig begonnen, aber die Wangen und Beinchen seines Sohnes waren schon von der Sonne gebräunt.

„Papa, gehen wir?"

Er hatte dem Jungen einen Spaziergang versprochen. Er hatte versprochen, früh aufzustehen, und dann wollten sie gleich losziehen. Durch die Schuld seiner Frau hatte er verschlafen. Der kleine Kerl war den ganzen Morgen unruhig gewesen. Er zweifelte nun an seinem Vater.

„Ja, Junge; wir essen bloß rasch etwas und gehen dann gleich."

„Warum putzt du dir denn die Zähne?" fragte sein Sohn, der neben ihm stand. „Du gehst doch heute nicht in den Trust."

Während seine Frau das Frühstück herrichtete, ging Danilow in den Gemüsegarten. Nun wohnte er schon länger als ein Jahr mit ihr in der Stadt; er war Direktor eines Trustes; aber sie konnte sich noch immer nicht daran gewöhnen, daß man Gemüse im Laden kauft, und pflanzte lieber ihr eigenes. Das Gartenland beim Haus war nicht groß genug für Kartoffeln und Kohl, und so baute sie die Kartoffeln und den Kohl außerhalb der Stadt an. Sie fuhr zum Jäten und Gießen mit der Bahn hinaus. Sie hatte dunkle Hände, Bauernhände. Danilow sagte manchmal:

„Das ist ja alles nur Geiz! Du wirst dich noch totrackern, bloß um keine Kopeke zuviel auszugeben."

Und sie antwortete:

„Ohne eigene Kartoffeln geht's doch gar nicht!"

An diesem Morgen jedoch freute sich Danilow über die grünen Beete. Er ging zwischen ihnen umher und sah nach, wie die Tomatensetzlinge gediehen und ob man nicht bald Salat pflücken könne. Sein Junge aber hockte sich auf die Fersen und fragte: „Glaubst du, daß da schon Radieschen dran sind?"

Und so sah er das vor sich — sich selbst und den Sohn in jenem Augenblick — wie auf einem Photo: er, Danilow, stand zwischen den Beeten, der Himmel war sonnig, friedlich und heiter, und der Knabe kauerte neben dem Vater und fragte: „Glaubst du, daß da schon Radieschen dran sind?"

Das war die letzte Minute des einstigen Lebens mit dem Sohn, dem Sonntagsfrieden und den gemächlichen Gedanken an Spaziergänge und Kuchen.

Seine Frau kam aus dem Haus gestürzt:

„Wanja, es ist Krieg! Molotow spricht . . ."

Er stürmte ins Haus. Aus dem Lautsprecher klangen die letzten Worte; sie ließen keinen Zweifel. Das Radio verstummte. Danilow hob den Kopf. Alles war anders geworden. Anders schien die Sonne. Anders geworden war sein Haus. Anders sah das Gesicht seiner Frau aus. Jene Minute der Ruhe und stillen Betrachtung lag nun Jahre zurück. Alles flog und hetzte dahin, seinen eilenden Gedanken nach.

„Papa, aber wir gehen doch?" fragte sein Sohn.

Er war vier Jahre alt.

„Nein", antwortete Danilow, und der Junge fing an zu weinen.

An diesem Tag ordnete Danilow seine Papiere, schrieb einen Brief an seinen Vater, ging zur Post und schickte dem alten Mann Geld.

Unter vergessenen Briefschaften kam ihm auch ein zerknitterter Umschlag in die Hände, aus dem die Ecken eines Photos hervorlugten. Er nahm das Bild nicht heraus, sondern warf es, ohne es anzusehen, auf den Boden der Lade.

Die Bilder seines Sohnes steckte er in die Brieftasche.

Nachts weinte seine Frau. Leise, um ihn nicht aufzustören. Er tat, als schliefe er.

Als sie eine Bewegung von ihm bemerkte, richtete sie sich auf und blickte hinab in sein Gesicht.

„Aber du wirst doch als unabkömmlich zurückgestellt werden, Wanja?"

Er wandte sich ab. Die Frage war schon am Vormittag entschieden worden, als die Stimme aus dem Rundfunk kam. Morgen wollte er zum Militärkommissariat. Und sie ging das am wenigsten an. Sie hatte da ganz und gar nichts dreinzureden.

Am nächsten Morgen brachte man ihm die Einberufung. Na also, um so besser! So konnte wenigstens niemand sagen, er dränge sich vor. Er war eben einberufen worden, und basta!

Im Militärkommissariat wurde Danilow an Potapenko gewiesen. Das war ein guter Bekannter, Direktor eines Sanatoriums. Glattgeschoren und gleichsam jünger geworden, saß er schon in Uniform an einem leeren Schreibtisch, umdrängt von Zivilisten. Obgleich diese Leute eben erst hergekommen waren und alle Fenster weit offenstanden, war das Zimmer schon so vollgeraucht, daß man kaum atmen konnte.

Potapenko reichte Danilow die warme, rundliche Hand.

„Aha, auch du bist da? Willst du dich zurückstellen lassen?"

„Nein."

„Na gut, warte", sagte Potapenko.

Es wäre nicht unbedingt nötig gewesen, daß Danilow so lange warten mußte. Potapenko ließ sogar Leute vor, die später gekommen waren. Aber Danilow begriff: Potapenko wollte sich vor ihm wichtig machen. Es war ihm angenehm, daß Danilow noch Zivil trug und warten mußte, während er, Potapenko, schon in Uniform war und Leute

empfing, die von ihm eine Einteilung oder Weisungen haben wollten. Sein seidigglatt rasiertes Weibergesicht mit dem Doppelkinn strahlte vor Vergnügen. Er runzelte die weißlichen Brauen, um dieses Strahlen zu verbergen, aber es ging nicht. Endlich rief er Danilow heran.

„Setz dich", sagte Potapenko. „Hast du im Bataillon gedient?"

„Ja."

„Gut", erklärte Potapenko und schrieb etwas auf seinen Notizblock. „Du kommst zu einem Lazarettzug als Kommissar. Laß", sagte er, um Danilows Einwänden zuvorzukommen, „ich weiß alles, was du sagen willst. Und trotzdem kommst du zu dem Lazarettzug. Der Zug muß erst zusammengestellt werden. Weißt du, wie man das macht?"

„Nein, und du?"

„Ich auch nicht", sagte Potapenko. „Aber schließlich heißt es, selbst Hand anlegen, Iwan Jegorytsch."

„Gewiß", pflichtete ihm Danilow bei.

„Die Instruktion ist da, hier hast du sie; lies sie dir durch, du bist klug genug. Was die Leute anbetrifft, kannst du nehmen, wen du willst; wir werden nicht streiten; dazu haben wir keine Zeit."

„Wer ist der Chef?"

„Noch nicht bestimmt", entgegnete Potapenko. „Es wird schon einer ernannt werden; such dir inzwischen die Leute zusammen."

„Wo steht der Zug?" fragte Danilow.

Potapenko lachte auf.

„Der ist auch noch nicht da, mein Lieber. Er ist in der Reparaturhalle und noch nicht fertig. Du kümmere dich nur um die Zusammenstellung der Mannschaft."

„Zu Befehl!" antwortete Danilow und erhob sich.

Beim Ausgang stieß er auf Grigorjew, den Vorsitzenden des Gewerkschaftskomitees. Ganz außer Atem brachte ihm dieser den Reklamierungsschein.

„Diesen Wisch können Sie irgendwo zu den Akten legen", sagte Danilow, „und Merkulow" — das war sein Stellvertreter — „können Sie bestellen, er soll abends im Trust sein; ich will ihm die Geschäfte übergeben.

Aber an diesem Abend erschien er nicht. Und erst am sechsundzwanzigsten bekam ihn Merkulow zu sehen, der indes vom Volkskommissariat schon die offizielle Ernennung als Trustdirektor an Danilows Stelle erhalten hatte.

Diese drei Tage suchte Danilow das Personal für den Lazarettzug zusammen. Er brauchte eine Menge: einen ordinierenden Arzt, einen Militärheilgehilfen, eine Verbandschwester, eine Oberschwester, Schwestern, Sanitäter, Soldaten, Heizer, einen Maschinisten für die Kraftanlage, einen Monteur, Schaffner, Waggonschlosser ... Danilow war nicht der einzige, der auf der Suche nach nötigen Leuten in der Stadt umherlief. Hier wurden an die fünfzig Lazarettzüge zusammengestellt, und für jeden brauchte man dringend Ärzte, Schwestern, Sanitäter, Schaffner ...

Was die Leute anbelangt, hatte Danilow seinen eigenen Standpunkt, und der erschien vielen sonderbar.

Als er vor der Frage stand: wen nehmen — den selbstsicheren Heilgehilfen aus der Stadt mit seinen ungenierten Manieren, einen baumlangen Witzbold, oder die schüchterne, unansehnliche Heilgehilfin vom Land, die nur zwei Jahre Praxis hatte, ein Mädel mit jungem, nervösem, kränklichem Gesicht, fiel seine Wahl ohne Zaudern auf diese.

Und als die schreckliche, puterrote, hakennasige und etwas kurzsichtige Julia Dmitrijewna, die Verbandschwester, zu ihm kam, erschrak er nicht, sondern freute sich. Er hatte auf den ersten Blick erkannt: das war, was er brauchte.

Die Sanitäter wählte er unter den einberufenen Soldaten aus. Das Rote Kreuz schickte ihm Mädchen, die Schwesternkurse absolviert hatten.

Er ging in die Kasernen, wo die Leute — wie auf einem Bahnhof — auf ihren Bündeln und Koffern hockten oder schliefen, und rief laut:

„Sind Militärheilgehilfen da? Sind hier Pharmazeuten? Heizer? Genossen, aufgepaßt! Sind Pharmazeuten da?"

Und da kam die kleine Frau mit dem nachdenklich schalkhaften und lachlustigen Jungengesicht zu ihm. Ein blaues Sporthemd. Kurzgeschnittenes Haar.

„Sind Sie Pharmazeutin?" fragte Danilow.

„Nein", antwortete sie, „Sportlehrerin."

„Sport brauche ich nicht", meinte er.

Sie lachte auf.

„Weiß ich. Ich gehe als Sanitäterin."

„Na, hören Sie", sagte er, „dazu braucht man kräftigere Leute."

Sie lachte wieder, bückte sich rasch und umfaßte seine Knie. Er fühlte, wie er hochgehoben wurde. Eine Sekunde nur, aber immerhin.

„Tüchtig!" sagte er. „Was wahr ist, ist wahr."

Sie stand aufrecht vor ihm; ihr Atem ging leicht.

„Ihr Name?" fragte er.

„Lena Ogorodnikowa."

Am schwierigsten war es, technische Spezialarbeiter zu bekommen. Maschinisten und Monteure wurden ihm vor der Nase weggeschnappt. Die Eisenbahn wollte keine Repa-

raturarbeiter hergeben. „Es wird auch ohne sie gehen", wurde ihm gesagt. „Wenn Sie Reparaturen brauchen, müssen Sie ja doch zu uns kommen."

Der Zug war noch immer in der Wagenreparaturhalle. Man wartete auf den Chefarzt, der ihn übernehmen sollte. Der ordinierende Militärarzt Suprugow hatte es abgelehnt, eine solche Verantwortung auf sich zu nehmen.

„Ich bin nur ein kleiner Mann, Genosse", hatte er gesagt. Er war die Höflichkeit selber, lachte über jeden Scherz und drängte allen seine Zigaretten auf. Man fühlte ihm die Unruhe an und sah, daß in diesem mächtigen Zivilistenleib ein ratloses Herz klopfte, das nicht ein noch aus wußte.

Zum Mittagessen und zum Schlafen ging Danilow heim. Seine Frau empfing ihn in stummer Verwirrung. Er hatte keine Lust, ihr irgend etwas zu erzählen. Sie sah, daß er seiner neuen Arbeit schon ganz angehörte. So war es in dem Sowchos gewesen und später in dem Trust. Jetzt das gleiche mit dem Lazarettzug. Dieser Geist war nie daheim. Zu Hause existierte für ihn nur der Sohn. Die Frau stellte ihm schweigend das Essen hin und machte ihm das Bett. Ihr Gesicht war in den drei Tagen eingefallen und häßlich geworden. Nachts konnte sie es nicht aushalten und flüsterte:

„Merkulow ist reklamiert, der Oberbuchhalter auch, und sogar Grigorjew — selbst den haben sie zurückgestellt."

„Nun und?" fragte er mit gespielter Kaltblütigkeit und verschluckte seine Wut. „Na schön, und was noch?"

„Du denkst eben nicht an uns, nicht an mich und nicht an Wanjuscha. Wir sind dir gleichgültig."

Er drehte ihr den Rücken zu.

„Schluß, ich will schlafen!"

Er ging so ganz in seiner neuen Arbeit auf, daß er an den

Trust fast nicht mehr dachte. Am sechsundzwanzigsten hatte er zufällig zwei freie Stunden und ging hin, um Merkulow die Geschäfte zu übergeben. Er bog in die bekannte Gasse ein, sah das schwarze Schild mit den goldenen Buchstaben: „Staatstrust der Sowjetgüter für Milchviehzucht". Rechts unten in der Ecke hatte das Schild einen Sprung; der war schon dagewesen, als Danilow zum erstenmal herkam und die Geschäfte übernahm. Die bekannte Stiege — in der Buchhaltung klapperten die Rechenmaschinen und der Arithmometer schnarrte. Die Tür links, mit schwarzem Wachstuch bezogen . . . Seine Tür. Sein Trust.

Als mit Merkulow alles erledigt war, ging er durch die Räume und verabschiedete sich. Die alte Kassierin fing zu weinen an. Es war ihm angenehm, daß sie weinte. Nachdem sie sich geschneuzt hatte, sagte sie:

„Und das Auto hat man uns weggenommen, wissen Sie schon? Merkulow wird morgen mit der Eisenbahn in den Bezirk fahren, können Sie sich so etwas vorstellen?"

Alle waren betrübt, daß er wegging, nur Merkulow nicht. Danilow bemerkte, daß der andere sich freute. Natürlich nicht, weil er nun im Direktorensessel saß; so einer war er nicht. Einfach — weil er es endlich zu selbständiger Arbeit gebracht hatte und die Freiheit spürte . . . Hatte er, Danilow, ihm wirklich im Wege gestanden?

Von hier ging Danilow zu Potapenko. Neben dem stand ein kleiner alter Herr von ungefähr sechzig Jahren, der mit heftigem Gebärdenspiel etwas erzählte. Als Potapenko Danilow sah, sagte er:

„Hier stelle ich Ihnen den Chefarzt Ihres Zuges vor: Dr. Bjelow."

Danilow betrachtete den Mann — nichts Besonderes! Statur recht unansehnlich, ein kleines, spitzes Gesicht. Der Chefarzt war noch nicht in Uniform: Zivilhosen, ditto Schnürschuhe — ach, du lieber Gott! Was sollte man mit so jemandem anfangen!

Laut sagte Danilow, denn er wollte den alten Mann aufmuntern:

„Na schön, Genosse Chef, wir werden uns schon einarbeiten!"

Der Fremde hatte ein kleines Handköfferchen bei sich, an dem ein Paar Filzstiefel und ein Teekessel festgebunden waren. Der Chefarzt kam aus Leningrad.

Ganz unerwartet sagte er munter, ja fast martialisch:

„Na, wissen Sie, da ist nichts zu machen — wir werden eben kämpfen."

„Gemeinsam", sagte Potapenko und sah Danilow ergötzt an.

„Sehr richtig, gemeinsam", sagte der kleine alte Herr.

Danilow lud ihn ein, in seiner Wohnung zu übernachten. Der Chef lief wacker neben ihm her und schwenkte seinen Gummimantel, der ihm schneidig über dem Arm hing. Den Koffer mit sämtlichem Zubehör trug Danilow.

„Wozu haben Sie die Filzstiefel mitgenommen?" fragte er. „Glauben Sie, daß wir in der Armee keine bekommen werden?"

„Sehen Sie, ich habe niemals gedient", versetzte der Chefarzt, „und die Auskünfte, wissen Sie, sind sehr verschieden. Die einen behaupten, man bekomme welche, die anderen — man bekomme keine. Und eine Dame hat gesagt, daß die Filzstiefel für eine solche Armee nicht ausreichen können, und wer wird sie dann zuerst bekommen? Natürlich nicht

die Leute vom Sanitätsdienst, das ist doch klar. Und da hat sie mir meine Frau eben eingepackt... Für alle Fälle, nicht wahr? Ich werde sie irgendwohin unter eine Bank stellen, wissen Sie, wo sie nicht stören."

„Das ist schon richtig", meinte Danilow lächelnd.

Beim Nachtmahl aß und trank Dr. Bjelow mit gutem Appetit und plauderte zwitschernd über die Architektur Leningrads. Danilow sah ihn an und dachte:

„Was werden wir mit dir anfangen?"

Tags darauf ging er frühmorgens fort, um sich den Maschinisten für die Kraftanlage zu sichern — die übrigen Arbeiter hatte er schon beisammen. Der Chefarzt begab sich zu der Reparaturwerkstätte, um die Zugsgarnitur zu übernehmen. Sie hatten vorher das Werk, die Evakuierungsstelle und den Bahnhof telephonisch in Kenntnis gesetzt, und der Chef sagte nicht ohne Eitelkeit zu Danilow:

„Sie werden mich und den Zug auf dem Bahnhof finden."

Danilow ging in die Maschinenfabrik. Tags zuvor hatte er mit dem Direktor ausgemacht, daß dieser den Maschinisten Krawzow freigeben werde, falls Krawzow selbst den Wunsch äußern sollte, in dem Lazarettzug zu dienen.

Danilow wußte sehr gut, warum der Direktor so großzügig war. Er hatte einfach nichts dagegen, Krawzow unter einem anständigen Vorwand und ohne Skandal loszuwerden. Offenbar stimmte mit dem Mann nicht alles. Danilow zog bei der Gewerkschaft Erkundigungen ein. Dort antwortete man ausweichend: erstklassiger Maschinist, jeden Lobes wert, und sonst — schließlich ist keiner ohne Sünde...

„Was ist denn mit ihm? Trinkt er?" fragte Danilow.

„Wem passiert das nicht gelegentlich?" antwortete man.

Neben dem Diesel fand er Krawzow. Der frühstückte.

Er saß auf einer umgekippten Kiste, eine Milchflasche in der Hand. Er hatte das trockene, hagere und strenge Gesicht eines Märtyers von einem Heiligenbild. Der heiße Wind, der von dem Diesel herwehte, zauste ihm den grauen Schopf über der Stirn.

„Nun, was ist?" fragte Danilow. „Wollen Sie in den Lazarettzug?"

Krawzow stellte die Flasche auf den Fußboden und fuhr sich mit dem Handrücken über die Lippen. Mit unbestechlich strengem Blick nahm er Danilow in Augenschein.

„In den Zug?" fragte er. „Meinetwegen unter den Zug! Nur von hier holen Sie mich heraus; ich will keinen Tag länger bleiben."

„Was ist denn los?" fragte Danilow freundlich. „Vertragen Sie sich nicht?"

„Wissen Sie was, Genosse Kommissar", meinte Krawzow, „wir wollen offen sprechen. Ich bin kein grüner Junge. Ist Ihnen das klar?"

„Durchaus", sagte Danilow.

„Ich habe alle Dieselarbeiter in der ganzen Stadt angelernt. Und ich habe es nicht nötig, daß die Jungkommunisten an mir herummäkeln."

Er stand auf und steckte die kleinen öligen Hände in die Taschen seiner weiten öligen Hosen.

„In der Wandzeitung — Krawzow. In jeder Versammlung — Krawzow. Rüge im Betriebsbefehl — für Krawzow. Diese ewige Kritik von den Genossen kann ich nicht brauchen, das sage ich Ihnen offen. Da brüllt man, daß ich im Rausch noch einmal ins Rad kommen werde. Ich, und ins Rad!" Krawzow feixte diabolisch. „Aber fragen Sie nur, ob wir bei der Elektroanlage jemals auch nur den kleinsten An-

stand hatten? ... Und jetzt, was meinen Sie, bin ich angetrunken?"

„Ein wenig", sagte Danilow vorsichtig.

Krawzow schüttelte den Kopf.

„Nein, nicht ein wenig, sondern gerade so, wie sich's für die Vormittagsstunden gehört. Gleich ist Pause; da kommen sie wieder angelaufen, schnüffeln an mir herum und nörgeln. Nehmen Sie mich weg von hier, Genosse Kommissar, meinetwegen zu des Teufels Großmutter! Natürlich, wenn Ihnen meine Bedingungen passen!"

Sie sahen einander in die Augen. Krawzows Blick war kühl und selbstbewußt, und auch Danilows Blick war kühl und selbstbewußt.

„Ich nehme Sie", sagte der Kommissar.

Als er mit Krawzow fertig war, fuhr er zum Bahnhof. Auf einem fernen Außengleis stand neben einem langen grauen Zaun der neue, funkelnde Zug: fünfzehn dunkelgrüne Waggons mit roten Kreuzen, ein Güterwagen und ein kleiner gelber Kühlwaggon. Daneben die Wache: ein Rotarmist mit Gewehr.

Dr. Bjelow war im Stabswagen. Er schritt schlüsselrasselnd durch den Gang. Ein Schlüsselbund von einem halben Pud Gewicht hing ihm am Ellbogen. Die Sonne lachte durch alle Fenster; es roch nach warmer Farbe. Das Gesicht des Chefs war runzelig, verschwitzt und selig.

„Sehen Sie her", sagte er und zeigte auf seine Schlüssel, „die Türen auf, die Herzen auf!"

„Alles in Ordnung?" fragte Danilow.

„Na, was meinen Sie?" sagte der Chef. „Eine ganze Kommission war bei der Übernahme zugegen."

„Und haben Sie alles besichtigt?"

„Ich? ... Ja ...“

Danilow sah ihn durchdringend an. Der andere senkte den Kopf.

Er hatte nichts besichtigt. Man übergab ihm die Schlüssel; er unterschrieb den Akt, stieg in den Stabswagen; die Lokomotive wurde vorgekoppelt, und der Chef fuhr los, geschmeichelt von dem Gedanken, daß er allein in siebzehn Waggons fuhr. Der Zug machte neben dem grauen Zaun halt. Die Lokomotive pfiff und dampfte davon; der Chef fing an im Gang auf und ab zu gehen und ungeduldig auf Danilow zu warten. Er spürte schon eine gewisse Verbundenheit mit ihm.

Danilow ging selbst durch den Zug. Tatsächlich schien alles in Ordnung zu sein. Jedenfalls hatte er diesen Eindruck. Einiges war unverständlich. Zum Beispiel der zweigeteilte Zinkkasten mit dem Klappdeckel im Küchenwaggon. Über dem Kasten waren Wasserhähne, Regale und Haken angebracht. Danilow stand lange davor und zerbrach sich den Kopf, wozu dieses Ding gut sein könnte. Dann zog er Sobol, den Wirtschaftsleiter, zu Rat. Zuzweit kamen sie schließlich dahinter: der Kasten war natürlich zum Geschirrwaschen bestimmt.

Nach und nach stellte sich das Personal ein. Der Zug bevölkerte sich. Lastautos mit Matratzen, Wäsche und Medikamenten fuhren vor; Danilow und Sobol rechneten nach, besichtigten, ordneten an, wo alles hinkommen solle. Julia Dmitrijewna, die Verbandschwester, schleppte mit gierigem Gesicht die Pakete mit Binden und Watte in den Apothekenwaggon. Die Apothekerin verschüttete Jod auf den Tisch. Sie und Julia Dmitrijewna zogen sich sofort weiße Kittel an, banden weiße Tücher um den Kopf, und schon schien

es, als könnte man diesen Waggon unmöglich ohne Kittel betreten. Die Heizer probierten die Kochkessel und stahlen auf dem Bahnhof Kohle. Die Mädchen legten das Bettzeug auf, sangen Lieder und guckten verstohlen nach Bogejtschuk, dem bildhübschen Feldwebel. Der Wirtschaftsleiter Sobol, Bogejtschuk und andere gingen zur Lebensmittelverteilungsstelle und holten den Proviant. Allen voran schritt Lena Ogorodnikowa — klein, leicht und aufrecht, einen Zentnersack Reis auf dem Rücken.

Reis, Büchsenmilch, Schokolade und Butter ließ Danilow extra verschließen. Zum Abendessen wurde für die ganze Mannschaft Hirsebrei gekocht.

Der Lazarettzug hatte seine Fahrt an die Front angetreten. Er rollte langsam von einer Station zur anderen, stand halbe Tage lang auf abgelegenen Ausweichstellen. Transportzüge mit Rotarmisten, Panzern und Geschützen überholten ihn. Er ließ sie vorausfahren und folgte hinterdrein, ohne Hast, aber unaufhaltsam.

Auf den Stationen wurde er auf die Außengleise geleitet, abseits vom Bahnhofgetriebe. Auf den Perrons liefen die Leute hin und her, nahmen Abschied, schimpften, küßten einander, weinten, winkten mit Tüchern ... Mit finsterem Schweigen blickten sie den Zug an, wenn er schmuck und sauber mit seinen roten Kreuzen und weißen Gardinen an ihnen vorüberrollte.

In jener Nacht, die wir am Anfang des Kapitels beschrieben, näherte sich der Lazarettzug Pskow.

Danilow kam von seinem Rundgang zurück. Er war gerade im Mannschaftswaggon. Plötzlich wurde er durch

einen heftigen Stoß zur Seite geschleudert und schlug mit der Schulter an die Kante der oberen Pritsche. Die Räder kreischten, der Zug blieb stehen.

„Was ist los?" fragte eine laute Frauenstimme im Dunkel.

„Was ist los?" fragte Danilow in die Finsternis hinein und steckte den Kopf aus der Wagentür.

Die Laterne schwenkend, ging der Schaffner den Zug entlang. „Rotes Licht", erklärte er im Vorübergehen. „Strecke gesperrt!"

Wieder stieß der Lichtkegel eines Scheinwerfers empor; diesmal aber hob er sich blendend grell vom schwarzen Hintergrund der Nacht ab. Lautlos durchstrich er den schwarzen Himmel, schwankte langsam nach rechts und links, suchte und fand nicht.

II

LENA

Zehn Monate vor Ausbruch des Krieges hatte Lena Ogorodnikowa geheiratet.

In der Vorstadtsiedlung fand eine Vorführung der Spielgruppen statt. Außer Sängern, Tänzern und Vortragskünstlern sollten auch die Akrobaten der Siedlung ihre Kunst zeigen. Der Sportrat des Bezirks kommandierte Lena zu dieser Schau.

Die Kommunalverwaltung hatte ein Lastauto beigestellt. Lena kletterte in den ungemütlichen staubigen Kasten und setzte sich auf die hintere Bank. Auf den Seitenbänken saßen unbekannte Genossen aus unbekannten Betrieben.

Die unbekannten Genossen trugen Leder- und Gummimäntel und Aktentaschen. Lena hatte ein blaues gewirktes Sporthemd an, das sie in der Taille eingenäht hatte, damit die Figur besser zur Geltung komme. Die Ärmel hatte sie über den Ellbogen aufgekrempelt. Jetzt hätte sie sie am liebsten bis zu den Fingern heruntergezogen, aber sie genierte sich. Sie saß allein, abseits von den andern und wurde bei jedem Wegloch in die Luft geworfen. Das kurze Haar schlug ihr ins Gesicht.

Die Männer unterhielten sich laut und lachten. Lena wurde von niemandem beachtet.

Der Tag war schwül. Über dem Horizont kroch eine lila Wolke herauf; sie stieg immer höher, zog über den halben Himmel und barst, ohne daß sie es auch nur nötig gefunden hätte, die Sonne zu bedecken, in einem Platzregen. Eine Wand aus Wasser stürzte einem vor den Augen nieder. Das blaue Sporthemd, das Röckchen, das kurzgeschnittene Haar, alles war in einer Sekunde durchnäßt. Ganze Bäche strömten über Lenas Gesicht und Rücken. Die Männer zogen ihre Umhänge und Regenmäntel über den Kopf und riefen etwas darunter hervor. Der Chauffeur in seiner geschlossenen Kabine blieb unerschütterlich. Von Lena troff es immer stärker, und sie dachte: „Was das doch für Lümmel sind!"

Plötzlich stand einer der Männer auf. Ohne den Mantel vom Kopf zu nehmen, lief er gebückt zu Lena und setzte sich neben sie.

„So machen wir's!" sagte er und deckte ein Ende seines Ledermantels über ihren Kopf.

Nun waren sie zu zweit in dem engen Zelt. Sie mußte sich zusammenkrümmen, um gut geschützt zu sein. Der Regen trommelte auf den Mantel nieder.

Es war so kalt und naß, daß sie sich nicht im geringsten befangen fühlte; nur böse war sie, daß die Hilfe so spät kam. Spät war ihm das eingefallen, dem Esel!

Ihr Kopf war seiner Brust nahe. Sie schaute abwärts und sah nur ihre aneinandergepreßten nassen Knie unter dem festgespannten Rock, der schwer und naß war wie eine Plache, und ein Stückchen kariertes Futter von seinem Mantel.

Plötzlich hörte sie dicht an ihrem Ohr langsame, laute Schläge. Ein Herz pochte. Sein Herz.

Sie wunderte sich und lauschte. Weiß Gott, zuerst hatte es nicht geklopft. Das heißt, es hatte natürlich geschlagen, aber ganz gewöhnlich, ohne dieses hallende Klopfen. Doch nun schlug es anders.

Warum schlug es so?

Sie hätte zu gerne sein Gesicht gesehen. Sie wußte ja nicht, wie er ausschaute. Vielleicht so, daß es besser gewesen wäre, sein Herz hätte nicht geschlagen? Nein, wie er auch sein mochte, es sollte doch schlagen!

Und es schlug.

Mit zwei Fingern öffnete sie, ohne sich von der Stelle zu rühren, einen kleinen Spalt in dem Zelt, damit es heller werde, drehte vorsichtig den Kopf um und schaute zu dem Gesicht ihres Nachbarn hinauf.

Dieses Gesicht lag im Schatten; es war finster und unruhig. Die schwarzen Augen blickten zu ihr, Lena, herab.

Sie senkte schnell wieder den Kopf und hob ihn nicht mehr. Nun pochten in dem ledernen Zelt schon zwei Herzen.

Mit geschlossenen Augen horchte sie auf dieses Gewitter, auf diese elektrischen Schläge — in sich und in ihm.

Ein heißer Wirbel stieg in ihr auf — Scham war es und Freude an der Scham und Stolz und Staunen und Entzücken.

Es hörte auf zu regnen; er erhob sich.

„Nun also", sagte er und lächelte verwirrt. „Es scheint, wir sind bald da . . . Bleiben Sie sitzen, aber bleiben Sie doch sitzen", setzte er hastig hinzu und legte ihr den Mantel über die Schultern. „Sie werden sich erkälten . . ."

Aber es machte ihr keinen Spaß, so allein zu sitzen. Sie warf den Mantel ab und fing an, ihren Rocksaum auszuwringen. Die Sonne brannte schon wieder. Bis zum Fußgelenk stand das Wasser im Wagen. Die Luft roch nach verschwenderisch getränkter Erde, nach nassem Buchweizen, nach nassem Wermut — es war herrlich. Und auch sein Gesicht war herrlich. Am herrlichsten aber war der Regen, — warum er bloß so schnell aufgehört hatte? Es hätte endlos weiterregnen können.

Dann waren sie am Ziel. Und ohne etwas wahrzunehmen — außer dem, was in ihr wogte —, ohne an die Schau, die Akrobaten und die eigene Nässe zu denken, stieg sie aus dem Wagen.

Bis dahin hatte Lena keinen Menschen auf der Welt geliebt.

Sie hatte niemanden, an den sie ihr Herz hängen konnte. Das Leben trieb sie seit jeher an Menschen, Dingen und Häusern vorbei. Sie hatte nie eine eigene Familie gehabt, nie ein eigenes Zimmer. Sogar ihr Name wurde mehrmals gewechselt. Die Mutter hatte sie Valentina getauft und Walja genannt. Im Kinderheim gab es sechs Valentinas und darum nannte man sie dort Tina. Als sie dann groß wurde, mochte sie diesen Namen nicht mehr. Sie nannte sich Jelena.

Sie liebte es nicht, sich zu erinnern. Als sie sechs Jahre

alt war, entfernte man ihr den Blinddarm. Sie lag im Städtischen Krankenhaus, im Kindersaal. Nach der Narkose war ihr sehr übel; sie hatte niemanden, der ihr die Lippen abwischte, und rufen konnte sie auch nicht. Bei anderen Kindern saßen die Mütter, die zu Besuch gekommen waren. Lena wurde hinter einen Schirm gelegt. „Brüll nicht, es tut dir nichts weh!" sagte eine dicke Pflegerin, als Lena stöhnte. Da stöhnte Lena nicht mehr. Hinter dem Schirm fragte jemand:

„Wessen Kind ist das denn?"

Die Pflegerin antwortete:

„Es gehört niemandem; es ist aus dem Waisenhaus."

Bei der Mutter hatte sie es schlecht. Die Mutter trank gern: kaum war etwas Geld im Haus, kamen Schnaps und Gurken auf den Tisch, und allerlei Weiber tranken, sangen, gröhlten und gaben der Mutter gute Ratschläge.

„Zeig ihn doch in der Bezirksstadt an, den Schuft. Einen solchen Schuft muß man vor Gericht stellen — und fertig!"

Den Schuft sah Lena zweimal. Die Mutter wusch sie, zog sie sauber an und führte sie auf den Markt in einen kleinen Privatladen. Daneben stand gleich auf der Straße ein großer Bratofen. Darauf brutzelte appetitlich Hammelfleisch, in kleinen Stückchen auf Holzstäbchen gespießt. In dem Laden stand ein Tisch, darauf ein Salzfaß und eine Pfefferbüchse in Form eines Fäßchens sowie ein Teller mit kleingeschnittenen grünen Zwiebeln. All das gehörte dem Schuft. Er schnitt eigenhändig das Fleisch und briet es; er fegte auch den Boden. Lena und ihre Mutter setzten sich an den Tisch und aßen Hammelfleisch, das sie Stück für Stück mit den Fingern von dem Stäbchen zogen. Das Fett lief bis zum Ellbogen über Lenas Arme und ließ schräge Spuren zurück.

Der Wirt setzte sich zu ihnen und wischte sich mit seiner schmutzigen Schürze den Schweiß vom Gesicht.

„Iß", sagte er seufzend zu Lena. „Iß, das hier wird weich sein." Und er legte ihr ein neues Stäbchen mit Fleisch hin, das er vorher prüfend angefaßt hatte. Er war nicht mehr jung, hatte einen gelbgrauen Schnurrbart und trug ein Holzbein.

Die Mutter, deren ganzes Gesicht mit Fett bedeckt war, als ob sie Tränen vergossen hätte, sagte:

„Es preßt einem das Herz ab, wenn man sieht, wie manche Kinder sauber einhergehen und ein anderes den ganzen Herbst und Winter keine Schuhe hat. Warum soll sie's schlechter haben?"

„Essen Sie doch, das hier wird weich sein", murmelte der Wirt und legte ihr wieder Fleisch auf den Teller. „Was soll ich denn machen, wenn ich das Haus voll habe? Jetzt ist noch die Stieftochter mit den Kindern zu Besuch da. Und einen Steuerbefehl hat man mir geschickt, daß es einfach haarsträubend ist — wo ich das nur hernehmen soll, aus welchen Einkünften ... Das Hammelfleisch ist auch wieder teurer geworden, das Geschäft schlecht. Ich werd' Stiefel putzen gehen; etwas anderes bleibt mir nicht übrig."

„Dann darf man eben nicht Mädchen verführen und Versprechungen machen", antwortete die Mutter.

Der Wirt seufzte tief auf und sagte gleichsam zu sich selber:

„Ja, wenn Sie mir etwas nachweisen könnten, dann läge die Sache ganz anders."

„Du lieber Gott!" rief die Mutter und preßte sich das Stäbchen mit dem Fleisch an die Brust.

Lena hörte zu und betrachtete dabei die Pfefferbüchse.

Selbst als sie schon weggingen, mußte sie immer noch nach der Pfefferbüchse blicken, getraute sich aber nicht, darum zu bitten.

Vor dem Abschied gab er der Mutter Geld. Darauf gingen Lena und ihre Mutter zu den Fischbuden; die Mutter kaufte das Nötige zu einem Imbiß und holte dann Schnaps. Als sie zu Hause waren, kamen wieder die Frauen; es wurde gesungen und getrunken. Die Mutter rief, knallrot im Gesicht:

„Ich werd's ihm geben, dem Schuft — Beweise! Ich werd' ihm zeigen, wie man Frauen verführt — diesem Hurensohn, diesem regenerierten Substrakt!"

„Anzeigen ... anzeigen in der Bezirksstadt", riet der Chor. „Wenn man so einem Schweinehund das durchgehen läßt, stellt er noch ganz andere Sachen an."

Die Mutter arbeitete bei der Müll- und Abfallverwertung als Lumpensammlerin. Manchmal verschwand sie für zwei, drei Tage. Einmal kam sie mit einem Mann heim. Sie aßen zu Abend und legten sich dann ins Bett, Lena aber wurde von der Mutter auf zwei zusammengeschobene Stühle gebettet. Am Morgen wachte Lena auf, trat an das Bett und sah sich den Besucher an. Der schlief am Rand und ließ den dicken Arm fast bis zum Boden hängen. Die blauen Adern auf dem Arm waren geschwollen. Die Finger waren bis zur Hälfte mit schwarzem Flaum behaart. Lena ekelte sich. Sie nahm einen Holzspan und schlug auf die blauen Adern an dem scheußlichen Arm. Der Arm schlief weiter.

Gegen Mittag stand die Mutter auf, lief in den Laden und setzte sich wieder mit dem Gast an den Tisch. Lena bekam ein halbes Glas Bier und ein Stück Sulze. Dem Gespräch entnahm sie, daß die Mutter fortreisen wollte. Sie freute sich

sehr darauf. Von dem Bier mußte sie zuerst lachen, aber dann schlief sie auf ihrem Stuhl ein. Am anderen Tag führte die Mutter sie in eine Straße und zeigte ihr ein weißes, einstöckiges Haus mit abbröckelndem Verputz.

„Da gehst du hinein", sagte sie, „ganz einfach hinein, ohne viel Geschichten. ‚Ich bin eine Waise', sagst du, ‚und habe keinen Vater und keine Mutter. Ich habe niemanden'."

Die Mutter buk Pirogi; die Gevatterinnen brachten Geschirr, und es wurde ein großer Schmaus. Die Mutter tanzte wie toll, ganz zerzaust und in einer neuen seidenen Bluse, aber dann setzte sie sich an den Tisch und stützte den Kopf auf die Fäuste.

„Die Liebe ist mein Schicksal", sagte sie. „Wer kann ihm einen Vorwurf machen? Der eine sagt sich von seinem eigenen Fleisch und Blut los, und der andere soll es wohl auflesen? Wenn der Schuft mir wenigstens richtig Elemente zahlen täte! Aber er glaubt, er kann mich mit Hammelfleisch abspeisen, der Lump. Als ob ich eine blöde Gans wäre. Ich werde schon noch Kinder kriegen!"

„Das wirst du, Pascha, das wirst du! Verlier nur nicht die Hoffnung", brüllte der fremde Mann, und wieder lief sie in den Kreis und tanzte in ihrer hellblauen Bluse, die steif wie Baumrinde an ihr saß.

Lena war von all dem Lärm und Gestampfe müde geworden. Sie setzte sich das zerrissene Strickmützchen auf, ihr einziges, das sie Sommer und Winter trug, nahm ihre Spielsachen — eine leere Schuhcremedose und den Griff einer Ahle — und leise, ohne daß es jemand merkte, trat sie auf die Straße hinaus und wanderte geradewegs zu dem einstöckigen weißen Haus mit dem abbröckelnden Verputz.

„Ich bin eine Waise", sagte sie zu den zwei großen kurz-

geschorenen Mädchen, die am Tor standen. „Ich habe keinen Vater und keine Mutter, ich habe niemanden."

Die Mädchen sahen schweigend und ernst zu ihr herab. Sie hob das Gesicht und wiederholte die eingelernten Worte. Das eine Mädchen fragte:

„Wie alt bist du?"

Das andere Mädchen sagte zu dem ersten:

„Soll ich Anna Jakowlewna rufen?"

Lena schaute durchs Tor. Da war ein Spielplatz mit einer Schaukel und ringsherum grüner Rasen.

„Ich bin eine Waise", wiederholte Lena fröhlich.

Dann kam Anna Jakowlewna, nahm Lena bei der Hand und führte sie ins Haus.

Dort wurde sie von Erwachsenen umringt, die sie ausfragten, wer sie hierher geschickt habe und wo sie wohne. Alle waren sie groß; sie setzten sie auf den Tisch, als sie mit ihr sprachen. Aber sie war trotzdem schlauer.

„Niemand hat mich hergeschickt", antwortete sie und schlenkerte mit den Beinen. „Ich wohne nirgends."

Sie begriff, daß man sie heimsenden wollte. Aber sie wäre doch so gern in diesem Haus mit der Schaukel und dem grünen Rasen geblieben.

„Ich will hier wohnen", sagte sie ohne Umschweife.

Die Großen lachten, und ein Mann mit goldener Brille sagte:

„Wir müssen es der Miliz melden."

Immerhin blieb sie über Nacht in diesem Haus und schlief im Bett der Köchin. Die badete sie im Waschtrog und schnitt ihr das Haar. Den ganzen Abend und den ganze Morgen ließen die Kinder sie schaukeln. Sie waren größer als Lena. Kleine Kinder gab es hier im Hause nicht.

Als die Köchin Lena badete, sagte sie voll Entrüstung:

„Einer solchen Mutter sollte man das Maul auf dem Tisch blutig schlagen ... Was hat die mit dem Kind nur getrieben, daß es von oben bis unten verlaust ist?!"

Dann kam jemand von der Miliz. Der Mann mit der goldenen Brille nahm Lena beiseite und sagte ihr geheimnisvoll, daß sie dem Milizionär alles schön wahrheitsgemäß sagen müsse, sonst könne die Sache ein schlimmes Ende nehmen, denn Lena werde am Ende zur Miliz abgeführt.

„Meinetwegen!" antwortete Lena. „Ich hab' keine Angst vor der Miliz."

Und sie sagte dem Milizionär, daß sie eine Waise sei und nirgends wohne.

„Und was macht deine Mutter?" fragte der Milizionär.

„Lumpen sammeln", erwiderte Lena.

Alle fingen zu lachen an. Aber was man auch unternahm — die Mutter, die Lumpen sammelte und eine kleine Tochter namens Valentina hatte, war unauffindbar; sie war bereits weggefahren, und Lena kam in ein Heim für Kleinkinder.

Dort blieb sie ein Jahr. Sie war anspruchslos und trug keinem etwas nach. Ohne sich jemandem anzuschließen und ohne von jemandem etwas zu verlangen, verzieh sie allen. Was man ihr gab, nahm sie mit Vergnügen an, aber ohne Dankbarkeit.

Sie gewöhnte sich rasch an die Fürsorge der Menschen und fand es nicht weiter verwunderlich, daß man ihr zu essen gab, sie anzog und ihr das Lesen beibrachte, daß fremde Frauen ihre Kleider wuschen und andere Frauen vor ihr in die Hände klatschten und sangen:

„Mit den Füßchen
Trapp, trapp, trapp.
Mit den Händchen
Klapp, klapp, klapp."

Außerdem sangen sie: „Feindliche Stürme durchtoben die Lüfte" und „Wacht auf, Verdammte dieser Erde!" Das Singen betrachtete Lena als eine unvermeidliche Pflicht.

Ein Jahr später wurde das Heim aufgelöst, und Lena kam in ein anderes, das in einer anderen Stadt lag. Der Winter war hier länger und kälter, die Öfen wurden statt mit Holz mit Kohle geheizt, aber sonst blieb alles gleich.

Sie wuchs heran. Die kleine Walja — das war einmal, das war ein anderes Mädchen gewesen — vor langer Zeit. Jetzt hieß sie Tina. Sie hatte ein Obdach, aber kein Heim. Sie hatte Freundinnen, aber keine Familie. Man sorgte für sie, aber ohne Zärtlichkeit. Niemand tat ihr etwas zu leid, aber es liebkoste sie auch niemand.

Sie tat gewissenhaft alles, was man von ihr verlangte; sie hatte es nicht gern, wenn man sie schalt. Als sie ungefähr sieben Jahre alt war, kam ein neuer Leiter in das Heim, ein Jungkommunist.

„Schluß damit!" sagte er, als er das Lied: „Mit den Füßchen trapp, trapp, trapp" gehört hatte. „Ihr macht mir ja aus den Kindern Kretins; sie sind ohnehin schon halb verblödet. Die Kinder müssen Sport treiben."

Das Turnen gefiel Lena. Sie war die Gelenkigste und Kräftigste von allen. Man lobte sie; das war angenehm. Von nun an war sie immer bemüht, alles so zu machen, daß sie gelobt wurde.

In der siebenten Klasse unterrichtete man Verfassungskunde.

Der Lehrer las einen Artikel aus der Verfassung vor und erklärte dann des langen und breiten, daß dies ein guter und gerechter Artikel sei. Lena schaute den Lehrer an und dachte: warum strengt sich der Mann so an, das ist doch allen klar.

Sie war nun schon in dem fünften Kinderheim, gehörte dem Komssomol an, besuchte Sportkurse und wurde Jelena genannt. Dann fing der Lehrer wieder von demselben an, nur diesmal vom anderen Ende ... Er wies nach, daß der Sowjetstaat der schönste und beste Staat auf Erden sei ... Für Lena gab es keinen anderen Staat als den Sowjetstaat. Sie war ein Kind dieses Staates. Er war ihr Haus, ihre Erde, ihr Himmel. Auf dieser Erde konnte sie zu jedem Menschen „Genosse" sagen. Sie konnte von jedem ein Stück Brot annehmen und ihr Brot mit jedem teilen. Ohne Schüchternheit ging sie in jedes Amt, und solange sich das Gespräch auf sachlicher, amtlicher Grundlage bewegte, hielt sie sich selbstsicher, war schlagfertig und witzig. Aber kaum ging man zu Persönlichem über, wurde sie scheu und verkroch sich in ihre Schale — an solche Gespräche war sie nicht gewöhnt.

Zweimal hätte sie beinah ihr Herz mehr, als gut ist, an Menschen gehängt.

Als sie den Kurs absolvierte hatte, wurde sie Sportlehrerin in einer Eisenbahnerschule und zog in eine Gemeinschaftswohnung der Eisenbahnersiedlung.

Sekretärin des Bezirkssportsowjets war Katja Grjasnowa. Sie hatte schwarze, dumme, gute Augen und Wangen, die

aussahen wie Schinken. Zum Sport hatte sie keine Beziehung. Vom vielen Hocken in der Kanzlei war sie fett geworden. Sie schwärmte für Lena.

„Wie hältst du es bloß in einer Gemeinschaftswohnung aus?" fragte sie. „Das ist doch ungemütlich und unbequem."

Sie lud Lena ein. Lena besuchte sie. Katjas Mutter hatte ein Häuschen mit drei Zimmern, eine Kuh und einen kleinen Garten mit Himbeersträuchern. Den Tee trank man vor dem summenden Samowar unter einem Ailanthusbaum. Auf Katjas Bett lagen an fünfzehn Kissen mit Stickereien, die Katjas Mutter selbst verfertigt hatte. Lena starrte diese Kissen an wie damals als Kind die Pfefferbüchse.

„Ja, du hast es gut", meinte sie und seufzte unwillkürlich.

„Zieh doch zu uns", lud Katja ein, „wir werden hier hausen wie zwei Schwestern. Du zahlst uns Miete, was du eben kannst. Wir haben eine gute Kuh, du wirst bald zunehmen. Du siehst ja wie ein Gerippe aus."

„Ja, ziehen Sie doch zu uns, Lenotschka", stimmte Katjas Mutter bei. „Katjetschka hat Sie sehr liebgewonnen, und es ist nicht gut, wenn ein Fräulein in so einer Gemeinschaftswohnung lebt. Wer weiß, was da, Gott behüte, nicht alles passieren kann!"

Katjas Mutter war ein stille Frau; über ihr Gesicht zogen sich strahlenförmige Runzeln, und ihre Augen waren ebenso gutmütig wie die Katjas.

Lena übersiedelte. Sie stellten ihr ein zweites Bett in Katjas Zimmer. Diese legte eigenhändig die Hälfte ihrer Kissen von ihrem Bett auf das Lenas. Lena bekam kuhwarme Milch. Das Leben wurde leicht und bequem. Aber bald hatte die Herrlichkeit ein Ende.

Zu Katja kam öfters ein junger Mann zu Besuch, ein

Kindheitsgespiele. Er arbeitete irgendwo als Buchhaltergehilfe und spielte abends im Garten unter dem Ailanthus Mandoline. Lena verachtete ihn, weil er keinen Sport trieb. Sie hätte nicht einmal sagen können, welche Farbe seine Augen hatten.

Eines Abends kam sie nach Hause und fand Katja in Tränen aufgelöst.

„Was gibt es denn?" fragte sie mit ehrlichstem Mitgefühl.

„Nichts", antwortete Katja und schluckte ihre Tränen. Sie saß bitterböse da und würdigte Lena keines Blicks. Im Nebenzimmer hörte man Katjas Mutter murmeln:

„Dafür findet man keine Worte — Wohltaten so heimzuzahlen!"

„Was ist euch denn passiert?" fragte Lena.

„Wenn man mir Gutes tut", fuhr Katjas Mutter fort und kam zur Tür herein, „bin ich verpflichtet, auch Gutes zu tun, und darf nicht so handeln."

„Ja, was hat's denn gegeben?" fragte Lena, die nicht ahnte, daß dies alles ihr galt.

„Wir haben Sie wie ein Familienmitglied behandelt, Lenotschka", sagte Katjas Mutter. „Und was ist der Dank dafür? Es ist unvorstellbar! Nur heutzutage nehmen sich junge Damen so etwas heraus."

„Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen", sagte Lena, „ich habe nichts Böses getan."

„Rechtfertigen Sie sich nicht, meine Liebe, rechtfertigen Sie sich nicht. In derlei Dingen hat immer die Frau die Schuld. So ein junger Mann ist wie ein Kälbchen, — wohin man es zieht, dorthin geht es."

„Glauben Sie vielleicht, ich bin in Katjas Bräutigam verliebt?" fragte Lena staunend. Sie mußte lachen. „Ich bin gewiß nicht verliebt in ihn!"

„Es behauptet auch niemand, daß Sie verliebt sind, Lenotschka", antwortete Katjas Mutter. „Aber daß er sich in Sie verliebt hat, das ist — Sie müssen schon entschuldigen — weder schön noch anständig von Ihnen."

Katja ließ den Kopf auf den Tisch sinken und schluchzte heftig.

„Ich weiß von nichts", antwortete Lena, und ihre Stimme bebte vor Wut. „Hol' ihn der Teufel ... ich brauche ihn doch nicht!"

„Wir wissen nicht, wieweit das mit dem Teufelholen stimmt. Immerhin ... ein junger Mann, trinkt nicht, sieht gut aus, hat ein hübsches Einkommen ..."

Lena ging in das Zimmer, das sie gemeinsam mit Katja bewohnte und legte sich aufs Bett. Die Menschen sind eben so lange gut, solang man sich ihnen nicht näher anschließt. Sie wollte fort von hier.

Da kam Katja, setzte sich zu ihr und umarmte sie.

„Sei nicht böse auf Mama", sagte sie. „Ich weiß, daß du nicht Schuld hast. Alle Männer sind eben einfach Schufte."

Lena mußte an den Schuft mit dem Hammelfleisch denken. Sie lachte. Katja küßte sie, ganz stolz auf ihre Großmut. Dann gingen sie zum Abendessen. Lena trank kuhwarme Milch und dachte: „Ich mag nicht mehr. Ich will fort."

Ein paar Tage später bekam sie von Katjas Bräutigam einen kurzen Brief mit einer Liebeserklärung. Sie zerriß ihn und zog wieder in die Gemeinschaftswohnung.

Der zweite Fall trug sich ein halbes Jahr vor ihrer Heirat zu.

Im unteren Stockwerk des Eisenbahnerheims hausten die Männer. Oben bei den Frauen war es immer sauber; auf

dem Herd funkelten Aluminiumtöpfe und hellblaue Teekessel. Die Männer unten brieten Spiegeleier und wärmten in völlig verrußten Emailbechern Wasser zum Rasieren. Sie husteten laut, spuckten auf den Boden und warfen die Zigarettenstummel überall hin. Lena vermied es, Bekanntschaft mit ihnen zu schließen.

Als sie eines Tages durch den unteren Korridor ging, wurde sie von jemandem angehalten.

„Genossin", sagte ein tiefer Bariton, „entschuldigen Sie, haben Sie nicht zufällig ein Thermometer?"

„Was für ein Thermometer?" fragte Lena und blieb stehen.

„Ein ganz gewöhnliches Fieberthermometer", antwortete der Bariton. „Ich glaube nämlich, ich habe Fieber, und möchte mich messen."

„Gleich hole ich eines", erklärte Lena und ging nach oben.

Ihre Nachbarin besaß ein Thermometer. Lena stieg wieder hinunter.

Der Bariton hatte vertrauensvoll an Ort und Stelle gewartet. Er bedankte sich und fragte, in welchem Zimmer sie wohne. Eine Viertelstunde später klopfte er an.

„Neununddreißig, vier", teilte er ihr mit, als hätte sie danach gefragt. „Hol's der Teufel; man wird es nicht los."

„Was haben Sie denn?" fragte Lena, die in ihrem Leben außer Blinddarmentzündung keinerlei Krankheit gekannt hatte.

„Malaria."

Er drückte sich an der Tür herum; er wollte offenbar nicht fort. Er hatte ein langes, schmales Intellektuellengesicht mit gebogener Nase.

„Und das Chinin ist zu Ende", bemerkte er und neigte wie ein Märtyrer den Kopf. „Aber ich gehe gleich in die Apotheke. Ich bin gewöhnt, mit jeder Temperatur auszugehen", setzte er hinzu und machte eine resignierte Handbewegung.

Es war Winter, an die zwanzig Grad Kälte, und Lena sagte:

„Geben Sie mir das Rezept, ich gehe hin."

„Aber nicht doch", sagte er. „Wozu denn?"

„Wie Sie wollen", sagte sie.

„Es kostet einen Rubel zwanzig", sagte er. Er gab ihr das Rezept und einen Rubel und zwanzig Kopeken. Seine Hände waren sehr schmal; als er das Geld aus dem Portemonnaie nahm, spreizte er den kleinen Finger ab.

Sie brachte ihm das Chinin und gab ihm Tee mit Zitrone. Er tat ihr leid.

Sie befreundeten sich. Jeden Abend klopfte er bei ihr an. Wenn er sich schlecht fühlte, ging sie zu ihm hinunter und pflegte ihn. Er erzählte ihr sein ganzes Leben. Er war Ingenieur. Sie staunte; sie hatte nicht gewußt, daß Ingenieure gemeinsam mit Schaffnern in einem Eisenbahnerheim wohnten.

„Ich hatte eine sehr schöne Wohnung", erklärte er, „ich habe sie meiner Frau überlassen."

Er hatte vier Frauen gehabt. Sie hatten ihn, wie er sagte, alle verlassen. Sie verließen ihn auf originelle Art; die Wohnung mit allem Drum und Dran behielten sie, und der verlassene Bariton übersiedelte mit leichtem Gepäck in ein Junggesellenquartier. Von zweien dieser Frauen hatte er Kinder.

„Reizende kleine Mädchen", meinte er seufzend.

„Warum konnten Sie denn mit keiner auskommen?" fragte Lena.

Statt einer Antwort pfiff er. Er pfiff sehr schön, durchaus nicht wie die Straßenjungen. „Das ist aus der vierten Symphonie von Tschaikowski", bemerkte er, als er mit dem Pfeifen fertig war. Dann fragte er, ob sie Gedichte liebe, und trug ihr Assejews Verse vor: „Nein, meinem Herzen bist du nimmer teuer; wer liebt, der ist nicht so wie du!" Das Gedicht packte sie. Ähnliches hatte sie nie gehört; ihre Bekanntschaft mit der Poesie beschränkte sich auf das Lesebuch für die siebente Klasse. Er kannte eine Unmenge Gedichte auswendig und konnte sie zu jeder Tages- und Nachtzeit deklamieren. Sie saßen oft bis spät nachts beisammen. Sie hatte schon das Verlangen, ihn zu sehen und seine Verse zu hören ... Einmal — das war in seinem Zimmer — rezitierte er ihr Puschkins „Zigeuner". Nach den letzten Versen:

„Auch eure dürft'gen Zelte mieden
Nicht Leidenschaften, haßgewiegt —
Ach nirgends, nirgends wohnt der Frieden,
Und dem Geschick entrinnst du nicht!"

sagte er mit genau derselben herrlichen Stimme: „Ich liebe Sie!" und drückte seine feuchten, nach Tabak riechenden Lippen auf Lenas Mund. Sie sprang auf und gab ihm einen Stoß, daß der gebrechliche Malariakranke mit dem Rücken gegen die Tür flog.

„Kräftig!" sagte er nach kurzem Schweigen.

Sie stand hoch aufgereckt da, ballte die kleinen Fäuste und ging dann federnden Schrittes an ihm vorbei, aus dem Zimmer, ohne ihn eines Blickes zu würdigen.

Wieder in ihrer Stube, spülte sie sich den Mund. Aber

das schien ihr zu wenig. Sie putzte sich die Zähne ... mit Zahnpulver. Sie hatte ein Gefühl, als hätte sie etwas Widerliches geschluckt.

Und nun war die Liebe gekommen.

Niemand sonst auf Erden kannte eine solche Liebe.

„Küß mich! ..."

Wen sonst noch küßte man so?

„Du bist wunderbar. Du hast Knie wie eine Statue, weißt du? Wie eine kleine griechische Göttin."

Wem sonst noch sagte man solche Worte?

„Schlaf, Kleines, liegst du nicht zu hart in meinem Arm?"

Wen sonst behütete man so?

„Küß mich! ..."

Zum erstenmal im Leben hatte sie eine eigene Wohnung. Zwar nur ein Zimmer, aber, du lieber Gott, was stand nicht alles darin! Ein Schrank mit Spiegel und ein Ausziehtisch mit dicken Beinen und ein Schreibtisch und ein Sofa und Stühle! Und in der Küche war noch ein Geschirrschrank. Und das alles gehörte ihr, und sie selbst gehörte Daniil, Danila, Danja, Danjka — was es doch für herrliche Namen gab! Zwanzig Jahre lang hatte sie niemandem gehört, und nun ging sie strahlend am Arm ihres rechtmäßigen Herrn und Gebieters. Sie hielt ihn für nicht mehr jung; er war ja schon achtundzwanzig. Es gefiel ihr, daß er schon angejahrt war; ihrer Ansicht nach verlieh ihm das Solidität.

Er brachte ihr gern Geschenke heim, und jede Kleinigkeit nahm sie mit stürmischer Freude. „Ich habe nie solche Schuhe gehabt", sagte sie. „Ich habe nie solch ein Kleid besessen." Dann meinte er gerührt:

„Du mein Glück, Dutzende solcher Kleider sollst du haben."

Selbst ganz gewöhnliche Schokolade verzehrte sie mit einer Seligkeit, daß es ihm Freude machte, ihr zuzusehen.

Wenn sie im Haushalt zu tun hatte, band sie sich eine Schürze vor; dann sah sie aus, als hätte sie ihr Leben lang nichts anderes getan als in einer eigenen Wohnung die Wirtschaft geführt.

Das Leben war voll Glück und voll Wunder. Die Liebe hatte sie verwandelt — Lena hatte einen neuen Gang angenommen, auch die Schulterhaltung war anders. Ihre Stimme klang tief und gurrend. Die Augen waren dunkel und schmal. Sie strahlte vor Glück und Stolz; man schaute sich auf der Straße nach ihr um, und das erhöhte ihren Triumph.

So verflogen zehn Monate — dreihundert Tage, dreihundert Nächte.

Er wurde sofort einberufen.

Es war ein furchtbarer Tag. Sie sah zum erstenmal, daß sie in seinem Leben nicht an erster Stelle stand.

Er ging durchs Zimmer, legte seine Sachen zusammen und antwortete zerstreut ...

Sie war nicht böse. Darum handelte es sich hier nicht. Sie sah ihn einfach zum erstenmal von dieser Seite.

An erster Stelle in seinem Leben stand eine Männersache, und diese Männersache rief ihn jetzt. Er war noch nicht fort, aber er gehörte ihr nicht mehr.

Anders konnte es auch nicht sein. Sie barg das Gesicht in den Händen. Wäre es anders gewesen — sie hätte aufgehört, ihn zu lieben.

Nein. Aufgehört nicht — das war unmöglich; aber ihr Triumphgefühl hätte sich getrübt. Sie war Sportlerin, Amazone, Siegerin in Wettkämpfen, sie hatte Verständnis für derlei Dinge. Triumphieren kann nur, wer Starke besiegt. Ein schwaches Herz besiegen — ist das eine Ehre? Er hatte ein starkes Herz. Sie war stolz auf ihn.

Sie mußte etwas tun, damit er erkenne, daß sie das alles verstand. Daß er mit ihr zufrieden fortzog.

Vor allem durfte sie ihre Verzweiflung nicht zeigen. Er hielt sich gut — einfach und ruhig. Er scherzte. Sie konnte das auch.

Und dann mußte sie ihm beim Packen helfen. Was saß sie denn herum, die Hände im Schoß, als ob sie zu Besuch wäre? Da legte er gerade ein Hemd in den Rucksack, und an diesem Hemd fehlte ein Knopf; sie wußte es genau.

„Warte, Danja, ich mache das schon."

Sie nahm die Wäsche aus dem Rucksack, sah jedes Stück durch und besserte es aus. Dann packte sie Mundvorrat ein — nur wenig; er wollte es so. Sie erinnerte ihn an das Rasierzeug. Und die Schuhcreme sollte er nicht vergessen. Und die Schuhbürste auch nicht. Sie packte ihm Kuverts, Briefpapier und Streichhölzer ein.

Er setzte sich und sah zu, wie sie seine Sachen einpackte. Und auch das war gut so: der Mann saß ruhig da und rauchte, während die Frau ihn für den Feldzug rüstete.

Als alles fertig war und er auf sie zutrat, um sie zum Abschied in die Arme zu nehmen, zog sie seinen Kopf an ihre Brust und blickte ihm mit einem neuen Gefühl unendlicher Vertrautheit und Zärtlichkeit ins Gesicht, einem Gefühl, das ihr fast das Herz zerriß.

Sie war seine Schwester, sie war seine Mutter, wie sie

früher seine Geliebte gewesen war. Sie war für ihn alles auf der Welt.

Sie brachte ihn zum Bahnhof und verabschiedete sich ohne Tränen. Er fragte sie:

„Was wirst du ohne mich machen?"

Sie antwortete mit schuldbewußtem Lächeln:

„Ich habe mir noch nichts ausgedacht."

Er schaute sie an, und in seinen Augen stieg Unruhe auf.

„Wirst du dir auch nicht etwas sehr Verrücktes ausdenken?"

„Nein, nicht sehr", versprach sie.

„Bitte, keine Romantik, Kleine. Man muß mit klarem Kopf kämpfen."

„Ja, keine Romantik."

Ein letzter, verzweifelt wilder Kuß, nach dem nichts mehr zu sagen blieb. Er stieg in den Wagen. Sie verließ den Bahnhof; ihre Augen sahen nichts.

Sie ging nach Hause; ihre Augen sahen nichts. Im Zimmer lagen die Sachen ... Sie brauchte nichts, da er weg war. Wie lange konnte der Krieg dauern? Zwei Jahre, — hatte er gesagt. Zwei Jahre! Da doch ohne ihn keine Minute Wert und Inhalt hatte! Sie starb ja gewiß vor Sehnsucht. Wie sollte sie weiterleben? Es war zum Ersticken!

Sie saß auf dem Fußboden, zwischen offenen Koffern und verstreuten Wäschestücken. Ihr Gesicht war grau, die Augen erloschen. Auch die Lippen waren grau. Dann aber zog ein Lächeln darüber hin. Sie hob die nun wieder glänzenden Augen. Sie wollte das gleiche Los haben wie er.

Sie stand auf, legte das teure Kleid ab, in dem sie ihn zum Bahnhof begleitet hatte, und streifte sich die alte blaue, an den Ärmeln gestopfte Sportbluse über. Den einen

Wohnungsschlüssel übergab sie dem Hausverwalter. Den anderen bekam Katja Grjasnowa, damit sie manchmal nach der Wohnung schaue. Was sollte sie weiter hier sitzen! Sie mußte nur alles schön aufräumen — für den Fall, daß er eher zurückkam als sie. Sie machte Ordnung, verließ ihr Paradies und ging ins Militärkommissariat.

Sie gefiel Danilow.

„Kräftig", sagte er. „Sie kann ohne weiteres einen Mann allein auf den Armen schleppen."

Auch ihr gefiel Danilow. Eigentlich weniger er als sein Name. Alle nannten ihn Genosse Kommissar. Sie aber nannte ihn: Genosse Danilow. Es machte ihr Freude, diesen Namen auszusprechen. Er erinnerte sie an den Namen des Geliebten: Danila, Daniil, Danja, Danjka...

Danilow hatte sie eigentlich für den Apothekenwaggon bestimmt. Er stellte sich vor, wie geschickt sie den Verwundeten auf den Verbandtisch hinaufhelfen konnte. Aber Julia Dmitrijewna, die Verbandschwester, sagte zu dem Chefarzt:

„Genosse Chefarzt, ich bitte Sie, teilen Sie mir eine andere Sanitäterin zu."

„Warum denn? Gefällt Sie Ihnen nicht?" erkundigte sich der immer zuvorkommende Dr. Bjelow voll Interesse.

„Ja, sie gefällt mir nicht."

„Hm", meinte er, „wissen Sie, sie kommt auch mir so... vor... so..."

Julia Dmitrijewna preßte die dünnen, schnurgerade geschnittenen Lippen zusammen.

„Ja, eben so..."

„Nun, nicht ganz so... Was meinen Sie?"

„Der Leichtsinn steht ihr im Gesicht geschrieben", zischte Julia Dmitrijewna.

„Ja, ja, Leichtsinn... Gut", meinte Dr. Bjelow — ganz Chef — und nickte. „Ich werde mir den Fall überlegen."

Zu Danilow bemerkte er:

„Sollte man nicht doch eine andere Sanitäterin für die Apotheke bestimmen?"

„Warum denn?" fragte nun auch Danilow. „Glauben Sie, daß sie es nicht schafft?"

„Ja, sie schafft es nicht. Wir haben sie uns angesehen, die Schwester und ich, wissen Sie! Sie schafft es nicht. Diese Leichtigkeit, diese Leichtigkeit! Dort brauchen wir etwas Gesetzteres."

Danilow widersprach nicht: die Mediziner mußten das ja besser wissen. In die Apotheke schickte man Klawa Muchina, und Lena kam in den Pullmanwagen.

Sie ging durch den Waggon, räumte und ordnete in einem fort. Immer wieder setzte sich Staub auf die Fensterscheiben und die lackierten Wandbretter. Lena war ein wenig verletzt, weil man sie aus der Apotheke entfernt hatte. Natürlich stak dieser rothäutige Teufel dahinter, die Verbandschwester! Eine Vogelscheuche, wie sie im Buch stand. Sicher war sie noch nie von jemandem geliebt worden. Das geschah ihr auch recht! Weshalb war sie ihr, Lena, so aufsässig? Und Lenas Waggon sollte, dieser alten Hexe zum Trotz, der sauberste sein! So lief sie den ganzen Tag mit Eimer und Putzlappen umher, bearbeitete die Fensterscheiben mit Zeitungspapier, wie es Katjas Mutter immer gemacht hatte, und schüttelte die Decken aus... Fliegen, Fliegen ... woher die bloß kamen! Noch waren kein

Krümchen Brot und keine Menschenseele im Waggon, und schon schwirrte eine Fliege herein, und gleich darauf die zweite... Lena pirschte sich an die Fliegen heran. Eine hatte sie jetzt schon! Aber die andere suchte sich ein Versteck, Lena fand sie nicht. Klawa Muchina verfertigte aus Binden Lampenschirme. Die waren mit vielen Rosetten verziert. Lena beneidete Klawa — sie selber konnte keine Rosetten machen. Sie beschloß, sich mit Klawa anzufreunden, um es von ihr zu lernen. Aber Klawa stak Tag und Nacht in der Apotheke, und Lena ließ sich dort möglichst wenig blicken, um nicht mit Julia Dmitrijewna zusammenzukommen.

...Und immer war ihr Mann neben ihr, keinen Schritt wich er von ihrer Seite. Allerdings konnte sie nicht mehr die ganze Zeit mit ihm reden wie früher, und jede ihrer Bewegungen so berechnen, daß sie ihm gefiel. Sie hatte sehr viel zu tun; dennoch vergaß sie keine Minute, daß er bei ihr war, und von Zeit zu Zeit warf sie ihm ein paar Worte zu. „Siehst du, Danja, so macht man das", sagte sie sinnend, während sie die Kissen auf den Betten hochschüttelte und stolz das Werk ihrer Hände besah. „Und jetzt wischen wir noch einmal den Boden auf!" teilte sie ihm mit. Erst wenn die Ruhestunde kam, ließ sie sich ganz in jene zärtlich trügerische Welt versinken, in der es nichts gab — nur ihn, sie und ihre Liebe.

Aber für diese Welt hatte sie sehr wenig Zeit. Bald rief man sie zum Kartoffelschälen in die Küche, bald hielt Doktor Suprugow einen Vortrag über Hygiene. Am frühen Morgen pflegte Kommissar Danilow die Mannschaft zu versammeln und den Heeresbericht vorzulesen; dabei erklärte er, was für Barbaren die Faschisten waren, daß alle

unsere Mißerfolge nur eine vorübergehende Erscheinung darstellten und daß schließlich und endlich die Rote Armee siegen und die Hitlerfaschisten zerschmettern werde... Lena hörte zu und dachte: „Warum redest du so lange? Das weiß ich ganz von selber, daß wir siegen werden — Danjka und ich. Anders kann es gar nicht sein. Sonst wird man Danjka töten und auch mich, und wir können nie wieder glücklich sein..." Es beunruhigte sie nicht besonders, daß die Deutschen eine Stadt nach der anderen nahmen. Na, schön, noch eine Stadt! Nichts zu machen. Wir nehmen sie uns einmal ja doch wieder. Nur schnell sollte es gehen, damit das alte Leben recht bald wiederkehrte und damit Danjka zurückkam. Sie hatte noch keinen Brief von ihm erhalten; aber sie wußte, daß er am Leben war.

Nachts schlief Lena fest; weder Danilows Rundgang noch das Rattern des Zuges weckten sie. Sie erwachte, als der Tag schon dämmerte. Kurz vorher hatte sie etwas sehr Schönes geträumt.

Sie lag mit geschlossenen Augen da und lächelte diesem Schönen zu; da aber — immer noch hatte sie die Augen geschlossen — wurde ihr bewußt: das alles war nicht wahr, sie befand sich in einem Lazarettzug; sie fuhren an die Front, um Verwundete zu holen, der Zug stand jetzt — sollten sie wirklich schon an Ort und Stelle sein?

Sie sprang auf und steckte den Kopf aus dem Fenster — ein Bahnwächterhäuschen, eine Wiese, ein Wald; in dem Wald zwitscherten schon die Vögel, im Osten stieg rosenrot, durchsichtig und klar der Tag auf. Am liebsten hätte sie geweint — so schön war das! Und über den ganzen

Himmel zogen Wölkchen hin, gleich rosigem Flaum — noch nie hatte sie einen so schönen Himmel gesehen ...

Sie staken wieder einmal auf einer Ausweichstelle fest. Man hatte es eben nicht eilig mit ihnen ...

Sie stand früh auf. Alles lag noch im Schlaf. Bis zur Zeit des Weckens waren es zwei Stunden ... Wie wäre es gewesen, sich wieder hinzulegen und zu warten — vielleicht kam noch einmal ein so schöner Traum ...

Da war aber auch schon der Kommissar. Also ebenfalls so früh auf den Beinen. Er kam aus dem Küchenwagen. Lena zog sich den Rock an und sprang barfuß aus dem Zug. Der Morgen war frisch, die Vögel zwitscherten immer heller. In dem kleinen Garten vor dem Bahnwächterhäuschen blühte ein Fliederstrauch, — das Grün verschwand unter den riesigen lilafarbenen Dolden ... Lena wollte sich einen Zweig brechen und ging auf den Zaun zu.

„He, Ogorodnikowa!" rief Danilow sie an, als sie gerade die Hand nach dem Flieder ausstreckte. „Flink zurück! Wir fahren gleich. Sonst bleibst du hier."

Lena verzog nur den Mund. Sie fuhren gleich! Auch schon ein Expreß! Als ob sie da nicht im Fahren hätte aufspringen können! Sie brach den Zweig ab; kühles Naß spritzte ihr ins Gesicht.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Danilow stieg ein. Lena zauderte absichtlich auf dem Bahndamm. Warmer Wind streifte durch die Räder auf ihre nackten Beine. Als der letzte Wagen auf gleicher Höhe mit ihr war, packte sie die Griffstange und sprang mit leichtem Abstoß auf das in der Höhe ihrer Oberschenkel befindliche Trittbrett. Dann stand sie auf dem Trittbrett und freute sich über sich — wie geschmeidig und stark sie war und wie herrlich der Wind

über Stirn und Brust strich ... „Siehst du, Danja", sagte sie lächelnd, „siehst du, was du für ein Mädel hast! ..." Und nachdem sie ihm Gelegenheit gegeben hatte, sie nach Herzenslust zu bewundern, verschwand sie in dem Waggon.

III

DOKTOR BJELOW

In Leningrad machte der Lazarettzug auf dem Rangierbahnhof „Witebsk" halt. Die Lokomotive hätten sie in einer halben Stunde bekommen sollen; aber nun waren schon zwei Stunden um, und die Lokomotive war noch immer nicht da. Doktor Bjelow wanderte neben dem Stabswagen auf und ab und murmelte:

„Einfach entsetzlich, so etwas!"

Das bezog sich nicht auf den langen Aufenthalt. Der Doktor hatte in Wologda seine Frau telegraphisch benachrichtigt, daß er Leningrad passieren werde, und hatte sie gebeten, sich auf dem Bahnhof einzufinden. Aber auf welchem Bahnhof man den Zug aufnehmen werde, das hatte Doktor Bjelow bis zum heutigen Morgen selbst nicht gewußt. Und nun kam sie nicht. Das war entsetzlich. Und das Schlimmste, vielleicht war sie schon hier, vielleicht irrte sie auf dieser glutheißen, in Eisen geflochtenen Erde umher und suchte ihn. Alle Gleise standen voll mit Zügen — tausende Waggons. Sie konnte ihn gar nicht finden. Die Lokomotive kam gewiß bald, und dann mußten sie abfahren. Der Doktor litt Qualen. Ein paarmal hatte er sich schon aufmachen wollen, um zwischen den Zügen nach

seiner Frau zu suchen. Er hatte sich sogar schon ein Stück von dem Stabswaggon entfernt. Aber dann bekam er es plötzlich mit der Angst — wenn der Zug nun ohne ihn abging? Natürlich konnte er ihm nachfahren. Aber was sagte dann Danilow? Vor Danilow hatte der Doktor ein wenig Angst.

Danilow ging vorbei und grüßte militärisch: sie hatten einander heute noch nicht gesehen. Am Morgen war Parteiversammlung gewesen, und man hatte einen Parteiorganisator gewählt. Die Wahl fiel auf Julia Dmitrijewna. Auch Danilow hatte für sie gestimmt, einfach, weil sonst niemand in Frage kam. Nun aber plagten ihn Zweifel. Trotz ihrer ganzen männlichen Art war Julia Dmitrijewna immerhin eine Frau. Dem Parteiorganisator aber, du lieber Himmel, stand mit Doktor Bjelow ein schweres Stück Arbeit bevor. In Gedanken formulierte Danilow diese Aufgabe so: aus Doktor Bjelow mußte ein Chefarzt gemacht werden. Und wie sollten schwache Frauenhände eine solche Arbeit bewältigen! ...

Danilow salutierte dem Arzt und bedauerte ihn innerlich — der Doktor spazierte in der größten Sonnenglut in voller Uniform herum. Die Brusttaschen seiner Feldbluse standen ab wie viereckige Gußeisenplatten ... Was mochte er da alles hineingestopft haben? Unter dem blanken Mützenschirm glänzte seine Nase; über die Nasenflügel rann in Strömen der Schweiß. Der Doktor glühte wie ein Blechdach.

„Heiß!" meinte Danilow.

„Nicht zu sagen!" antwortete der Doktor. „Durch die Ledersohlen fühlt man, wie glutheiß der Schotter ist. Und wohin man uns bloß abgeschoben hat! Das reinste Eisenbahndschungel. Ich bin ein alter Leningrader, aber diese Gegend kenne ich überhaupt nicht."

Danilow gab keine Antwort — war es nicht gleichgültig, wo sie standen? Die Hauptsache war, daß man fuhr und dorthin fuhr, wo man hinkommen sollte. Er wußte nicht, was den Chef quälte. Er wußte nicht, daß dieser nahe daran war, loszuheulen wie ein kleines Kind.

„Iwan Jegorytsch", fragte der Doktor, „sind Sie in guten Beziehungen zu Ihrer Frau?"

„Ich verstehe Sie nicht", verwunderte sich Danilow. „Sie ist meine Frau, was kann es da für Beziehungen geben?"

„Nein, wissen Sie", meinte der Doktor verwirrt, „ich wollte nur fragen — ob Sie ... Nun, mit einem Wort: es kommt doch vor, daß Menschen dreißig Jahre miteinander leben und daß doch nicht die richtige Freundschaft zwischen ihnen herrscht. Kommt das nicht vor?"

Danilow wandte den Blick ab.

„Natürlich kommt das vor ..."

„Und manchmal ist es das Gegenteil", fuhr der Doktor fort, und sein Gesicht leuchtete plötzlich auf, verklärt von Zärtlichkeit, von Stolz und von verschämtem Entzücken. Danilow kam nicht aus dem Staunen heraus.

Um die letzten Waggons des nebenan stehenden Zuges bog eben eine grauhaarige Frau und schritt über die Gleise. Sie war hochgewachsen, einen Kopf größer als der Doktor. Sie trug ein schlichtes graues Kleid und einen schwarzen Strohhut, wie man ihn in den zwanziger Jahren getragen hatte.

„Sonjetschka ..." sagte der Doktor ganz leise. „Und ich glaubte, du werdest nicht mehr kommen. Iwan Jegorytsch, darf ich Sie meiner Frau vorstellen? ... Sonjetschka, das ist

Iwan Jegorytsch Danilow; ohne ihn wäre ich verloren."

Die Frau sah Danilow ins Gesicht und streckte ihm die Hand hin. An der anderen hing ein riesiges Einkaufsnetz, von unzähligen Paketen geschwellt.

„Komm, ich zeige dir mein Abteil..." murmelte der Doktor, fassungslos vor Glück. „Du bist allein... gib mir das Netz... Natürlich allein... Immer allein... immer..."

„Igor ist beim Befestigungsbau", antwortete sie, während sie hinter ihm herging. „Und Lalja hat sich von der Arbeit nicht freimachen können. Ich habe dir deine Handschuhe mitgebracht. Du hast sie vergessen, Nikolai."

„Schau, schau... wie ein junger Bursche", dachte Danilow, als er sah, wie der Doktor seiner Frau in den Wagen half. Um ihren Arm lief eine tiefe rote Spur von dem schweren Einkaufsnetz. Ihre Hand war welk, blaß und mager.

In dem Abteil surrte der Ventilator.

Der Arzt und seine Frau saßen auf dem Polstersitz. Er hielt ihre Hand. Auf dem Tisch lagen die Pakete aus dem Netz.

„Sonjetschka, merkst du nicht, daß wir beide jetzt genau so sitzen wie an unserem Abschiedsabend? Weißt du noch? Und weißt du noch — damals sagte ich zu dir, es sei vielleicht zum letztenmal. Und nun sitzen wir wieder beisammen. Siehst du, und es ist doch erst anderthalb Wochen her. Weißt du, was ich denke? Ich denke, wir werden noch oft, sehr oft so beisammensitzen. Und was denkst du?"

Sie küßte ihn auf die feuchte, salzige Stirn und sagte weich:

„Das denke ich auch. Bitte, gib mir etwas zu trinken. Kalt und recht viel."

Der Doktor sprang auf und griff sich an den Kopf.

„Liebste, verzeih mir, ich hab' wie immer alles vergessen! Du bist doch ganz matt und abgespannt nach diesen Irrfahrten durch die Dschungel. Du hast mich gesucht! Ach, du lieber Gott!... Hier in der Karaffe ist Wasser — gleich, es ist bloß lauwarm und schal..."

Ein Klopfen an der Glastür. Die dicke rotwangige Frau mit der weißen gekrausten Haube tänzelte kokett mit einem Tablett herein. Auf dem Tablett standen eine Kaffeekanne, Gebäck und ein Krug mit Obstsaft, in dem Eisstückchen schwammen. Hinter Fimas Schulter zeigte sich ein andres Gesicht. Alle wollten sich die Frau des Chefs ansehen.

Der Doktor lachte fröhlich auf.

„Sonjetschka, das hat Danilow angeordnet! Ich versichere dir, das war Danilow! Was für ein Mensch! Fima, wer schickt das? Danilow?"

Fima goß den Kaffee ein und antwortete gemessen:

„Der Wirtschaftsleiter läßt sagen, daß das Schweinskotelett in zehn Minuten fertig ist."

„Sonjetschka, warte mit dem Kaffee. Iß zuerst das Kotelett. Natürlich war das Danilow, nicht der Wirtschaftsleiter. Der Wirtschaftsleiter füttert uns ausschließlich mit Hirsebrei. Stell dir vor: ausschließlich Hirsebrei... Ich wußte gar nicht, daß wir Schweinefleisch haben. Das war Danilow, er will sich von seiner besten Seite zeigen. Was für ein Mensch! Was für ein Mensch... Fima, bringen Sie das Kotelett, bringen Sie es schnell..."

Die Frau wollte, daß auch er esse. Es sei doch viel zu warm, um all das heiße Fett zu essen, und so viel könne sie

überhaupt nicht essen; er wisse doch, daß sie nie so viel esse... Er sagte: „Nein"; aber als sie ihm ein Stückchen auf der Gabel hinhielt, schluckte er es voll Begeisterung. Nein, welch erstaunliches, welch ganz erstaunliches Glück, daß sie ihn gefunden hatte!

„Und wie hast du mich dann doch gefunden? Nicht um die Welt hätte ich das zustande gebracht... Aber ich frage ja lauter Dummheiten, Liebste, verzeih. Was ich sagen wollte... Ja! Und du wirst nicht zum Befestigungsbau geschickt?"

„Nein, ich werde nicht geschickt."

„Selbstverständlich, selbstverständlich, bei deiner schwachen Gesundheit..."

„Ich werde nicht geschickt. Ich gehe von selbst."

Ihr Gesicht bebte.

„Sie schlagen uns. Oh, wie sie uns schlagen, Nikolai..."

Er blickte sie hilflos an.

„Ja, sie schlagen uns... Das ist aber nur vorläufig..."

„Ich weiß, daß das nur vorläufig ist! Ich habe einen Mann aus Wilna gesehen. Welch ein Grauen... Ich will nicht davon sprechen. Frag weiter — was wolltest du mich noch fragen?"

„Lalja und Igor..."

„Lalja geht zur Arbeit. Es heißt, daß auch sie in den nächsten Tagen hinausfahren werden. Igor ist mit dem ersten Transport weg."

„Wohin?"

„Nach Pskow."

Sie weinte. Er ließ ihre Hand los und blickte sie angstvoll an. Früher hatte sie nie geweint. Früher war er oft auf den Sohn eifersüchtig gewesen. Der war mißraten — ein

Faulpelz und ungezogen, und trieb sich ewig, Gott wußte wo, herum. Der Doktor nahm es seiner Frau übel, daß sie dem Sohn alles verzieh und ihm immer die besten Bissen aufhob, während die Tochter zurückgesetzt wurde. Nun begriff er sie. Jedenfalls kam es ihm so vor. Sie hatte gewußt, daß dem Sohn ein besonderes Los bevorstand, das Soldatenlos. Sie sagte ja oft: „Laß nur; wenn er mit der Schule fertig ist, kommt er in die Armee; dort wird man aus ihm einen Menschen machen." Sie wußte im voraus, daß er mit dem ersten Transport hinaus mußte zum Schützengrabenbau; deshalb tat ihr der Junge leid, und sie verwöhnte ihn...

„Sonjetschka, weine nicht", flehte der Doktor. „Warum weinst du, Mädel, als wäre er schon tot!"

„Ich weine nicht seinetwegen. Ich würde selbst hinausfahren, wenn ich von der Arbeit befreit würde. Ich weine, weil ich diese Heeresberichte nicht hören kann."

Ach ja, die Arbeit... er hatte ganz vergessen, sich nach ihrer Arbeit zu erkundigen...

„Da ist alles beim alten. Manchmal wird man richtig wütend — was für eine Zeit, und die Leute denken an falsche Zähne! Da brachte neulich so eine dumme Person Gold. Sie hatte zwei Stahlzähne und wollte sie durch Goldzähne ersetzt haben. Da konnte ich mich nicht zurückhalten und sagte: ‚Sie haben wohl keine bessere Zeit dafür gefunden!' Sie wurde böse und suchte sich einen anderen Zahnarzt. Hol' sie der Teufel!"

„Hol' sie der Teufel!" wiederholte er mechanisch.

Sie verstummten, saßen lange schweigend da und blickten mit ihren guten, verweinten Augen einander an.

Der Kaffee in den Tassen überzog sich mit einer feinen weißen Haut, — auch der Fruchtsaft war vergessen.

Es klopfte wieder. Danilow trat ein, entschuldigte sich und sagte, daß die Lokomotive gleich angekoppelt werde.

„Wie?" fragte der Doktor. „Schon? Also, es ist so weit, Sonjetschka."

Danilow verließ sie, um die Gatten beim Abschied nicht zu stören. Dann ging die Frau des Doktors. Sie schritt zwischen den Gleisen dahin, hochgewachsen, ein wenig gebückt, mit ihrem grauen Haar unter dem altmodischen schwarzen Hut. Der kleine, in seiner Uniform aber stattlicher aussehende Doktor trippelte neben ihr her.

Vor dem Krieg hatte der Doktor ein Tagebuch geführt. In tiefster Seele betrachtete er sich als Literaten. Schließlich hatte es doch Ärzte gegeben, die Schriftsteller waren: Tschechow und Weressajew zum Beispiel. Er war vielleicht kein Romanschriftsteller, aber immerhin ein Publizist wie... „Marat", hatte Sonjetschka eingeworfen, als er ihr eines Tages diesen Gedanken anvertraute. Der Doktor nahm sich ihre Ironie zu Herzen und gestand ihr nie, daß er ein Tagebuch führte. Er schrieb heimlich. Am meisten genierte er sich vor den Kindern. Er ahnte nicht, daß seine Frau und seine Tochter, ohne das voneinander zu wissen, seine Hefte aus dem Schreibtisch holten und sie von A bis Z lasen.

Es war angenehm zu schreiben, weil jedes noch so geringfügige Ereignis in literarischer Darstellung Bedeutsamkeit gewann, ja mitunter geradezu grandios erschien. Wenn der Doktor gelegentlich über einen Bekannten etwas Schlechtes zu schreiben hatte, nannte er ihn nicht bei seinem richtigen Namen, sondern ersetzte diesen durch Buchstaben — N. N., Y. Z. Er fürchtete, daß die Leute, die zu ihm Preferance

spielen kamen, nach seinem Tod, wenn seine Aufzeichnungen entdeckt und veröffentlicht wurden, bemakelt vor der Nachwelt stehen könnten. Vor seiner Abreise hatte er das Tagebuch in eine Mappe gelegt, diese Mappe mit einem Bindfaden verschnürt und sie versiegelt.

„Sonjetschka", sagte er damals zu seiner Frau und reichte ihr die Mappe mit beiden Händen wie ein Heiligenbild, „ich bitte dich, bewahre dies gut auf und öffne es nur im Falle... du verstehst, in welchem Fall."

Und nun, im Zug, nach der Begegnung mit seiner Frau, hatte er wieder das Bedürfnis zu schreiben. Er schlug das dicke, noch nicht begonnene Heft auf, schnupperte mit Vergnügen an dem Wachstucheinband, seufzte und schrieb: „2. Juli 1941. Sonjetschka war bei mir zu Besuch."

Und sogleich verging ihm die Lust zum Schreiben. Der Zug fuhr. In dem Abteil war es kühl. Der Ventilator surrte... In dieser Ecke hatte sie gesessen. Ob sie wohl in die Straßenbahn hineingekommen war oder ob sie noch an der Haltestelle stand?... Der Doktor legte die Stirn auf das Heft, und so saß er lange da und rührte sich nicht.

„Ein merkwürdiger Mensch ist N. N.", schrieb der Doktor am nächsten Tag, als er seine Fassung wiedergefunden hatte. „Ich verstehe I. J. Danilow; ich verstehe auch unsere sympathische, wenn auch etwas rauhe Operationsschwester. Ich verstehe dieses junge Mädchen mit der weißen Haube, das mich bedient und keine größere Freude kennt, als wenn ich die Art lobe, wie sie die Serviette faltet. Ich verstehe den Säufer Z., ich verstehe jeden Menschen im Zug, aber diesen N. N. kann ich beim besten Willen nicht verstehen.

Und dabei ist er mir hier der Nächste oder sollte es jedenfalls sein. Wir gehören demselben Beruf an, wir könnten uns stundenlang miteinander unterhalten, aber weiß Gott, warum — ich habe keine Lust, mit ihm zu sprechen. Er bietet mir Zigaretten an und fließt über vor Höflichkeit, aber hinter dieser Höflichkeit steckt nichts. Ich habe mit ihm über die aktuellen Ereignisse gesprochen; er bediente sich genau der gleichen Worte, die wir in den offiziellen Zeitungsmeldungen finden. Als ich mit ihm über Fragen unserer praktischen Arbeit redete, stimmte er mir zu, selbst als ich absichtlich Dummheiten verzapfte. Ich erkundigte mich nach seiner Familie: er ist unverheiratet und lebt mit seiner alten Mutter. Er scheint ein Büchernarr zu sein. In seinem Coupé hat er eine eigene Bibliothek. Ich bat ihn um ein wenig Lektüre; er wurde verlegen, murmelte etwas und versprach mir dann ein Buch, hat es aber bisher nicht gebracht. Man kann ihn nicht als menschenscheu bezeichnen; er spricht mit den Leuten, läßt aber stets andere ihre Meinung sagen und pflichtet selbst nur bei. Ich bemerke, daß I. J. ihn nicht leiden kann."

Der Doktor tauchte die Feder ins Tintenfaß. Dabei fiel ihm ein, wie die alten Romanciers ihre Helden zu charakterisieren pflegten, und er setzte hinzu:

„Er hat etwas Geheimnisvolles und Abstoßendes."

Die Oberschwester Faina fand den Arzt ebenfalls geheimnisvoll. Aber nicht abstoßend. Oh nein! Und dieses Geheimnisvolle war es, was sie gerade anzog.

„Doktor", sagte sie zu Suprugow und drängte sich mit ihrer heißen Schulter an ihn. „Woran denken Sie denn, wenn Sie die ganze Zeit schweigen? Ich möchte es wissen. Vertrauen Sie sich mir an."

Faina war einen halben Kopf größer als Suprugow; sie war üppig, blühend, laut. Vielleicht hätte ihre Aufmerksamkeit Suprugow in einer anderen Situation geschmeichelt. Aber jetzt hatte er nicht den Kopf dafür.

Suprugow fürchtete sich. Das war das ganze Geheimnis.

Er fürchtete sich irrsinnig.

Suprugow hatte ein ruhiges Spezialfach: Nase, Hals, Ohren. Zu ihm kamen Kinder mit Wucherungen in der Nase und schwerhörige alte Leute. Suprugow setzte dann eine wichtige Miene auf, pinselte, säuberte, brannte aus; dabei wußte er, daß der Patient mit seiner Taubheit noch gute zwanzig Jahre lebte. Es fehlten ihm jenes aktive Mitleid, jene Ehrfurcht vor fremdem Leid, wie sie Chirurgen, Kinderärzte und die vielseitigen Landdoktoren haben. Suprugow war außerdem nicht an den Anblick von Qualen und Tod gewöhnt. Seine Patienten litten nicht; sie empfanden ein gewisses Unbehagen, aber keine Schmerzen. Sie starben an anderen Krankheiten, ohne daß Suprugow damit zu tun gehabt hätte ... Er war zufrieden, eine so saubere Arbeit zu haben. Er selbst lief wegen jeder Lappalie zum Arzt. Einmal hatte er einen eiternden Finger gehabt; er konnte nur mit innerem Schauder daran denken — das war entsetzlich gewesen! Seine Mutter wunderte sich über sein Stöhnen.

„Tut es denn wirklich so weh?"

Sie war eine sorglose alte Frau, die in ihrem Leben sieben Kinder geboren und sechs begraben, viel Kummer und Leid durchgemacht und sich dennoch mit ihren siebzig Jahren jenes lebendige Feuer in den Augen bewahrt hatte, das ihrem Sohn fehlte. Sie war auf ihre alten Tage ein wenig leichtsinnig geworden, hatte eine Leidenschaft für das Lotto und den Zirkus gefaßt und beschäftigte sich nur oberfläch-

lich mit der Wirtschaft, aber im großen und ganzen lebten sie und ihr Sohn durchaus behaglich.

Suprugow sammelte Bücher, Büsten, schönes Geschirr und die kunstgewerblichen Erzeugnisse der Palechaner. In seinem Zimmer stand ein Schränkchen mit chinesischem Porzellan und venezianischen Gläsern. Man konnte nicht sagen, daß er viel von chinesischem Porzellan, von Palechaner Arbeiten oder von Verhaerens Gedichten verstanden hätte. Aber er fand einfach Gefallen an hübschen Dingen und schmückte seine Wohnung damit. Er besuchte pünktlich alle Versammlungen, zu denen er eingeladen wurde, ging zu allen Neuaufführungen, machte Besuche bei seinen Bekannten, hörte Radio, las die Zeitung, abonnierte Fachzeitschriften, saß aber am liebsten allein zu Hause, rauchte und betrachtete seine Sammlungen.

„Wenn du doch heiraten wolltest, Pawel", pflegte seine Mutter zu sagen, wenn sie nach Mitternacht heimkam. „Immer sitzt du allein."

Aber er wollte nicht heiraten. Der Teufel sollte sie holen, die Frauen! Er erlaubte sich ihnen gegenüber nie mehr als bloß Komplimente — man hörte ja so viel von unglücklichen Verbindungen, von Scheidungen, von Familienzerwürfnissen ... Und dann die Geschlechtskrankheiten! Gott behüte! Und war er denn allein? Den größten Teil seiner Zeit verbrachte er doch im Kollektiv ... In früher Jugend hatte er zwar auch der Liebe Tribut gezollt, aber das war schon lange her. Er hatte zwei Beziehungen gehabt, und was war dabei herausgekommen? Beide endeten furchtbar unerquicklich ... Er hatte genug, reichlich genug!

„Du gefällst mir gar nicht!" gestand ihm seine Mutter treuherzig und musterte ihn zweifelnd.

Er lächelte und küßte sie auf die weiche weiße Wange — das arme Mamachen wurde eben schon ein bißchen kindisch. Wie konnte einem ein solcher Sohn nicht gefallen? Er gab ihr alles, was sie zum Leben brauchte, sogar die Karten für den Zirkus.

Er hatte sich doch von ganz unten heraufgearbeitet. Sein Vater war Verkäufer in einem Schuhladen gewesen. Und er, Pawel Suprugow, war Arzt, ein gebildeter Mann und Kunstkenner. Es hieß, die Sowjetmacht habe dem Menschen alle Tore geöffnet ... Aber man mußte auch einen Kopf auf den Schultern haben!

Mit seinem Leben war er völlig zufrieden.

Aber war er auch mit sich zufrieden? Auf diese Frage hätte er keine bestimmte Antwort geben können. Eher nein — er war wohl nicht zufrieden. Irgend etwas war da nicht in Ordnung mit ihm, irgend etwas stimmte nicht, aber was — das wußte er nicht. Er war nicht imstande, einem Menschen zu befehlen, er konnte immer nur bitten. Andere Leute befahlen, und man gehorchte ihnen gern. Wie machten das die Leute? Warum gehorchte man ihnen? Warum wagte er, Suprugow, nie zu befehlen? Selbst wenn er sich ein Herz gefaßt hätte — man hätte ihm nicht gehorcht, sondern sich höchstens verwundert ... Warum konnten andere ihre eigene Meinung geltend machen, und ihn drängte es immer nur, dem Gesprächspartner zuzustimmen, auch wenn er mit ihm nicht einverstanden war? Nur in höchster Erregung getraute er sich manchmal zu widersprechen und auch nur, solange man ihn nicht anfuhr. Warum konnten andere Leute einander Grobheiten sagen und waren nicht beleidigt, und er, Suprugow, fühlte sich bei jeder Kleinigkeit krankhaft verletzt?

Um keinen Anlaß zu derlei Verletzungen zu geben, war er stets die Höflichkeit selber, bot jedem Zigaretten an und versprach, wo es nur ging, „sich erkenntlich zu erweisen".

Andere benahmen sich im Leben wie die Herren im Haus. Und er stand wie ein ungebetener Gast an der Schwelle. Warum? Er wußte es nicht.

Übrigens bemühte er sich gar nicht, darüber nachzudenken. Es ging ihm auch so ganz gut. Er hatte alles: einen angesehenen Beruf, eine gesicherte Existenz, einen tadellosen Ruf. Außerdem dieses hübsche Spielzeug, das das Leben verschönerte. Was brauchte er eigentlich noch zum Glück?

Der Krieg hatte ihn gleich in den ersten Tagen aus dem Gleis geworfen. Alles war da zum Teufel gegangen — die Sicherheit, die Ruhe, die ganze Solidität. Da war man gewohnt, das Leben als Geigenspiel aus dem Nebenzimmer zu hören, und plötzlich trommelte es einem mit Paukenschlägen dicht ans Ohr.

Er wurde einberufen. Na, so etwas! Er war doch von so schwacher Gesundheit. Das mache nichts, er werde eben in einem Lazarettzug dienen. Aber er ist kein Chirurg! Er versteht nicht Kugeln zu extrahieren und Gipsverbände anzulegen! ... Das würden andere machen; er solle die Verwundeten transportieren und sie auf der Fahrt überwachen, damit sie nicht von Krankheiten befallen würden und damit sie genäsen. Er brauche sich keine Sorgen zu machen, — nötigenfalls werde man ihm auch beibringen, wie man Kugeln extrahiert ...

Aber er wollte doch nicht zum Krüppel werden! Er hatte Angst vor den Bomben! Er hatte Angst vor den Qualen!

„Kämpf nur, Pawlik; das ist nicht so schlimm; in solchen Zeiten muß man kämpfen!" murmelte seine Mutter, als sie

ihn für die Reise fertigmachte. Ihr Kopf wackelte. Er hatte ihr nicht gesagt, wie sehr es ihn graute. Er haßte sie in diesen Tagen. Er haßte alle. Warum taten sie, als hätten sie keine Angst? Sie wußten ebensogut wie er von den Sprengbomben, den Explosivgeschossen, den Giftgasen und der bestialischen Grausamkeit des Feindes. Wie wagten sie es, sich den Anschein zu geben, als ob sie sich nicht fürchteten? Wie konnten sie es wagen, zu lachen, von alltäglichen Dingen zu reden, Eis zu essen, ins Theater zu gehen, wenn die Furcht in ihnen nur so heulte!

Aber es sah aus, als hätten sich alle verschworen, eine Rolle zu spielen! Und sie spielten sie so gut, daß sogar er an ihre Furchtlosigkeit glaubte. Also mußte auch er spielen. Und er drängte allen seine Zigaretten auf, redete dummes Zeug und gab scharf acht, daß er sich nicht verriet. Nachts konnte er nicht schlafen. Der Zug fuhr zur Front. Suprugow rauchte, und sein Haar wurde grau. Doktor Bjelow erzählte ihm Fälle aus seiner ärztlichen Praxis. Faina kokettierte mit ihm. Suprugow antwortete allen aufs liebenswürdigste, aber das rasende Tier in seiner Brust ließ nicht ab zu heulen!

Sobol, den Wirtschaftsleiter, plagten Zweifel. Sollte er dem Chefarzt den wahren Sachverhalt eröffnen oder sollte er es dem Lauf der Zeit überlassen, daß er, Sobol, reingewaschen und Danilow entlarvt wurde?

Nicht Sobol trug Schuld, wenn das Personal des Lazarettzugs bloß Hirsebrei und dünne Diätsüppchen bekam. Das war eine Anordnung Danilows. Der hatte zu Sobol gesagt:

„Hör einmal, vergiß bitte, daß du Fleisch, Butter, Kakao und ähnliche Delikatessen hast."

„Für immer?" fragte Sobol. „Oder darf ich mich manchmal daran erinnern?"

„Wenn du dich daran erinnern sollst, werde ich es dir sagen", versprach Danilow.

Am vierten Tag der Fahrt sagte Doktor Bjelow etwas verlegen zu Danilow:

„Wissen Sie, mit der Verpflegung klappt es nicht ganz. Die Leute sind unzufrieden. Man müßte unserem Wirtschaftsleiter ein bißchen einheizen."

„Der Wirtschaftsleiter hat eine ganz richtige Taktik", antwortete Danilow. „Wir wissen noch nicht, in welche Situationen wir in der nächsten Zeit kommen werden, wo wir Lebensmittel beschaffen können, was für welche und in welcher Menge. Die Verwundeten müssen aber richtig verpflegt werden."

Und er setzte hinzu, während er die Spitzen seiner blank geputzten Stiefel hin und her bewegte:

„Ich bin der Meinung, daß Sobol vollkommen recht hat."

„Ja, ja", stimmte ihm der Doktor hastig zu, verlegen bei dem Gedanken, Danilow könnte ihn für einen Egoisten und für gefräßig halten. „Ja, wirklich, wir wissen nicht, was noch kommt. Sobol hat recht . . ."

Alle schimpften auf Sobol, alle, angefangen von der Wirtschaftsschwester, der Sobol frühmorgens die Hirse abwog, bis zu Krawzow. Der ließ sich nicht zu einer persönlichen Erklärung herab, gab aber durch Kostrizyn Bescheid, er werde Sobol das Maul volldreschen, wenn der mit solchen Schweinereien nicht Schluß machte.

Als es soweit war, beschloß Sobol, zu Doktor Bjelow zu gehen und ihm alles wahrheitsgemäß darzulegen. Sobol wußte, daß Krawzow nicht zu den Leuten gehörte, die leere

Worte machen. So zog es ihn unter den Schutz des Doktors. Er bemühte sich, ihm mehrmals am Tag unter die Augen zu kommen. Doktor Bjelow nahm ihn von der humoristischen Seite — es machte ihm Spaß, daß Sobol ständig leise rechnete. Sobol verdrehte die Augen und murmelte vor sich hin:

„120 mal 67 macht 8040 Gramm, abgerundet 8 Kilo."

Mit der Rechenmaschine wußte er nicht gut umzugehen und multiplizierte und dividierte alles im Kopf.

Aber er faßte sich doch kein Herz und ging nicht zu dem Doktor. Er wußte, wie der Kommissar einen solchen Schritt aufgefaßt hätte. Der Kommissar hatte kalte Augen und einen kleinen, harten Mund. Es wäre ihm zwar nicht handgreiflich gekommen, aber wer hätte Lust gehabt, es sich mit einem solchen Menschen zu verderben?

„Ein Intrigant", dachte Sobol.

Er fand einen Ausweg. Er benutzte einmal den Moment, als man im Stabswaggon beim Mittagessen saß, und holte aus dem Vorratslager eine Büchse Leberpastete, schnitt ein Stück Butter ab und füllte ein Tütchen mit Zucker. „Was kann ich tun?" flüsterte er vor sich hin. Er zählte die Würfel — zweiundvierzig Stück. „Ein bißchen viel!" dachte er und legte zwölf Stück — die größten — wieder zurück. Nachdem er alles in seinen Taschen verstaut hatte, machte er sich auf die Suche nach Krawzow. Der schlief im Mannschaftswagen auf dem oberen Liegebrett; er hatte sich das Gesicht mit einer Zeitung zugedeckt; nur der Spitzbart sah darunter hervor . . . Auf der unteren Pritsche schlief Suchojedow. Sonst war niemand in der Nähe. Sobol stieß Krawzow vorsichtig an.

„Genosse Krawzow!" wisperte er, als der die Zeitung vom Gesicht nahm und ihn mit verschlafenen Augen anstarrte.

„Sie regen sich wirklich ganz grundlos auf, ich bin völlig unschuldig."

„Was sind denn das für Geschichten?" fragte Krawzow, während er sich im Bett aufrichtete und die Herrlichkeiten betrachtete, die ihm Sobol auf die Knie gelegt hatte. „Ach, du lieber Gott! Bin ich ein Säugling, der Zucker lutscht?"

Aber er ließ sich durch Sobols Sanftmut erweichen und verzieh ihm.

Sobol beruhigte sich. Es gefiel ihm sogar, daß man ihn für eine einflußreiche Persönlichkeit hielt. Er schäkerte schon manchmal mit den Frauen, was er in den ersten Tagen nicht getan hatte.

„Ach, Ritter, es war die Faina!" sagte er, als er der Oberschwester im Gang begegnete.

Danilow, der es gehört hatte, fragte:

„Was soll das bedeuten?"

„Ich bin gänzlich unschuldig!" antwortete Sobol und hob beide Hände. „Das ist von Puschkin."

Der Krieg aber ging weiter; der Feind rückte ins Innere des Landes vor; auf russischen Straßen jagten seine Motore, über russische Städte flogen seine Bomber.

„Haben Sie bemerkt", fragte Doktor Bjelow einmal Danilow, „daß unsere Leute lachen und spaßen, als wäre nichts los?"

Der andere nickte. „Nun ja, das ist gut so."

Und er setzte nach kurzem Nachdenken hinzu:

„Daß sie spaßen, ist gut. Nicht gut ist, daß sie sich die Ausmaße des Unheils nicht vorstellen können. Sogar Stalin hat davon gesprochen, aber sie können es sich immer noch

nicht richtig ausmalen. Wir sitzen in unserem Zug wie in strenger Einzelhaft, ohne Aberkennung der bürgerlichen Rechte."

Der Doktor dachte an Sonjetschka und ihre Tränen. Sein Gesicht wurde trüb.

„Sie meinen, das Unheil sei so gewaltig?"

Danilow lächelte bitter. „Was gibt's da zu meinen? Man sieht es doch."

Er sprach langsam und biß sich dabei auf die Lippen — man bemerkte, daß es ihm weh tat. „Das dauert lange. Ein Ende ist nicht abzusehen. Es hat erst angefangen . . ."

„Unser Volk, wissen Sie, nimmt jedes Opfer auf sich", meinte der Doktor.

„Was für Opfer?" fragte Danilow. „Opfer bringt man einem anderen, nicht wahr? Man kann sich selbst kein Opfer bringen. Was Sie Opfer nennen, ist die natürliche Funktion des Volkes, ist Ihre Funktion, meine Funktion, die Funktion dieser Mädchen. Heldentaten sind für unser Volk kein Opfer, sondern eine seiner alltäglichen Erscheinungsformen. Damit wir weiter als Sowjetvolk leben können, muß ein Teil von uns vielleicht schon heute sterben. Nehmen wir an, ich würde getötet oder Sie, ein Petrow oder ein Iwanow. Ist das ein Opfer? Ein Opfer für wen? Für mich, für Sie, für Petrow und Iwanow? Entschuldigen Sie, ich drücke mich vielleicht nicht klar aus, und Sie werden mich nicht verstehen."

„Doch, ich verstehe Sie sehr gut", entgegnete der Doktor. „Und bin sogar bereit, Ihnen recht zu geben. Aber die Heldentaten lasse ich mir nicht nehmen. Sie können mir nicht beweisen, daß es keine Heldentaten gibt, daß alles nur Funktion ist. Eine Tat — das ist menschliche Schönheit,

wissen Sie, das ist der hohe Flug des Menschengeistes, und nicht jeder ist dazu fähig, dazu muß man Talent haben."

„Talente entwickeln sich", sagte Danilow. „In diesem Krieg müssen sich Talente entwickeln, daß die ganze Welt staunen wird. Talent wird dem Menschen nicht vom Herrgott eingeflößt; es ist ein Resultat der Erziehung, des Milieus, der Situation —" Sein Blick glitt böse über die enge Schachtel dieses Coupés.

Der Chefarzt schüttelte den Kopf. Er war mit Danilow nicht einverstanden. Seiner Meinung nach vereinfache Danilow die Frage allzusehr. Auf diese Art und Weise könne man aus jedem einen Helden der Sowjetunion machen.

„Das kann man auch", sagte Danilow.

„Wir haben eine Bevölkerung von zweihundert Millionen, wenn ich nicht irre", erklärte der Doktor. „Was meinen Sie: zweihundert Millionen Helden?"

„Durchaus möglich."

„Zweihundert Millionen, minus eins", sagte der Doktor scherzhaft. „Aus einem so alten Sack wie mir wird kein Held mehr."

„Zweihundert Millionen, minus eins", sagte Danilow. „Zweihundert Millionen, minus Suprugow."

Beide lachten. Das ernste Gespräch klang in einen Scherz aus.

Von dem Augenblick, da Sonjetschka aus dem Zug gestiegen war, beherrschte den Doktor ein einziger Gedanke. Er konnte denken, woran er wollte, — an dienstliche Angelegenheiten, an die Lage der Front, an Suprugow, an Sobol; er konnte essen, schlafen, sein Tagebuch schreiben,

sprechen, scherzen, sich ärgern — immer hielt dieser Gedanke sein Herz wie umklammert und preßte es von Zeit zu Zeit schmerzhaft zusammen. Fühl es! Vergiß es nicht!

Das war der Gedanke an den Sohn. An den Abenden war der Doktor allein. Er legte die Feldbluse ab, die ihm so heiß machte. Er zog sich die gestreiften Sommerhosen an und legte sich halb angekleidet nieder — für den Fall eines Fliegerangriffs . . . schließlich konnte er doch nicht in Unterwäsche aus dem Zug springen, ringsherum waren ja Frauen. Er legte sich auf das breite Plüschsofa, schloß die Augen, und im selben Augenblick saß sein Sohn neben ihm, und sie unterhielten sich. Früher war es umgekehrt gewesen: der Sohn lag in seinem Bettchen, strampelte und tollte, und der Doktor saß neben ihm und redete ihm zu, er solle doch einschlafen.

„Igor, mein Junge", fragte der Doktor, „wie ist das gekommen, Liebling, daß wir einander nicht verstanden?"

Ein kleiner Junge war er, ein so lieber, kleiner Junge.

Mit zwei Jahren war er auf einer Leiter, die die Dachdecker stehengelassen hatten, auf das Dach des Seitenflügels geklettert. Die Kinder im Hof riefen Sonjetschka; sie schaute aus dem Fenster und sah Igor — er saß auf der Dachrinne und schlenkerte mit den Beinen. Sonjetschka war sprachlos vor Schreck; ganz übel wurde ihr . . . Die Nachbarin stieg aufs Dach, um ihn zu holen; er sprang auf und lief aufwärts zu dem Schornstein. Und als die Nachbarin ihn packte, brüllte er und stieß mit den Beinen — er wollte nicht herunter.

Die Nachbarin sagte, man solle ihn tüchtig prügeln, damit er sich's ein andermal überlege. Aber Sonjetschka küßte den Jungen nur ab, und als der Doktor heimkam und sie

ihm alles erzählte, küßte auch er ihn: so etwas — zwei Jahre war der Kleine erst alt!

Ein Jahr später. Der Doktor ging durch den Karpow-Bezirk — sie wohnten damals dort, in der Literatenstraße — und hatte Igor an der Hand. An der anderen Hand hielt Igor Lalja; sie war damals sieben, nein — acht. Aus einem Haustor kam ein Hund hervor und bellte. Lalja ließ Igors Hand los und versteckte sich hinter Vaters Rücken. Igor riß sich von dem Vater los, lief auf den Hund zu und bellte ihn an: wau, wau! Der Hund erschrak und lief in das Haustor zurück . . .

Igor ging damals noch in Kinderkleidern. Er hatte einen hellblauen Anzug an mit einem Schürzchen, und sein Haar war lockig wie das eines Mädchens.

Ein tapferer, ein prächtiger kleiner Kerl war er.

Danilow sagte, Kühnheit werde anerzogen. Vielleicht, vielleicht . . . Aber wer hatte dem zweijährigen Igor Kühnheit anerzogen? Irgend etwas stimmte da nicht. Vielleicht gab es zwei Arten von Kühnheit: eine anerzogene und eine angeborene, die eine Charaktereigenschaft war . . .

Aber das spielte schließlich keine Rolle. Eine Rolle spielte es, daß Igor, sein Sohn, von Geburt tapfer war.

Und nicht bloß tapfer. Feinfühlig, verständnisvoll, überhaupt ungewöhnlich.

„Morgen ist Wäsche", sagte man im Haus. „Wir müssen Soda kaufen, morgen ist Wäsche."

Am andern Tag kam die Frau, die ihnen die Wäsche wusch, und Igor dachte, daß sie „Wäsche" heiße und nannte sie: Tante Wäsche. Er hüpfte um sie herum und schaute in den Waschtrog — so viel Schaum und bunte Blasen!

Einmal brachte „Wäsche" ihr Töchterchen mit, das ungefähr drei Jahre älter war als Igor. Das Mädchen zeigte ihm allerlei Spiele. Igor vergötterte das kleine Ding. Er küßte und umarmte es immerzu. Sonjetschka wurde eifersüchtig und fragte:

„Wen hast du mehr lieb, mich oder Lida?"

Er antwortete:

„Natürlich Lida."

Und dann kam Spielzeug weg. Sonjetschka schwieg; sie hatte nicht das Herz, den Jungen zu betrüben. Schließlich hielt sie es nicht mehr aus.

„Igorjok", sagte sie, „Lida ist kein gutes Kind. Du hast sie so lieb, und sie hat deine besten Spielsachen weggenommen."

Er sagte nichts, ging ins Eßzimmer, kuschelte sich auf das große Sofa und saß lange da. „Seine Augen waren voll Staunen und Trauer", erzählte Sonjetschka später.

Dann kletterte er von dem Sofa herunter, ging zu Sonjetschka und sagte:

„Wir wollen denken, daß sie nichts weggenommen hat. Ja? Wir wollen denken, daß ich es ihr geschenkt habe. Und sie soll weiter herkommen."

Lida kam. Sonjetschka hörte, wie Igor, als sie allein waren, zu ihr sagte:

„Wenn du willst, nimm meine Spielsachen. Alle, die du willst. Ich brauche sie nicht."

Was für ein Junge, was für ein Junge . . .

Als er sechs Jahre alt war, stahl er seiner Mutter einmal Geld.

Er hatte mattgoldene, schöne Locken. Sonjetschka hegte und pflegte sie und wollte sie nicht abschneiden lassen. Er bat sie darum — auf dem Hof neckten ihn alle Kinder und

nannten ihn „Mädchen". Aber Sonjetschka sagte in ihrem Mutterstolz und Egoismus:

„Achte nicht darauf; sie verstehen nichts davon. Lauf noch ein Jahr so herum, bloß ein Jahr."

Eines Tages verschwand er und kam, glattgeschoren und nach Kölnerwasser duftend, nach Hause.

„Wo hat man dich so zugerichtet?!" fragte Sonjetschka und starrte ihren auf einmal derber und häßlicher gewordenen Sohn an.

Sie war den Tränen nahe.

„Im Friseurladen", antwortete er. „Ich zahlte drei Rubel und man hat mich ganz mit Parfüm begossen."

„Wo hast du denn die drei Rubel her?"

„Ich habe sie dir aus der Handtasche gestohlen", antwortete er.

„Warum hast du sie gestohlen?" fragte sie entsetzt. „Du hättest mich bitten sollen, dann hätte ich sie dir gegeben."

Und sie machte ihm keine Vorwürfe mehr. Sie sah auf sein rundes, plüschartig geschorenes Knabenköpfchen, beweinte die verlorenen Locken und küßte ihn und küßte ihn — eine unvernünftige, eine sinnlos zärtliche Mutter...

In der Schule war eine junge Lehrerin, die ihn ebenso verwöhnte. Er prahlte:

„Alle sitzen und machen Rechenaufgaben, und ich gehe durch die Klasse und sehe zu, wie die anderen rechnen."

„Und du rechnest nicht?"

„Ich bin schon fertig."

„Wieso erlaubt dir die Lehrerin, in der Klasse herumzugehen?"

„Weil sie mich lieb hat", meinte er.

Wie war es gekommen, daß der Sohn seinem Herzen fremd zu werden begann?

Von einem gewissen Zeitpunkt an bemerkte der Doktor, daß ihn dieses tolle Verhätscheln reizte, diese Atmosphäre der Vergötterung, die den Knaben im Hause umgab.

Sonjetschka kam von der Arbeit und saß bis drei Uhr nachts, um Igors technische Zeichnungen anzufertigen, weil er zu faul war; morgen sollte er sie abliefern. Unglaublich, so etwas!

Unerhört: der Junge ging in die Schule, wann er Lust hatte. Meist hatte er keine. Er kam um zwölf Uhr nachts von der Eisbahn oder aus dem Kino, und am frühen Morgen konnte man ihn nicht aus den Federn kriegen... Und die Mutter — welche Schmach! — schrieb eine Entschuldigung, daß der Sohn Kopfschmerzen habe.

Was wollte sie aus Igor machen? Einen Prinzen? Einen Landstreicher?

Lalja tat ihm leid. Das Mädchen lernte gut, war ein Schmeichelkätzchen, war lustig, ein wundervoller Charakter. Aber ihr fiel nicht einmal die Hälfte jener Liebe zu, mit der Igor überhäuft wurde.

Lalja lief dem Vater im Vorzimmer entgegen und rief, daß man es durch die ganze Wohnung hörte: „Papa ist da!" Und sie jubelte und schmiegte sich an ihn. Igor aber kam mürrisch und ungekämmt zum Mittagessen, saß lümmelhaft bei Tisch und antwortete grob auf die Verweise des Vaters...

Sonjetschka überhörte geflissentlich alle Verweise.

Mit Sonjetschka konnte er nicht streiten. Sonjetschka war Sonjetschka. Ein Heiligtum! Tabu! An Igor brachte ihn alles auf. Wie der Junge dasaß! Was er der Mutter für Antworten gab! Wie unfreundlich, kalt und hochfahrend er war.

Einmal riß dem Doktor in Igors Gegenwart die Geduld.

Zum Mittagessen hatten sie gekochtes Rindfleisch. Lalja aß gern das Mark. Auch Igor liebte es. Und aus unbekanntem Grunde bekam immer Igor den Markknochen. Diesmal wieder.

„Ginge es nicht", sagte der Doktor halblaut, „daß man heute ausnahmsweise einmal Lalja den Markknochen gibt?"

Sonjetschka tat, als hörte sie nicht. Lalja meinte lustig — was für ein liebes Mädel!: „Aber nicht doch, Papa! Soll Igor ihn haben, ich bin schon groß!" Igor blickte vom Teller auf und sah nachdenklich, mit zynischer — jawohl, zynischer — Neugier dem Vater ins Gesicht... Dann machte er sich ruhig daran, das Mark aus dem Knochen zu stochern. Der Doktor saß mit rotem Gesicht und niedergeschlagen da.

Von diesem Tag an wich Igor ihm aus. Ja, er wich dem Vater aus; anscheinend hatte er aus diesem Vorfall seine eigenen Schlußfolgerungen gezogen. Der Junge war doch erst fünfzehn Jahre alt... Und der Doktor ging nicht zu ihm hin und sprach nicht offen mit ihm. Oh, mein Gott! Oh, mein Gott! Wie dumm, wie kleinlich und sinnlos! Welch entsetzliches Mißverständnis!...

Am Tag der Abreise — das fiel ihm jetzt ein — stand Igor auf dem Bahnhof zuerst abseits, kam dann plötzlich auf den Vater zu und stellte sich neben ihn. Und als sie einander Lebewohl sagten, beugte sich Igor zu ihm, ganz nahe, schaute ihm voll ins Gesicht und sagte fest und trocken: „Auf Wiedersehen, Papa." Seine Augen blickten ganz anders, durchdringend scharf... War das ein Abschied gewesen? Ein Verzeihen? Eine Versöhnung? Was war das gewesen?... Und in diesem Augenblick hätte er Igor

an sich ziehen und ihm sagen müssen: „Igorjok, mein Junge, — alles, was zwischen uns war, ist für immer ausgelöscht. Vor uns liegt ein neues Blatt und wir werden es gemeinsam beschreiben, du und ich..."

„Igorjok, alles, was zwischen uns war, ist Lüge; aber das, was jetzt ist, das ist die eigentliche Wahrheit, und wir stehen gemeinsam vor dieser Wahrheit, du und ich..."

IV

JULIA DMITRIJEWNA

„Schwester Smirnowa hat vergessen, die Nadel in die Kanüle zu fügen!" sagte Julia Dmitrijewna zu der Oberschwester Faina und preßte vielsagend die schmalen Lippen zusammen.

Faina war mit sich und ihren eigenen Gedanken beschäftigt, — sie stand vor dem Türspiegel und wickelte sich einen Turban aus Verbandstoff um den Kopf. Sie blickte flüchtig zu der Spritze hin, die ihr Julia Dmitrijewna triumphierend als Corpus delicti entgegenhielt.

„Wozu haben Sie ihr denn die Spritze gegeben?"

„Sie hat dem Monteur eine Injektion gemacht. Er hat starke Schmerzen — Hämorrhoiden. Doktor Suprugow hat angeordnet, ihm Pantapon zu injizieren."

Faina rümpfte die Nase: sie hatte einen Abscheu vor unappetitlichen Krankheiten. Noch vor zwei Tagen fand sie, daß der Monteur Niswezki ein recht interessanter junger Mann sei, und siehe da — nein, so etwas — Hämorrhoiden! Niswezki hörte auf, für Faina zu existieren.

„Dieser Zug ist die reinste Musterkollektion von Krüppeln und Greisen", sagte Faina.

Aber Julia Dmitrijewna spann ihr Thema weiter.

„Wenn eine Krankenschwester vergißt, die Nadel in die Kanüle zu fügen, wird niemals etwas aus ihr, das kann ich Ihnen sagen."

Faina vollendete ihren Turban, blickte ihr Spiegelbild verführerisch an und wandte sich zu Julia Dmitrijewna. Wie immer, entsetzte sie sich auch jetzt wieder über die Häßlichkeit der Operationsschwester. Wie häßlich sie war, die Arme!

„Sie nehmen sich alle diese Kleinigkeiten viel zu sehr zu Herzen", sagte Faina freundlich. „Schonen Sie lieber Ihre Nerven; uns steht noch viel Schweres bevor."

Julia Dmitrijewna zog die Brauen hoch. Richtiger gesagt — es waren keine Brauen vorhanden, sondern zwei rötliche geschwollene Bögen, und auf denen wuchs etwas, das an die Borsten einer Zahnbürste erinnerte.

„Das sind keine Kleinigkeiten! Wissen Sie denn nicht, daß die Kanüle ohne Nadel einrosten kann?"

„Ja, das weiß ich", antwortete Faina mit einer Regung warmen weiblichen Mitgefühls. „Aber lassen Sie es sich wirklich nicht so nahe gehen — meiner Treu, es lohnt sich nicht."

Die Zahnbürsten stiegen noch höher.

„Und wer soll es sich nahe gehen lassen? Das ist doch meine Pflicht!"

„Nicht ganz bei Trost", dachte Faina. Das weibliche Mitgefühl war versiegt; sie fing an, sich zu langweilen.

„Ich wäre Ihnen verpflichtet, Faina Wassiljewna, wenn Sie Ihrerseits mit Schwester Smirnowa darüber sprechen

wollten. Wenn das so weitergeht, können wir ihr kein Instrument im Verbandraum mehr anvertrauen."

„Gut, ich werde es ihr sagen", antwortete Faina, jetzt schon gereizt, und ging.

„Sie will sich mit ihrem Turban zeigen", konstatierte Julia Dmitrijewna sehr richtig.

Julia Dmitrijewna blieb allein. Voll Vergnügen überblickte sie ihr kleines, blitzendes Reich. Alles Nötige war da, alles lag an seinem Platz. Hier die Instrumente für Knochenoperationen, dort für Luftröhrenschnitte. Im Wandschrank die sterilen Kittel. In den Sterilisierbüchsen das Verbandzeug. Etwas eng war es hier für drei Personen, kaum Platz, sich umzudrehen, aber dafür hatte man alles bei der Hand. In der Seele Julia Dmitrijewnas herrschte volle Harmonie.

Und wie klug alles vorgesehen war! Laut Instruktion wurden im Zug keine Operationen durchgeführt, sondern nur Verbände gewechselt. Und trotzdem, man schaue nur, wie vollzählig die Instrumente waren, nichts war vergessen; nötigenfalls konnte jede beliebige Operation, bis zur Schädeltrepanation einschließlich, ausgeführt werden. Ja, hier ließ es sich arbeiten. Hier mußte die Arbeit Freude machen! Und der Kommissar war ein wertvoller Genosse; auch die Ärzte waren sympathisch, zumal Suprugow.

In Suprugow war Julia Dmitrijewna verliebt.

Sie war immer in jemanden verliebt. Wenn sie in eine neue Umgebung kam, schaute sie sich die Leute an und nahm sich vor: „In den da werde ich mich verlieben." Und sie verliebte sich prompt.

In dem Städtischen Krankenhaus war sie in Professor Skuderewski verliebt gewesen, mit dem sie vierzehn Jahre

lang gemeinsam gearbeitet hatte. Vor ihren Augen war er alt geworden, hatte zwei Orden bekommen, hatte eine große wissenschaftliche Arbeit über die Beseitigung von Krebsbildungen begonnen und beendet. War an Brucelose erkrankt und wieder genesen — und sie liebte ihn immer noch.

Drei- oder viermal war sie dem Professor wegen ein paar junger Assistenten untreu geworden. Aber die alte Liebe behielt doch die Oberhand; Julia Dmitrijewna schalt sich wetterwendisch und kehrte reuig zu ihm zurück.

Er ahnte nichts. Die Assistenten ebenfalls nicht. Niemand ahnte etwas. Niemand sah in Julia Dmitrijewna eine Frau. Den Professor hätte vermutlich der Schlag getroffen, hätte er erfahren, daß sie in ihn verliebt sei. Niemand pflegte mit ihr über intime Dinge zu sprechen.

Nur einmal sagte der Professor zu ihr:

„Gut, daß Sie nicht verheiratet sind."

Niemand hatte es ihm gesagt — es verstand sich von selbst.

Ihr stockte das Herz.

Obgleich sie wußte, daß er verheiratet war, kürzlich seine Silberne Hochzeit gefeiert hatte und Enkel besaß.

„Warum?" fragte sie.

„Ich könnte mit einer verheirateten Schwester nicht arbeiten", antwortete er. „Eine Operationsschwester muß ganz in ihrer Arbeit aufgehen."

An diesem Abend ging sie langsam über den dunklen, menschenleeren Boulevard heim und wiederholte in Gedanken immer wieder dieses kurze Gespräch. Sie dachte, daß sie der leidenden Menschheit ihr Privatleben geopfert habe, nein — anders: für ihn, für Professor Skuderewski

hatte sie auf Ehe und Mutterschaft verzichtet. So war es trauriger und süßer. Für ihn! Aus Liebe zu ihm . . .

An der finnischen Front war sie in einen Brigadearzt verliebt gewesen. Aber der finnische Feldzug dauerte nur kurz, und die Liebe verflog wie ein Traum.

Hier, in dem Lazarettzug, schwankte Julia Dmitrijewna eine Zeitlang zwischen Danilow, dem Chefarzt und Suprugow.

Danilow schied als erster aus.

„Nicht feinfühlig genug!" entschied sie.

Der Chefarzt hatte Eigenschaften, die ihn dem unvergeßlichen Professor Skuderewski ähnlich machen: das graue Haar, die Tränensäcke, die angenehme Stimme.

„Nein", dachte Julia Dmitrijewna, „in Kriegszeiten darf man mit seinen Vorgesetzten keine anderen als rein dienstliche Beziehungen haben."

Blieb also Suprugow.

Das störte sie in keiner Weise. Sie arbeitete rastlos, schlief gut und aß für vier.

Hätte ihr jemand gesagt: wenn du willst, kannst du einen schönen, liebevollen Mann haben, du mußt nur auf deine Arbeit verzichten — sie hätte die Brauen hochgezogen und „Nein!" gesagt.

Die Arbeit war ihr Alles, ihre Welt, war Herz und Hand. Die Arbeit gab ihr jenen Platz im Leben, den ihr die Natur versagt hatte. Nicht arbeiten bedeutete für sie Verlust von Herz und Hand, bedeutete: nicht mehr leben.

Sie wußte sehr genau, daß sie nicht für die Liebe geschaffen war — begriff, daß sie dumm und lächerlich dastünde, erführe man von ihren Gefühlen. Sie war stolz. Sie verriet sich nicht. Alle diese kleinen weiblichen Illusionen

waren tief im Inneren, hinter sieben Schlössern im geheimsten Winkel ihres kerngesunden Herzens verborgen.

Julia Dmitrijewnas Eltern waren gewöhnliche kleine Leute mit dem gewöhnlichen Habitus des Durchschnitts. Unbegreiflich war, wieso ihre beiden Söhne so auffallend schöne Burschen geworden waren, die Tochter Juljenka, die einzige und langersehnte, aber die Häßlichkeit in Person. Zuerst weinte die Mutter viel und betete zu Gott, er möge den Söhnen ein wenig von ihrer Schönheit nehmen und es der zu kurz gekommenen Juljenka schenken. Später gewöhnte sie sich daran. Mit den Jahren fand sie sogar, Juljenka sehe ganz nett aus. Der Vater nahm das Familienalbum und studierte die Gesichter der näheren und weiteren Verwandtschaft. Er wollte herausbekommen, wer der Tochter dieses niederschmetternde Aussehen vererbt haben konnte. Schließlich fand er das Gesuchte. Der Schuldige war ein Urgroßvater, ein Grieche von Herkunft, Kolonialwarenhändler in Nishni Nowgorod.

„Ich kann mich noch an ihn erinnern", sagte der Vater. „Er wurde in einem Krankenstuhl umhergefahren und legte immerzu Patiencen. Man gab ihm ein Tablett auf die Knie und darauf legte er die Karten. Hundertvier Jahre hat er gelebt. Ein schöner Greis ist er gewesen."

„Schön ist er gewesen? Und Juljenka sieht ihm ähnlich?"

„Stell dir vor, sie sieht ihm ähnlich!"

Die Mutter schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Ich wußte gar nicht, daß sie griechisches Blut hat."

Das griechische Blut verlieh dem Familienkummer einen gewissen exotischen Glanz und den Schimmer des Geheimnisvollen. Ja, Julia war häßlich; aber was konnte man tun — das war eben das griechische Blut!

Leider ließ sich aber nicht jedem Mann das griechische Blut ins Ohr flüstern. Und die Männer waren gegen die arme Juljenka mehr als unbarmherzig. Wenn ihr doch nur einer wenigstens ein bißchen den Hof gemacht hätte! Sie waren so maßlos anspruchsvoll. Sie erkannten nicht, was für ein Juwel dieses Mädchen war.

Derartiges wurde natürlich nicht laut ausgesprochen. Die Familie hielt sich für gebildet. Der Vater arbeitete als Heilgehilfe. Er schimpfte gern auf die jungen Ärzte. Seinen Worten nach vertrauten die Patienten nur ihm, dem Heilgehilfen.

Tatsächlich klopften jeden Abend verschiedene Weiber an die Hintertür, und er brachte ihnen Pulver hinaus.

Die Söhne schlugen ebenfalls die medizinische Laufbahn ein: der eine war Pharmazeut, der andere Veterinärheilgehilfe. Beide waren schön wie griechische Götter. Der übermäßige Erfolg bei Frauen hinderte sie, die Hochschule zu absolvieren. Mit den Jahren legten sich ihre Leidenschaften; sie heirateten hübsche und eifersüchtige Frauen, zeugten Kinder, trauerten über die sinnlos vergeudete Jugend und beneideten ihren Vater, der eine gutgehende Hintertreppenpraxis ausübte.

In der ganzen Familie hatte einzig die Mutter nichts mit der Medizin zu tun. Aber auch sie lernte mit der Zeit doktern. Erschienen in Abwesenheit ihres Mannes Patienten, so fragte sie: „Wo fehlt es?" und verabreichte je nach den Symptomen Salol mit Belladonna oder Pyramidon.

Julia Dmitrijewna arbeitete schon einundzwanzig Jahre als Operationsschwester.

Ihre Angehörigen behandelte sie von oben herab. Die Privatpraxis des Vaters verachtete sie. Ihre kinderreichen,

liederlichen Brüder fühlten sich vor ihr wie kleine Jungen.

Sie hatten Schwächen; sie machten oft Fehler im Leben; sie hatten schon graues Haar, aber von vielen Dingen noch keine genauen und bestimmten Begriffe.

Julia Dmitrijewna kannte keine Schwächen — das, was unter Verschluß war, zählte nicht —, sie hatte in ihrem ganzen Leben keinen einzigen Fehler begangen, und ihre Meinung über jedes Ding stand klar und unumstößlich fest.

Die Familie erkannte das alles an und beugte sich ihrer Herrschaft.

Die Mutter führte den Haushalt. Sie verwahrte das Geld und die Schlüssel und herrschte über Töpfe und Wäsche. Der Vater hatte am Tisch den obersten Platz; er war das Haupt der Familie; an der Tür hing ein Porzellanschildchen mit seinem Namen. Die faktische Herrin im Hause war aber Juljenka, weil alles, was sie sagte und tat, richtig war und tugendhaft. In dieser Familie, in der jeder seine kleinen Sünden hatte, herrschte aufrichtiger Respekt vor solcher Tugend.

Auch im Krankenhaus, im Operationssaal, führte Julia Dmitrijewna und nicht etwa Professor Skuderewski die Herrschaft. Das ganze Personal wußte das und fürchtete ein Heben ihrer Brauen mehr als die Wutausbrüche des Professors. Als Julia Dmitrijewna einmal an Grippe erkrankte, weigerte sich der Professor, komplizierte Operationen durchzuführen, bis sie wieder gesund war. Dadurch wurde das Personal noch mehr in dem Glauben bestärkt, daß Julia Dmitrijewna möglicherweise wohl ohne den Professor, dieser aber gewiß nicht ohne sie auskommen könne.

Die Tür des Verbandraums wurde ruckartig aufgerissen. Suprugow trat ein.

„Es scheint, wir sind bald da", sagte er. Seine Blicke hasteten unstet umher.

Der Zug war in Fahrt. Im Fenster sah man das gleiche Bild wie früher — Wiesen und Wälder. Die Sonne neigte sich dem Untergang zu; die Wipfel der Bäume waren feuerrot übergossen; der Schatten des Wagens strich über das ungemähte Gras des Bahndamms.

„Bis Pskow sind es noch sechzig Kilometer", sagte Suprugow. „Ist Ihnen aufgefallen, daß wir seit heute früh nirgends angehalten haben?"

Er wandte sich an sie, weil er nur in ihren Augen menschliche Anteilnahme und Herzlichkeit las. Alle anderen behandelten ihn, als hätten sie sich gegen ihn verschworen. Allerdings war ihm Faina wohlgesinnt, aber das war nur weibliche Koketterie und nichts weiter. Frauen hatten ihn auch früher nicht weiter beunruhigt, jetzt aber waren sie ihm einfach zuwider.

„Man führt uns geradenwegs in die Bomben", sagte er.

„Davon ist mir nichts bekannt", antwortete Julia Dmitrijewna ziemlich kühl.

„Schauen Sie sich diese Bäume da an", meinte er. „Vielleicht sehen wir sie zum letztenmal."

Seine Augen füllten sich mit Tränen. Julia Dmitrijewna seufzte. Sie hatte keine Angst vor Bomben. Im finnischen Feldzug hatte sie das alles schon erlebt. Es war ihr angenehm, daß er neben ihr stand und mit ihr sprach. Ihr Seufzer entsprang der Liebe.

„Sehen Sie, sehen Sie nur!" rief Suprugow.

Der Wald trat zurück; zwischen seinen dunklen Flügeln

öffnete sich eine Landstraße in Wolken von Staub. Sie war überfüllt mit Truppen und langsam dahinrollenden Geschützen. In endlosem Band fuhren mit Plachen bespannte Lastautos. Am Wegrand trabte ein Reiter und überholte die Wagen. Das alles tauchte auf und verschwand sogleich hinter einer Ecke des Waldes.

„Rückzug", seufzte Suprugow und rang die Hände. „Und wir fahren dorthin, von wo sich die anderen zurückziehen."

„Ich sehe nichts von einem Rückzug", widersprach Julia Dmitrijewna. „Woraus schließen Sie, daß das ein Rückzug ist? Es kann eine ganz gewöhnliche Truppenverschiebung sein. Wir können so etwas nicht wissen."

„Wir wissen, daß wir geschlagen werden", rief Suprugow mit erhobener Stimme. „Davon sprechen doch alle Heeresberichte! Und Sie tun so, als wäre alles in schönster Ordnung. Wollte man Sie aber fragen, warum Sie so tun, Sie könnten es selbst nicht sagen."

Warum schrie er? Er hatte doch noch nie im Leben einen Menschen angeschrien — er hatte es nie gewagt. Woher nahm er plötzlich die Sicherheit, daß er sie anfahren konnte?

„Ich behaupte durchaus nicht, daß alles in bester Ordnung sei", antwortete sie gelassen. „Ich sage bloß, daß dies vielleicht eine Truppenverschiebung ist und kein Rückzug. Sie haben keinen Beweis dafür, daß es ein Rückzug sein muß."

Ihr Mund preßte sich eigensinnig zusammen. Sie machte keine Zugeständnisse. Auch nicht im Namen der Liebe.

Schwarzer Rauch zog sich vor den Fenstern hin. Noch leuchtete die Sonne; aber es schien, als wäre der Abend angebrochen. Es wurde schwer, zu atmen.

„Es riecht nach Brand", meinte Danilow. Er stand neben Doktor Bjelow im Korridor des Stabswaggons. Die Landstraße lief jetzt überhöht über der Strecke. Auf der Straße bewegte sich ein dichter Zug von Geschützen, Lastautos, Infanterie. Jetzt hätte auch Julia Dmitrijewna zugeben müssen, daß dies stark nach einem Rückzug aussah. Die Truppen bewegten sich entgegengesetzt zu der Fahrtrichtung des Zuges.

„Wir räumen Pskow", sagte Danilow leise.

Der Doktor blickte hinaus. „Ob Igor wohl aus Pskow fortgekommen ist?" dachte er. Natürlich war es ein Traum, daß er den Jungen in diesem Gewühl und Durcheinander finden könnte. Wenn sie aber doch zusammenträfen? Das wäre eine Freude für Sonjetschka! Er könnte Igor in den Zug nehmen. Als Sanitäter. Danilow trieb ihm dann die Flausen gewiß aus. In zwei, drei Monaten hätte er den Jungen zurechtgestutzt. Und dann brachte er, der Doktor, ihn zu Sonjetschka und sagte: „Siehst du, was Männererziehung ausmacht . . ."

„Wir müssen die Fenster schließen", sagte er nun laut, „sonst wird uns die Bettwäsche schwarz. Faina Wassiljewna", wandte er sich an die gerade vorübergehende Oberschwester, „ordnen Sie, bitte, an, daß die Fenster geschlossen werden."

Wie sich aber herausstellte, hatten die Sanitäter, die ebenfalls für die Bettwäsche fürchteten, schon von selbst in allen Waggons die Fenster geschlossen. Faina hatte jedoch die Sanitäter angefahren und aus eigener Machtbefugnis die Fenster wieder öffnen lassen.

„Unsinn", erklärte Faina mit einem Achselzucken. „Da fliegen ja mit dem ersten Einschlag alle Scheiben heraus."

Sie schwebte weiter. Die beiden wechselten einen Blick.

„Und der Apothekenwagen?" fragte der Doktor.

„Nichts zu machen", sagte Danilow und wurde blaß vor Ärger.

In dem Apothekenwagen waren die Fenster hermetisch verschlossen.

„Ach, Ritter, es war die Faina!" sagte Sobol, der Wirtschaftsleiter, als er mit Faina im Gang zusammentraf, und ließ ihr höflich den Vortritt. Ihr Rock streifte leicht seine Knie; ohne aufzublicken trat sie in ihr Abteil. Sie konnte Sobol nicht ausstehen, weil er sie mit Hirsebrei fütterte.

Faina zeigte heute ein besonders forsches, kriegerisches Wesen. Ebenso wie Julia Dmitrijewna hatte sie schon im Jahr 1940 den Krieg kennengelernt. Sie wußte, was ihr morgen, vielleicht schon heute nacht, vielleicht im nächsten Augenblick bevorstand. In ihrem Abteil warf sie zuerst einen Blick in den Spiegel und holte dann die Medikamententasche hervor, um nachzusehen, ob alles da sei. Schließlich setzte sie sich hin und ruhte vor der großen Arbeit aus. Zum Teufel, sie wollte ihnen allen zeigen, daß sie nicht bloß Turbane wickeln konnte! Voll Stolz blickte sie auf ihre Hände — das waren Arbeitshände, Schwesternhände mit stumpfen, breiten Fingern, gedunkelt von Jod und Sublimat.

Sobol steckte den Kopf durch die Tür.

„Nun? Werden wir heute zu Abend essen?"

„Was denken Sie eigentlich? Sie wären wohl froh, wenn Sie uns gar nichts vorzusetzen brauchten!"

„Sehr", gestand Sobol. „Eine riesige Plage, diese ganze Fütterei. Aber Scherz beiseite! Halten Sie es für angebracht, die Leute jetzt zum Abendessen zu rufen? Sozusagen an der Schwelle der Ereignisse?"

Sie wurde wütend. „Zum Teufel! Gerade jetzt muß man den Leuten anständig zu essen geben!"

Hinter Sobols Schultern zeigte sich Danilow.

„Genosse Wirtschaftsleiter", sagte er, „zum Abendbrot geben Sie außer der Grütze auch Fleischkonserven aus, je eine Dose für vier Mann, und zum Tee Büchsenmilch, die gleiche Ration."

Sobol dachte an keinerlei Ereignisse. Er hatte Faina nur ein wenig ärgern wollen. Jetzt sah er Danilow verdutzt an. Wie, der Kommissar hob das Fleisch- und Milchverbot auf? Das ließ allerdings auf große Dinge schließen. „Je eine Dose für vier Mann . . ." flüsterte Sobol. „Siebenundsechzig durch vier — geht nicht auf, also achtundsechzig . . ."

„Herzlichen Dank, Genosse Kommissar", sagte Faina, als der erschrockene Sobol sich verzogen hatte. „Verrückt werden kann man bei der Hirse!"

„Nichts zu machen", antwortete Danilow. „Wir fahren zur Front, und niemand weiß, was wir dort vorfinden werden. Aber ich möchte Sie auf folgendes aufmerksam machen: es geht nicht an, daß Sie mit dem Chef des Zuges in einer Weise sprechen wie eben vorhin. Das gehört sich nicht."

„Was habe ich denn gesagt?" staunte Faina.

„Sie sagten: ‚Unsinn'. Er gab einen Befehl, und Sie antworteten: ‚Unsinn'."

„Lieber Gott! Das bezog sich doch gar nicht auf ihn. Das galt den Sanitätern."

„Selbst wenn Sie mit einem Befehl nicht einverstanden sind . . ."

Der Wagen wurde plötzlich stark gerüttelt, ein Becher fiel klirrend vom Tisch, die Schiebetür wäre zugeflogen, hätte Danilow nicht mit der Schulter dagegen gedrückt.

„Oho", sagte Faina, und ihre Augen blitzten. „Merken Sie was?"

Der Waggon zitterte ein zweites Mal, noch stärker.

„Genosse Kommissar", sagte Faina, „ich bitte natürlich um Entschuldigung. Ich bin kein Neuling mehr und habe zu wissen, was Disziplin ist. Aber immerhin bin ich vor allem eine Frau und habe auch Nerven . . ."

Sie horchte erwartungsvoll. Sie wünschte noch eine weitere Erschütterung. Wenn schon Krieg, dann Krieg — was lag daran?

Das Abendessen war vorüber.

Der Zug kroch langsam dahin, kam kaum von der Stelle und schlief mitunter im Fahren fast ein. Die Landstraße mit den zurückweichenden Truppen lief nun wieder ein ganzes Stück abseits von der Strecke. Aus den Fenstern des Zuges sah man eine Vorstadtgegend: Hütten, Gemüsegärten, eine mit einem Flechtenzaun umfriedete Weide. Ein Sommerhäuschen zog vorüber, vier versengte weiße Mauern ohne Dach, die Fenster gleich leeren Augenhöhlen. Ein Dorf brannte lichterloh, dahinter ein Kornfeld in Schwaden von Qualm. Die Erde war von Gräben zerfurcht. Man sah fast keine Menschen.

Die Wagen zitterten nun ununterbrochen, und durch das Rattern der Räder hörte man deutlich das unausgesetzte Dröhnen des nahen Artilleriefeuers.

Julia Dmitrijewna stand im Verbandraum am Fenster. Das war das Land, das bald dem Feind in die Hände fiel. Pskow. Sie war als Kind in Pskow gewesen. Sie hatte dort Verwandte. Vom Bahnhof fuhr man damals mit einer

Droschke in die Stadt; es gab noch keine Straßenbahn. Heute gab es gewiß schon eine. Die Linden standen in Blüte; die Stadt duftete nach Honig. Es war Abend gewesen, ein bräunlich warmer Himmel und langsam hallendes Glockengeläut . . . Die Tante sagte: „Wir Pskower" — mit einem besonderen Klang in der Stimme, als gäbe es in ganz Rußland nichts Besseres als die Pskower. Wie es wohl heute aussehen mochte, dieses Pskow? So wie das Sommerhäuschen ohne Dach? Oder wie das brennende Dorf? Von Bomben zerrissen, von den Truppen verlassen, stand es da, in Rauchschwaden und von Gräben umgürtet . . .

Aber Julia Dmitrijewna bekam Pskow nicht zu sehen.

Der Zug zog lange Zeit durch ein Gewirr sich kreuzender Schienenstränge; zu beiden Seiten standen Güterzüge; es dröhnte in den Ohren; die Fenster waren schwarz vor Rauch. Zuweilen zerriß der Qualm, dann sah man einen Himmel, vom Feuerschein tiefrot gefärbt. Der Zug hielt. Julia Dmitrijewna rief die Sanitäterin.

„Klawa, gehen Sie in den Stab und fragen Sie, wo der Chef und der Kommissar sind."

Es machte sie nervös, daß sie mit müßigen Händen umherstand, während ganz offensichtlich ringsum Menschen ihrer Hilfe bedurften.

„Und ob keine Weisungen vorliegen!"

„Sofort, Julia Dmitrijewna, ich laufe außen herum, gut?"

„Sie kennen doch den Befehl, daß niemand den Zug verlassen darf. Gehen Sie durch die Waggons."

Klawa ging. Ein Zug, der vom Fenster des Verbandraums zu sehen war, setzte sich in Bewegung. Es dauerte lange, bis seine plombierten Wagen vorübergerollt waren — fort von der Stadt. Nun war er weg. Hinter ihm wurde ein

anderer sichtbar, aber man hatte doch einen weiteren Ausblick und sah die Flammen. Bald hier, bald da stiegen Feuerzungen zu dem unheimlich roten, rauchverhangenen Himmel empor... Auch der Lazarettzug manövrierte nun näher an den Bahnhof heran. Er stand furchtlos und ungeschützt im Schein der Brände, allein mit seinen roten Kreuzen. Rechts und links von ihm rasten die Flammen.

Klawa kam zurück.

„Was gibt es?"

„Julia Dmitrijewna, der Chef hat befohlen, daß Sie an Ort und Stelle bleiben und warten. Der Kommissar ist auf der Verwundetenabschubstation und holt weitere Ordres."

„Interessant — wohin ich wohl gehen könnte! Wie er sich das vorstellt?" fragte sich Julia Dmitrijewna hochmütig.

Der Zug fuhr wieder an. Er näherte sich dem Bahnhof. Ringsum brannte alles. Niemand löschte. Man sah rennende Menschen. Am äußersten Ende des Bahnsteigs standen vier — drei in Zivil mit Handkoffern, der vierte war Danilow.

„Chirurgen!" verkündete Klawa, die aus eigener Initiative nochmals in den Stab gelaufen war. „Die Abschubstation schickt uns drei Chirurgen; sie werden bei uns operieren."

Chirurgen! Julia Dmitrijewnas Herz schlug höher in Erwartung der kommenden Arbeit. Therapeutik! Was kann man mit Therapie schon ausrichten!... Von Julia Dmitrijewnas Standpunkt war das nicht medizinische Wissenschaft, sondern eine Art Chiromantie. Aber nun war die wahre medizinische Wissenschaft in Gestalt dreier Zivilisten mit Handkoffern in den Lazarettzug eingezogen. Operationen im Zug, primäre Wundbehandlung!

Sie überschlug schnell im Geiste: drei Chirurgen — drei

Tische. Der eine im Verbandraum, zwei im Waschraum. Instrumente waren genug da, Kittel und Gummihandschuhe desgleichen. Wer wohl assistierte? Vor allem natürlich sie, Julia Dmitrijewna. Ferner Suprugow. Nein, der hatte zu schwache Nerven. Militärheilgehilfin Olga Michailowna als zweite und Faina Wassiljewna als dritte.

„Klawa, verdunkeln Sie die Fenster im Waschraum! Machen Sie Licht! Nehmen Sie die Schirme von den Lampen und waschen Sie den Tisch mit Sublimat!"

Rrrumm! Ein Krachen ganz in der Nähe; in dem Verbandraum flog eine Scheibe heraus. Die Scherben fielen in den Wagen.

Klawa bekreuzigte sich. Sie hatte das früher nie getan; plötzlich war es von selbst gekommen; sie wußte gar nicht, wie.

Julia Dmitrijewna streifte sie mit einem Blick der Verachtung. „Klawa, ich wasche den Tisch selbst; räumen Sie die Glasscherben weg!"

Die wirkliche Arbeit hatte begonnen.

Faina hatte recht gehabt: binnen einer halben Stunde war im Apothekenwagen keine Scheibe mehr ganz.

Die Sanitäterinnen räumten die Glasscherben weg. Sie fürchteten sich. Zwei Mädchen weinten vor Angst. Aber noch stärker war der Ärger, daß die Deutschen einen so schönen Waggon zuschanden machten.

„Wieviel Mühe ich mir gegeben habe!" seufzte Klawa leise, während sie die Splitter auf die eiserne Schaufel fegte.

Die dicke Ilja hielt es nicht aus. Sie durchbrach das Ver-

bot und lief aus dem Zug. Ein Bombentrichter hinter dem brennenden Bahnhof schien ihr der sicherste Zufluchtsort zu sein. Man holte sie nicht zurück. Sie kam am anderen Tag von selbst, schwarz vor Staub, mit Erdkrumen im Haar und mit versengten Wimpern.

Danilow ließ die Sanitätsgruppe antreten: Schwestern, Sanitäter, Soldaten. Niswezki gesellte sich zu ihnen.

„Ich gehe mit", erklärte er.

„Und was wird mit der Beleuchtung?" fragte Danilow.

„Krawzow kann das nachsehen. Er weiß Bescheid. Jetzt ist's ja lange hell . . ."

„Nein, heute kommen wir mit der natürlichen Beleuchtung nicht aus. Wir werden Operationen durchführen."

„Aber Krawzow . . ."

„Was soll Krawzow? Krawzow ist Maschinist, der Monteur sind Sie. Sie bleiben hier!"

„Aber ich bleibe bestimmt nicht hier; machen Sie, was Sie wollen!" erklärte Faina. „Ich bin ein alter Frontsoldat; mich trifft keine Bombe und keine Granate."

Danilow lächelte unwillkürlich über ihre Prahlerei.

„Geht leider nicht, Faina Wassiljewna; der Chef hat Sie für die Operationen vorgesehen."

„Ach, Teufel", meinte Faina, „ich hab' doch immer Pech! Da hast du meine Tasche, Kleine", sagte sie zu Lena Ogorodnikowa, die, die Hände auf dem Rücken verschränkt und den Bubenkopf in den Nacken geworfen, auf dem Bahnsteig stand. „Nimm meine Tasche, Mädel, du hast Mut."

„Also, Doktor", sagte Danilow zu Suprugow, „ganz Europa blickt auf Sie."

Suprugow stand noch immer auf dem Trittbrett und

klammerte sich an der Griffstange fest, als ob er sich von ihr nicht trennen könnte . . . Er wandte dem Kommissar das totenfahle Gesicht zu und wollte etwas sagen. Aber plötzlich krachte nicht weit von ihnen eine Explosion auf den Gleisen, und auf Danilow wie Suprugow regnete Kohlenstaub nieder.

In diesem Augenblick war es, als ob etwas Suprugow klar würde.

„Finita la commedia!" sagte er und sprang auf den Boden.

Als er später seine Empfindungen analysierte, faßte er sie folgendermaßen zusammen: in jenem Moment begriff er — so schien es ihm wenigstens —, daß der Tod unvermeidlich sei. Er begriff des weiteren — auch dies schien ihm so —, daß er entsetzlich sein werde. Und er wollte so schnell wie möglich diesen Rubikon überschreiten. Das Nichts sollte schnell kommen, schnell, nur schnell! Und die Hauptsache: er wollte keine Angst mehr haben. Ruhe, Stille, Sicherheit . . . Um das zu erlangen, mußte er so schnell wie möglich dorthin, wo es am gefährlichsten war. „Hier bin ich!" schrie alles in ihm, als er den unheimlich beleuchteten, von Geschossen aufgewühlten Bahnsteig betrat. „Hier bin ich, macht rasch Schluß mit mir, ich kann die Angst nicht mehr ertragen!"

Danilow nahm ihn beim Arm und begann zu laufen. Suprugow stampfte mit seinen schweren Stiefeln hinter Danilow her. Es war sehr heiß. Der Rauch biß in die Augen . . . Durch die Gasse hinter dem Bahnhof ging ein Soldat. Er schleifte das Gewehr hinter sich her; eine blutige Spur lief ihm nach; das Gewehr fuhr über sie hin und verschmierte sie.

„Ist's weit bis zum Lazarettzug?“ fragte der Mann. „Ich soll in den Lazarettzug, hat man mir gesagt.“

„Dort, hinter dem Wächterhäuschen wirst du ihn sehen“, erklärte Danilow. „Kannst du selbst gehen oder sollen wir dich auf die Tragbahre nehmen?“

„Ich gehe selber“, antwortete der Verwundete. „Die Bahre könnt ihr noch brauchen.“

Hinter der Ecke lag ein Junge von ungefähr vierzehn Jahren. Er war bei Bewußtsein, stöhnte nicht und blickte den herbeilaufenden Sanitätern mit glühend strengen Augen entgegen.

„Tragbahre!“ rief Danilow, aber Lena beugte sich rasch nieder und hob den Jungen wie ein kleines Kind auf. Er zuckte plötzlich, warf den Kopf nach hinten und verlor das Bewußtsein.

„Drängle dich nicht vor, wenn du nichts davon verstehst!“ knurrte Suchojedow wütend. „Das ist kein Puppenspiel. Leg ihn auf die Bahre, was schaust du denn so?“

Etwas winselte, miaute und spritzte in der Nähe auf. Eine schwarze Wolke verdeckte den kleinen Trupp.

Die Wolke lichtete sich.

„Alles heil?“ fragte Danilow nach kurzem Schweigen.

Alle waren heil, nur schwarz und halb betäubt.

Der kohlschwarze Suprugow lächelte verzerrt.

„Tragen Sie den Kleinen zu Julia Dmitrijewna!“ sagte Danilow zu Suchojedow und Medwedjew. „Wir gehen weiter. Sie kommen nach. Und wenn Sie uns nicht finden, so nehmen Sie den erstbesten Verwundeten und bringen ihn in den Zug.“

„Was war das?“ fragte Suprugow, als sie die Straße entlang liefen. „Eine Granate oder Mine?“

„Eine Mine. Warum?“

Suprugow hustete und spuckte schwarzen Speichel aus. Seine Militärbluse war an der Schulter zerrissen.

„Oho!“ sagte Danilow, „Sie haben ja einen Splitter abbekommen!?“

„Ja? Wo? Ach das! Eine Kleinigkeit, ich habe gar keine Schmerzen. Das hat mich eben nur gestreift. Über solche Lappalien lohnt es sich nicht zu sprechen.“

Er war wie trunken. Er taumelte. Das Gefühl seiner wahnwitzigen Kühnheit machte ihn taumeln.

Doktor Bjelow ging durch den Zug.

Durch die offenen Fenster der leeren Wagen strich ein heißer Windzug. Alles war von dem rauchenden, flackernden Licht erhellt, das von draußen hereinfiel. Noch heute früh schienen diese Wagen so gemütlich ...

In jedem Waggon war eine Sanitäterin und ein Soldat ... In den Gesichtern standen Bestürzung und Schreck.

Der Mannschaftswagen war leer. Außer den Diensthabenden waren alle mit Danilow in der Stadt.

„Ich habe etwas vergessen“, dachte der Doktor, während er durch den Zug ging. „Ich habe etwas vergessen ...“

Aber was das war, dessen konnte er sich nicht entsinnen. Er hatte doch alles Nötige erledigt. In dem Apothekenwagen herrschten die Chirurgen; sie hatten dort freie Hand. Den Trupp, der die Verwundeten holen sollte, hatte er abgeschickt. Auf Danilow war Verlaß ... Ach ja, das Essen! Man mußte den Leuten ja ein Nachtmahl vorsetzen. Und morgen ein Frühstück.

„Schwester Smirnowa, bitte, den Wirtschaftsleiter!“

Sobol kam. Der Doktor blickte mit einem unwillkürlichen Anflug von Neugier zu ihm auf: rechnete er wieder oder nicht? Diesmal rechnete Sobol nicht; der ganze Mann war gleichsam eingeschrumpft und schlaff wie ein Gummiballon, aus dem die Luft entwichen ist.

„Hören Sie!" begann der Doktor. „Wir müssen an das Abendessen denken. Rechnen Sie mit —" er überlegte — „mit hundertzwanzig Mann. Und daß das Abendessen gut ist!"

„Das Abendessen ist doch schon vorbei", stammelte Sobol.

„Und daß es gut ist!" wiederholte der Doktor, der den Einwand überhörte. „Mit Rücksicht auf die Verwundeten, die von heute an eintreffen werden. Und zwar nicht Ihre Waisenkinderhirse, sondern einen süßen Grießbrei mit Fruchtgelee und dazu Kaffee, Gebäck und Butter — verstehen Sie?"

„Butter?" fragte Sobol, als wäre er ein Schlafwandler.

„Jawohl, fünfzig Gramm pro Person."

„Fünfzig", flüsterte Sobol sogleich und drehte die Augen zur Wagendecke. „Fünfzig mal hundertzwanzig macht sechstausend, gleich sechs Kil..."

„Ich habe etwas vergessen", dachte der Doktor, als Sobol fortgegangen war. „Ich habe etwas vergessen — was mag es nur sein?"

Und plötzlich fiel es ihm ein.

Er hatte nichts getan, um Igor zu finden! Wie konnte er das vergessen! Gewiß hätte man etwas tun können. Ein Anruf zum Beispiel. Oder eine schriftliche Anfrage. Man hätte sich irgendwo erkundigen können, bei irgendwem Auskunft einholen... Dummheiten, Hirngespinste! Wen denn anläuten, wo anfragen, bei wem Auskunft einholen?... Nein, nein! Man hätte zweifellos etwas tun können. Er war einfach so ungeschickt. Sonjetschka hätte es bestimmt gekonnt. Er war langsam und schwerfällig, das war er immer in solchen Sachen. Sonjetschka hätte einen Weg gefunden. Sie liebte Igor. Die wahre Liebe fand immer Mittel und Wege. Er liebte Igor nicht genug; er hatte ihn immer zu wenig geliebt, er war ein nichtswürdiger, herzloser, ungeschickter Vater. Er hatte Lalja mehr geliebt. Und war sie etwa besser? Nichts im Kopf als Dauerwellen, Operetten und Flirt! Eine Schmeichelkatze — das verstand sie meisterlich... Sie tat ihm schön, und er schenkte ihr Geld für die Operette. Als aber Igor ihn einmal um Geld bat, sagte er „Nein!". Lächerliche dreißig Rubel... Mein lieber Junge, verzeih mir! Nimm alles, nimm mein altes, schon erlöschendes Leben, nur lebe du weiter! Komm nur wieder! Verlaß uns nur nicht so jäh, mein Junge!

Als Julia Dmitrijewna zum Militärdienst einrückte, kamen beide Brüder mit ihren Frauen und Kindern und die ganze Verwandtschaft zu Besuch. Es wurden Kuchen gebacken und Eis gemacht, wie bei einem Geburtstag. Julia Dmitrijewna rückte selbst die Tische zusammen und legte die gute weiße Paradedecke auf.

Das war vor zwölf Tagen gewesen. Und nun rückte sie wieder Tische und legte weißes Leinen darüber.

Der erste Verwundete kam, ein Soldat. Er stellte sein Gewehr in die Ecke und blickte sich sachlich um.

„Auf welchen Tisch soll ich mich legen?" fragte er.

Man sah sofort: das war ein gescheiter Bursche, der schon seine Erfahrungen hatte.

„Auf welchen Sie wollen", antwortete ihm Julia Dmitrijewna freundlich. „Aber zuerst ziehen Sie sich, bitte, aus. Wo sind Sie verwundet? Ach, am Bein? Klawa! Schneiden Sie ihm den Stiefel auf!"

Sie selbst stand daneben und hielt einen Kittel bereit, um ihn dem fremden Professor zu reichen, sobald der mit dem Händewaschen fertig war. Der Professor hatte weiße, ein wenig geschwollene Hände, wie sie auch Professor Skuderewski hatte. Die Fenster im Waschraum waren verhängt; über den Tischen brannten grelle Lampen. Es kam niemandem zum Bewußtsein, wie unsinnig es war, hier zu verdunkeln, da doch der ganze Zug von außen durch die Feuersbrunst hell beleuchtet war.

Klawa schnitt dem Verwundeten den Stiefel auf und drehte voll Entsetzen den Kopf weg.

„Was hast du denn, was gibt's?" fragte der Soldat und verzog das Gesicht. „Bist wohl noch nicht daran gewöhnt? Eine Kleinigkeit, wenn du's wissen willst. Nicht einmal der Knochen ist verletzt."

Julia Dmitrijewna hüllte den Professor in den Kittel, goß ihm Alkohol auf die dunkelroten Handflächen und reichte ihm die Gummihandschuhe. Der schöne Greis, der aussah wie ein Schauspieler, stutzte, als er in ihr zufriedenes Gesicht sah.

Zwei Minuten später aber verstand er sie. Für sie war das gleichsam eine feierliche Kulthandlung. Sie fragte nicht, sie bedurfte keiner Weisungen. Sie reichte ihm ohne Aufforderung alles, was er brauchte, ehe er sich selbst bewußt war, was er in diesem Augenblick benötigte.

Der Soldat mit dem verwundeten Bein ließ sich ruhig und ohne Schmerzenslaut verbinden; er schnaufte nur von Zeit

zu Zeit vernehmlich und ließ ein „Brr ..." hören. Julia Dmitrijewna entzückten solche Patienten. Sie haßte Schreihälse. Sie hörte nicht mehr das Getöse draußen, so sehr konzentrierte sie sich auf ihre Arbeit. Nur die Hitze störte sie. Es war unerträglich heiß in dem Waggon, und der Ventilator kam gegen die Schwüle nicht auf. Sie nahm mit der Pinzette ein Mullbäuschchen und wischte dem Verwundeten den Schweiß aus dem Gesicht.

„Danke, Mamachen!" sagte der Soldat.

Dann wurde der Knabe mit dem zersplitterten Unterschenkel gebracht. Er war bewußtlos. Er hatte eine vorzügliche Muskulatur; wahrscheinlich war er Fußballspieler oder Radfahrer ... Sie sah auf den ersten Blick, noch eher als der Professor, daß das Bein amputiert werden mußte.

„Diese verfluchten Schurken!" entfuhr es Faina, als sie den Jungen sah.

Der Knabe zuckte mit dem Kinn und knirschte mit den Zähnen ... Der Professor fragte Julia Dmitrijewna:

„Können Sie Narkose geben?"

Ob sie Narkose geben konnte! Um ganz ehrlich zu sein: sie konnte sogar amputieren! Sie hatte es nur nie getan, weil sie nicht das formelle Recht dazu hatte.

Sie legte die Maske auf das Gesicht des Knaben ... Als das Geräusch der Knochensäge laut wurde, ging Faina zum Fenster, wandte sich ab und begann zu weinen.

Während der Operation trat Doktor Bjelow ein.

„Braucht man mich?" fragte er.

Julia Dmitrijewna warf ihm einen grimmigen Blick zu. Er trat schüchtern heran, streckte den Hals vor und blickte in das Gesicht des Verwundeten ... Auf dem anderen Tisch im Waschraum lag eine Frau.

„Den Jungen in den Pullmanwagen. Bett Nr. 11!" verfügte der Doktor, zu Schwester Smirnowa gewandt, die hinter ihm hereingekommen war. „Die Frau ..."

„Die Frau hat es nicht mehr nötig", antwortete Olga Michailowna, die Militärheilgehilfin, die beim zweiten Tisch assistierte. Sie nahm der Frau die Maske vom Gesicht. Ein breites slawisches Antlitz mit leicht vortretenden Backenknochen. Brauen wie aus Zobelfell. Ein schöner Mund; über der Nase ein feiner, bräunlicher Streif von Sommersprossen ..."

„Zu spät!" erklärte der Chirurg.

In diesem Augenblick aber wurde er auf den zweiten Tisch geschleudert, auf den Jungen; der Junge fiel zu Boden, und alle stürzten nieder — außer Julia Dmitrijewna, die gegen die Tür des Verbandraums flog und sich an dem eisernen Handtuchhalter festhalten konnte. Von den Wänden, von der Decke fiel weißer Lack. Der Fensterrahmen zerbrach, und ein spitzes Stück traf Julia Dmitrijewna an der Schläfe.

„Das war aber nah", meinte Doktor Bjelow.

„Ja, sehr nah", bestätigte Julia Dmitrijewna, während sie den Knaben aufhob. „Ich glaube: ein Volltreffer in unseren Zug!"

Die Soldaten Kostrizyn und Medwedjew kamen von beiden Seiten in den Apothekenwagen gelaufen und riefen:

„Waggon vierzehn brennt! Wo ist der Chef?"

Der Chef war schon draußen und rannte, so schnell seine Beine ihn trugen, zu dem brennenden Waggon.

Er brannte lichterloh — trockenes Holz, trockene Farbe. Welch ein Glück, daß noch keine Verwundeten in dem Waggon lagen! War das Personal unversehrt? Ja, ja: dort

stand Nadja, ganz zusammengekrümmt, und spuckte ... Auf ihrem Kittel waren Blutflecken.

„Nadja, bist du verwundet?"

„Aber nicht doch, Genosse Chefarzt! Ich habe mir am Wandbrett die Lippe aufgeschlagen."

„Und Kostrizyn?"

„Ist auch am Leben. Ist nach Ihnen gerannt ..."

Da kam er schon. In der Hand einen Wassereimer. Was ließ sich mit einem Eimer ausrichten ... Und hinter ihm Medwedjew.

Von der anderen Seite kamen Krawzow und Niswezki herzu. Sie bewegten sich, als ob sie Watte in den Beinen hätten.

„Etwas schneller, Burschen, etwas schneller!" rief der Arzt.

Niswezki setzte sich in Trab. Krawzow ging ebenso gemächlich weiter und kam, die Hände in den Hosentaschen, heran.

„Schleppt Wasser!" rief der Doktor in heller Aufregung. „Trommelt die Leute zusammen; wir müssen löschen!"

„Und wo nehmen wir das Wasser her?" fragte Krawzow mit größter Ruhe.

„Wasser? In den Tanks ist Wasser, in der Lokomotive ist Wasser.

„Quatsch ist das, kein Wasser!" meinte Krawzow und brüllte plötzlich die Soldaten an: „He, den Wagen abkoppeln! Die Esel stehen mit offenem Maul da, und nebenan ist die Dynamomaschine! ... Hör, Bester!" sagte er und nahm einen vorübergehenden Wagenschmierer beim Rock. „Hilf uns, du weißt damit Bescheid! Wir müssen diesen Karren hier ausspannen!"

„Sonst noch was?!" ließ sich der Wagenschmierer vernehmen. „Hunderte Waggons sind kaputt, und ich soll wegen so eines Rumpelwagens ins Feuer kriechen!"

„Dringend nötig, mein Liebster", sagte Krawzow. „Es liegen Verwundete nebenan, und dort steht die Dynamomaschine. Es geht nicht anders — wir müssen den Wagen abhängen."

„Das kannst du deiner Mutter befehlen, daß sie unter Bomben einen Wagen abhängen soll", sperrte sich der Wagenschmierer.

„Nein, dir befehle ich's!" brüllte Krawzow mit wutgeweiteten Augen und schlug dem Mann ins Gesicht. Der Doktor war starr — so unerwartet kam das ... Der Wagenschmierer stieß Krawzow mit dem Fuß in den Bauch. Krawzow schlug ihn ins Genick. Der Wagenschmierer fluchte noch einmal und kroch dann unter die Puffer des brennenden Wagens. Da tauchte auch noch ein mit Erde beschmierter Schaffner auf; sicher hatte er nahebei in einem Granattrichter gelegen. Der brennende Waggon wurde abgerollt und dann mit Wasser aus der Lokomotive begossen.

Währenddessen stand Julia Dmitrijewna die ganze Zeit am Operationstisch und reichte dem Professor Instrumente und Verbandstoff. Sie bereitete die Verwundeten zur Operation vor, sie gab Narkosen ... Das Artilleriefeuer auf die Stadt dauerte die ganze Nacht, ohne Unterbrechung. Die ganze Nacht wurden Verwundete eingeliefert. Die einen brachte man auf Tragbahren, die anderen mit Lastautos, wieder andere kamen selbst ... Gegen Morgen konnte der Professor nicht weiter.

„Schluß!" sagte er und zerriß, statt sie aufzuknüpfen, einfach die Bänder seines Kittels. „Ich kann nicht mehr! Ich

arbeite schon mehr als vier Tage und Nächte ohne Schlaf."

Faina führte ihn in den Stabswagen, wo er sich ausruhen sollte. Sie wollte sich — so sagte sie zu Julia Dmitrijewna — bei dieser Gelegenheit ebenfalls ein wenig erholen und sich auch umkleiden; ihr sei schon übel von all dem Blut, und ihre Wäsche sei ganz verschwitzt.

„Ich strecke ebenfalls die Waffen", sagte der andere Chirurg, ein kleiner, schwarzhaariger Mann mit zitronengelbem Gesicht, und entfernte sich. Olga Michailowna legte sich gleich in dem Waschraum auf die Chaiselongue. „Bloß eine Minute, eine Minute!" hauchte sie mit einer Kinderstimme und war im selben Augenblick eingeschlafen. Es blieb nur der junge Chirurg mit den kurzgeschorenen semmelblonden Haarborsten und der Himmelfahrtsnase, der Danilow an Wuchs übertraf.

„Nun?" fragte er und blickte Julia Dmitrijewna an.

„Nun!" antwortete sie anerkennend und ging an seinen Operationstisch hinüber.

Sie arbeiteten wortlos weiter. Der Wagen zitterte unter der Kanonade; sie aber taten ihr Werk und dachten nicht daran, ob diese Nacht einmal ein Ende nehmen, ob der Morgen grauen und man Ruhe finden werde ... Der junge Arzt pfiff bei der Arbeit leise durch die geschlossenen Zähne — eine schöne Melodie, die Julia Dmitrijewna gefiel ...

Olga Michailowna erwachte nach zwei Stunden, sprang auf und lief fort, die anderen zu wecken. Als erste erschien Faina, frisch wie eine Rose — dann der alte Professor.

„Und Sie sind immer noch auf!" sagte er schuldbewußt zu Julia Dmitrijewna, während er sich die Hände zu waschen begann.

Sie antwortete nicht — sie zählte die Mullbäuschchen, die

der junge Arzt der Wunde des Operierten entnahm, und bedeutete Faina nur mit einer Bewegung der Brauen, sie solle dem Professor den Kittel reichen.

Den ganzen Morgen trafen Verwundete ein. Die Betten füllten sich. Sobol ließ für dreihundert Mann Frühstück machen. Das Mittagessen wurde für fünfhundert Mann gekocht — so hatte es Doktor Bjelow befohlen ... Die Sanitäterinnen trugen die Eimer mit Blut nicht mehr bis zu dem Granattrichter, sondern gossen sie gleich auf die Schienen aus.

Gegen Mittag kam Danilow in den Stabswagen und fragte den Chef:

„Nun, wie ist es, genug?"

„Ich fürchte, ja", entgegnete der Doktor. „Der Stabswagen ist auch schon voll. Wir legen die Leute bereits auf den Fußboden und können dafür allerhand Unannehmlichkeiten gewärtigen."

Sie gingen zu zweit durch den Zug. Die Wagen waren überfüllt; es roch nach Apotheke und Schweiß; Fliegen surrten umher. Unter den Verwundeten gab es viele Leichtverletzte, die selber gekommen waren und dablieben, um mit dem Zug die Stadt zu verlassen. In der Hauptsache waren das friedliche Einwohner. Eine Frau, am Schulterblatt verletzt, hatte vier Kinder bei sich. Faina steckte sie in ihr Abteil. Das war gegen alle Regeln und Vorschriften, aber in dieser Nacht vergaß man die Vorschriften und dachte nur an das große allrussische Leid, dem man mit vereinten Kräften abhelfen mußte.

Der Doktor schaute — zum wievielten Mal schon! — auf jedes Bett. Ein Gedanke beherrschte ihn: vielleicht war Igor darunter ... Aber Igor war nicht da.

„Iwan Jegorytsch, Sie sollten sich hinlegen, mein Bester!" sagte der Doktor. „Sie haben die ganze Nacht wie ein Kuli gearbeitet. Das geht doch nicht!"

Der Doktor hatte gleichfalls nicht geschlafen; er war die ganze Nacht umhergerannt, hatte Anweisungen für die Unterbringung der Verwundeten gegeben, bei den Löscharbeiten mitgeholfen, und außer einem Gläschen Schnaps, das ihm Krawzow gab, nichts über die Lippen gebracht. Aber der Doktor meinte, daß er als einziger herumlungere, und dieses unglückselige Gläschen Schnaps schien ihm ein unerhörtes Verbrechen gegen die Dienstmoral und gegen die menschliche Ethik zu sein. Daß bloß Danilow nichts von diesem Gläschen erfuhr ...

Danilow sagte:

„Ich habe eine Idee. Hier auf dem Bahnhof stehen ein paar nachweislich im Stich gelassene Züge mit wertvollem Frachtgut, die vor der Aufgabe der Stadt in Brand gesteckt werden sollen. Wir können gut einen dieser Züge abschleppen."

„Wie meinen Sie das: abschleppen?"

„Nun, mit unserer Lokomotive. Einfach anhängen. Ich habe schon mit dem Bahnhofskommandanten darüber gesprochen; er war sehr froh!

Danilow dachte, der Doktor werde sich ebenfalls freuen, aber der Doktor blinzelte ihn mit müden Augen an und zögerte mit der Antwort.

„Entschuldigen Sie, Iwan Jegorytsch", sagte er schließlich. „Aber ich meine, daß wir diese Frage nicht so unüberlegt entscheiden dürfen. Sie müssen verstehen: ich bin vor allen Dingen Arzt und hafte für das Leben meiner Kranken. Wenn sich diese zusätzliche Belastung auf die Fahrtge-

schwindigkeit des Zuges auswirkt, werde ich ablehnen müssen ..."

Er sagte das sehr weich; aber in seinen blinzelnden Augen lag etwas, das Danilow klar machte: der Chef fühlte sich als Chef. Ihm stieg das Blut ins Gesicht; er wollte erwidern: „Sie sind nicht nur Arzt; Sie sind Sowjetbürger und haben die Pflicht, Staatseigentum zu retten!" Der andere aber kam ihm gewissermaßen zuvor und erklärte:

„Materielle Werte sind zu ersetzen. Aber wir haben in unserem Zug das kostbarste aller Güter. Habe ich recht?"

Julia Dmitrijewna kam auf sie zu — hochaufgerichtet und feierlich, nur etwas weniger rot als sonst. Über ihre Schläfe zog sich ein schiefer Streif von geronnenem Blut.

Der Doktor salutierte. Sie nickte herablassend und ging weiter.

„Und die da", sagte der Doktor, während er ihr nachblickte, „ist wohl das Allerkostbarste, was wir im Zuge haben."

„Und wer hat sie gefunden?" dachte Danilow. „Ich habe sie gefunden! Du kamst ins fertiggebaute Haus, und nun kommandierst du!"

Aber da fiel ihm ein, daß er im Kriege war und vor dem Kommandanten seiner Truppe stand. Er sagte nichts.

Suprugow war mit Danilow zurückgekommen.

Er war ebenso wie dieser die ganze Nacht im Artilleriefeuer durch die Stadt gelaufen und hatte den Verwundeten erste Hilfe erwiesen. Eigentlich war er zu schwächlich für derlei Arbeit. Aber eine nervöse Spannung hielt ihn aufrecht. Er zuckte nicht zusammen, wenn eine Granate in der

Nähe einschlug; er betrachtete sich und die Ereignisse dieser Nacht gleichsam als Außenstehender, von der Höhe seines irren Fluges aus. Und ebenfalls von außen, sozusagen aus der Vogelperspektive, sah er ein herzerquickendes Bild: ein Arzt kehrte vom Schlachtfeld heim, wo die Gefahr, getötet oder verstümmelt zu werden, bei jedem Schritt auf ihn lauerte. Die Feldbluse des selbstlosen, unerschrockenen Arztes hatte ein Geschoßsplitter zerfetzt. Er war sterbensmüde, schwarz wie ein Neger, die Knieflächen seiner Breeches waren voll Blut, seine Füße von den Stiefeln wundgerieben ... Aber er packte mit fester Hand die Griffstange und stieg in den Stabswagen. Die Küchensanitäterin Fima prallte bei seinem Anblick zurück ...

„Heißes Wasser!" warf er ihr im Vorübergehen zu. „Und einen sauberen Kittel; diesen hier waschen Sie noch heute!"

Fima blickte Suprugow mit treuen Augen an und lief davon, das Wasser zu holen.

„Smirnowa!" rief er der durch den Gang eilenden Schwester zu. „Sagen Sie der Wirtschaftsschwester, daß ich das Frühstück haben will."

Er legte die Feldbluse ab. Schwester Smirnowa steckte den Kopf durch die Coupétür, aber beim Anblick seines negerartigen Kopfs und der mit harten Blutkrusten bedeckten Hand machte sie jählings kehrt und rannte in die Küche.

„Ha, ha, wie sie alle rennen!" dachte Suprugow.

Nachdem er die Hosenträger abgestreift und sich das Hemd ausgezogen hatte, begab er sich, absichtlich in diesem Aufzug, zum Waschen. Fima wandelte auf den Fußspitzen hinter ihm her, mit einem Krug heißen Wassers. Er hielt ihr die Handflächen hin und befahl:

„Gießen Sie's darauf!"

Von Flammen versengt, von Ruß geschwärzt und ohne Fensterscheiben, kehrte der Lazarettzug ins Hinterland zurück. An seinem Ende zockelte der ausgebrannte Waggon. Grüne Fahrtsignale glühten vor dem Zug auf und die anderen Züge gaben ihm die Vorfahrt.

Zweiter Teil

DER MORGEN

I

VON OSTEN NACH WESTEN

Wenn die Leute des Lazarettzugs an ihre ersten Fahrten zurückdachten, fragten sie sich, wieso sie eigentlich damals die einfachsten Dinge nicht verstanden hatten. Wozu verhängte man zum Beispiel die Wagenfenster, wenn der Zug gänzlich ungetarnt auf offener Station stand und den deutschen Bombern von weither sichtbar war? Warum schien der Zug der sicherste Zufluchtsort zu sein, während die Leute, die mit den Tragbahren in die Stadt gingen, als tollkühne Wagehälse und Todeskandidaten betrachtet wurden? In Wirklichkeit war die Gefahr unter offenem Himmel weit geringer. Aber die Leute begriffen das alles erst viel später, als die Front weit hinter ihnen lag. Und als sie es begriffen hatten, lachten sie über ihre Unerfahrenheit.

„Stellen Sie sich vor!" sagte Doktor Suprugow zu Julia Dmitrijewna, der gegenüber er gesprächiger war als sonst. „Ich glaubte, daß wir alle eine tollkühne Tat begingen, als wir uns aus dem Schutz des Waggons hinauswagten. In Wirklichkeit war das das einzig Vernünftige, was wir tun konnten . . ."

Faina wurde zornig . . . Wie lange mochte der Mensch wohl noch dieses Zeug wiederkäuen? . . . Aber sie schwieg, denn sie hatte ihre eigenen Pläne hinsichtlich Suprugows . . .

Faina teilte jetzt mit Julia Dmitrijewna das Abteil. Von rechtswegen hätte sie mit Olga Michailowna, der Militärheilgehilfin, gemeinsam hausen müssen, denn die Oberschwe-

ster und die Militärheilgehilfin hatten fast die gleichen Funktionen. Olga Michailowna arbeitete bei den Schwerverwundeten und Faina bei den Leichtverwundeten, aber sonst waren ihre Pflichten die gleichen. Sie hätten auch miteinander gehaust, aber sie waren zu verschiedenen Charakters, um sich vertragen zu können. Die bescheidene, einfache, geradlinige Olga Michailowna mochte die auffallende Faina nicht. Fainas Benehmen — sie stellte offen den Männern nach — war in Olga Michailownas Augen einfach lasterhaft. Ohne es selbst zu wollen, hatte sie immer etwas an Faina auszusetzen und vergab ihr nicht einmal den kleinsten Fehler. Bei den allmorgendlichen Zehnminutenberatungen des gesamten medizinischen Personals ließ sich Olga Michailowna nie die Gelegenheit entgehen, Faina diese kleinen Versehen unter die Nase zu halten. Das waren nur Kleinigkeiten: einmal waren zwei Männer mit Tracheotomie aus Fainas Waggon trotz dem Verbot durch den Zug spaziert; einmal hatte sich ein Patient, dem Diät vorgeschrieben war, die Nachlässigkeit der Sanitäterin zunutze gemacht und einen Pirog verzehrt, den er dazu noch bei einem Bauernweib auf einer Station erstanden hatte. Olga Michailownas Stimme wurde hoch und schrill, wenn sie solche Mißstände ans Licht der Sonne brachte; Faina aber wurde knallrot und atmete stürmisch, konnte sich jedoch schwer rechtfertigen: die beiden mit der Tracheotomie waren tatsächlich in den Waggons herumgelungert, und der Leutnant aus dem fünften Wagen hatte sich tatsächlich an dem Krautpirog den Magen verdorben und nachher erbrochen, und für all das trug Faina tatsächlich die Verantwortung.

Olga Michailowna konnte leicht reden: in ihren Waggons

hatte sie nur hundertzehn Verwundete — und was für welche? Fast alles Bettlägrige, Amputierte; sie lagen in ihren Hängebetten mit den Kindernetzen, die armen Teufel, und schwiegen zumeist. Da hatte man natürlich volle Gewähr, daß keiner die Vorschriften übertrat, sich in den Waggons herumtrieb oder gar auf einer Haltestelle in Unterhosen auf den Bahnsteig rannte, um Pirogen oder Branntwein zu kaufen ...

Sie aber, Faina, hatte bei jedem Verwundetentransport an die dreihundert Mann unter ihrer Obhut. Wenn das Mittagessen vorüber war und die Prozeduren — Massagen, Teilbäder, Elektrisierungen — anfingen, konnte man den Verstand verlieren; bis in die tiefe Nacht liefen Sanitäterinnen und Schwestern mit heraushängender Zunge umher, am meisten von allen Faina. Versuche es einmal jemand, jeden zu überwachen, daß er nicht etwas Verbotenes esse! Und das waren doch keine Gelähmten, du lieber Gott! Das waren kerngesunde Burschen, die im Gefecht etwas abbekommen hatten und die leben wollten. Zuerst, solange es noch sehr wehtat, ächzten und stöhnten sie und hatten Angst, daß sie Krüppel bleiben und nicht mehr arbeitsfähig sein würden. Aber kaum ließen die Schmerzen nach, so erzählten sie schon drollige Geschichten aus ihrem Leben, schäkerten mit den Sanitäterinnen, sangen Lieder, und die Welt erschien ihnen von neuem im rosigsten Licht — sie hätten nichts dagegen gehabt, sofort wieder ins Gefecht zu gehen ... Sagte man ihnen: „Genossen, der Branntwein ist schädlich für euch!" lachten sie nur. „Der Branntwein? Oho! Sehen Sie bloß: hundert Gramm intus, und schon ist die Krankheit wie weggeblasen!" Und was konnte man ihnen darauf anworten? Sie hatten ja recht ...

So war nun einmal der russische Mensch; Faina, eine russische Frau, verstand ihn ... „Du kennst das Leben nicht, meine Liebe“, dachte sie, während sie Olga Michailowna stumm anhörte. „Du siehst das alles noch wie auf rührseligen Bildern — der Verwundete liegt hingestreckt und flüstert: ‚Oh, Schwester, gib mir einen Schluck Wasser ...‘, und du beugst dich als stiller Engel über ihn ... Nein, mein Herzchen, es kann vorkommen, daß dir so einer das Arzneiglas mitsamt der Arznei in die Visage schmeißt; denn so ein Bursche ist hitzig und nervös und hat dem Tod ins Auge gesehen. Dann wisch dir die Arznei aus dem Gesicht und schweig; bring ihm ein zweites Mal das Medikament und rede dem Patienten noch gut zu, daß er es einnehmen soll — dafür bist du ja barmherzige Schwester! Und während du dich mit dem einen herumquälst, spazieren dir — kaum hast du dich's versehen — die anderen Verwundeten in den Waggons herum.“

Faina sprach diese Gedanken nicht aus: schließlich gab es die von der Sanitätshauptverwaltung ausgearbeiteten Arbeitsbestimmungen, gab es die Instruktionen der Verwundetenabschubstation und die internen Vorschriften. Außerdem waren in dem Zug ein Chef und ein Kommissar — sie, Faina, war ein kleiner Mensch, den niemand nach seiner Privatmeinung fragte ...

Ganz wider Erwarten fand Faina bei Julia Dmitrijewna Unterstützung.

„Aus der Militärheilgehilfin wird niemals etwas Rechtes“, sagte Julia Dmitrijewna eines Tages.

Faina war gleich Feuer und Flamme. „Warum meinen Sie das?“

„Sie lebt nur für Kleinigkeiten. Die Kleinigkeiten füllen

ihr ganzes Denken aus. Sie hat keine Zeit, über das Wesentliche nachzudenken.“

Faina staunte.

„Julia Dmitrijewna, Sie müssen schon entschuldigen, aber auch Sie leben für Kleinigkeiten ...“

„Ich bin dazu verpflichtet“, entgegnete Julia Dmitrijewna. „In der Chirurgie kann die geringste Versäumnis die schwersten Folgen für den Patienten nach sich ziehen. Aber gleichzeitig damit muß ein Mediziner kühn sein und harmlose Details ignorieren können. Die Militärheilgehilfin ist gewissenhaft, aber weiter auch nichts. Mit der Zeit wird aus ihr eine mittelmäßige Medizinerin für uninteressante Fälle werden. Grippe und Rötel wird sie gut heilen. Aber sie ist nicht für die Wissenschaft geschaffen, sondern für eine langweilige Alltagspraxis.“

„Und ich?“ fragte Faina.

Julia Dmitrijewna maß sie mit einem kritischen Blick — von dem gebrannten Haar bis zu den schiefgelaufenen Stöckelschuhen.

„Sie könnten für die Wissenschaft geschaffen sein. Man fühlt in Ihnen Schwung; ja, Sie könnten auf diesem Gebiet etwas leisten, wenn Sie sich weniger ablenken ließen.“

Faina seufzte und umarmte Julia Dmitrijewna. Sie wollte ihr einen Kuß geben, ließ es aber bleiben.

„Sie haben einfach entsetzlich recht“, sagte sie.

Und als die Schwestern in dem Stabswagen ein wenig zusammenrücken mußten, um ein Abteil für eine Schreibstube frei zu machen, kam es wie von selbst, daß Julia Dmitrijewna aus freiem Willen zu Faina zog, und Faina war herzlich froh darüber.

Neuerdings fuhr der Lazarettzug nicht mehr bis zur

Hauptkampflinie. Für die Front waren eigene Züge ausersehen, die nur aus wenigen Wagen bestanden. Züge von einem komplizierten Typ, die sogenannten „provisorischen Militärlazarettzüge", evakuierten die Verwundeten aus den hinter der Front gelegenen Lazaretten ins nahe Hinterland. Besondere Hinterlandszüge aber brachten die Verwundeten schon ins tiefere Hinterland, oft mehrere tausend Kilometer vom Kriegsschauplatz entfernt.

Der Lazarettzug, von dem in dieser Erzählung die Rede ist, gehörte jetzt nach der neuen Klassifizierung zu den typischen Hinterlandszügen. Für die Front war er zu schwerfällig, bot ein allzu offenes Ziel und war auch zu kostspielig. Er war ein richtiges komfortables und luxuriöses Lazarett auf Rädern. Nach den ersten zwei Frontfahrten — nach Pskow und nach Tichwin — verkehrte er nur noch im tiefen Hinterland.

Im Zug wurde diese Veränderung von den einen mit Vergnügen aufgenommen — das waren friedliche Leute, auf die die Gefahren der Front schwer wirkten. Es kostete sie große Nervenanspannung, im feindlichen Feuer die Ruhe zu bewahren und zu arbeiten. Andere nahmen die Neuerung gleichmütig hin.

Aber es gab auch solche, die durch die Versetzung ins Hinterland betrübt, enttäuscht, ja fast beleidigt waren.

Betrübt war Niswezki. Enttäuscht Julia Dmitrijewna. Beleidigt Faina.

Danilows Einstellung war zwiespältig.

Einerseits liebte er seinen Zug schon und fühlte sich von Tag zu Tag fester und enger mit ihm verbunden. In tiefster Seele war er zufrieden, daß ein so schöner Zug nicht mehr feindlichen Bomben ausgesetzt war. Anderseits war es

ihm unangenehm, nicht mehr an der Front zu sein und eine, wie ihm schien, so unbedeutende Arbeit zu leisten. Manchmal kam ihm, wie auch Suchojedow, der Gedanke, seine Tätigkeit habe an Geltung verloren. Dann wurde er gereizt, schimpfte in Gedanken auf Potapenko, dem er diese Arbeit zu verdanken hatte, und die Sanitäterinnen bekamen Angst vor seinem verdrossenen Gesicht. Er nahm sich zusammen; die Nervosität verging, meldete sich aber nach einiger Zeit wieder.

Die Deutschen waren schon von Moskau zurückgeschlagen. Leningrad stand heldenhaft seinen ersten furchtbaren Winter durch. Der Frühling brach an. Danilow wartete gespannt, was der Sommer für Ereignisse bringen werde. Die Deutschen begannen eine neue große Offensive und rückten gegen den Kuban und den Kaukasus vor. Ein brennendes Gefühl von Zorn und Ohnmacht bohrte in Danilow.

„Schnall dir den Riemen fester", riet er sich, wieder nüchterner geworden, „es geht auch ohne dich . . ."

Er reichte der Verwundetenabschubstation einen Rapport ein und bat um seine Versetzung zum Feldheer. Er bekam keine Antwort. Er schrieb einen Privatbrief an Potapenko, erhielt aber ebenfalls keinen Bescheid. Er schrieb an die Militärabteilung des Zentralkomitees der Partei.

Der in Pskow vom Brand beschädigte Wagen wurde in Kirow repariert.

Die Eisenbahn lehnte die Reparatur ab und berief sich dabei auf Mangel an Arbeitskräften. „Der Karren ist jetzt altes Gerümpel; wenn man sich mit ihm einläßt, wird man gar nicht mehr fertig damit", sagten die Eisenbahner. In den

Depots waren die erwachsenen Arbeiter an die Front gegangen, die Arbeit besorgten jetzt junge Burschen und Mädchen ... Danilow sprach mit seinen Leuten; sie willigten ein, den Wagen selbst instand zu setzen. Danilow stellte den Waggonschlosser Protassow, einen alten und faulen Wichtigtuer, an die Spitze der Reparaturkolonne. Krawzow entpuppte sich als Tausendkünstler: er war ein erstklassiger Schlosser, Schweißer und Glaser. Den lieben langen Tag stritten und schimpften die beiden bis zur Heiserkeit. Jeder hielt seine Methode für die beste und jeder wollte der oberste sein. Abends aber verschwanden sie gemeinsam und kamen stark angeheitert und von den zärtlichsten Gefühlen für einander beseelt wieder zurück. Suchojedow, Medwedjew, Kostrizyn, Niswezki, Bogejtschuk, Goremykin — überhaupt alle Männer, mit Ausnahme der Ärzte, halfen mit; sogar Danilow erinnerte sich wieder der väterlichen Lehren von einst und arbeitete als Krawzows Gehilfe. Die Mädchen schleppten Material heran, räumten nach den Arbeitern auf, strichen den Waggon oder standen auch einfach im Wege ... In sechs schönen Apriltagen war die Reparatur beendet ...

Das alles machte Danilow große Freude. Der Wert des Wagens war nicht so groß; aber es war angenehm, zu wissen, daß sie nichts verloren hatten, was ihnen anvertraut gewesen, und daß sie dem Feind nichts überlassen hatten. Besonders freute sich Danilow, daß die anderen im Zug dieses Gefühl mit ihm teilten. Mit einem neuen Ausdruck, mit der Miene des sorglichen Hausvaters betrachteten sie den wiederhergestellten Waggon. Sogar in Protassows unrasiertem, aufgedunsenem Gesicht lag schwammiges Vergnügen, wenn er sich mit gespreizten Beinen und vorgerecktem Bauch vom Bahnsteig aus das Werk seiner Hände besah ...

Als der Wagen fertig war, wurde aus diesem Anlaß eine Versammlung abgehalten. Krawzow erschien in Zivilrock und mit Krawatte. Es wurde viel und anerkennend über ihn gesprochen. Danilow wußte sich vor Staunen nicht zu fassen: wo war die diabolische Grimasse hin? Der alte Trunkenbold errötete und schmolz wie ein junges Mädchen vor den Komplimenten ... Am anderen Morgen aber stand vor Danilow wieder der durchtriebene alte Teufel mit den eingefallenen Wangen und dem trüben Blick.

Die Sorgen um den Zug nahmen Danilows ganze Zeit in Anspruch. Was für Gedanken ihn auch quälen mochten — er hatte alle Hände voll zu tun, und die Arbeit erforderte seine ganze Aufmerksamkeit.

Er spürte bald, daß in dem Zug noch manches zu verbessern war. Er kümmerte sich persönlich um die kleinsten Wirtschaftsfragen und hatte ein waches Ohr für das, was die Leute sprachen. Sobol rechnete fortwährend; Danilow fing auch schon an, zu rechnen. Er rechnete aus, daß man für den Transport der Verwundeten durchschnittlich nur zehn Tage im Monat brauchte. Die übrige Zeit standen sie oder fuhren leer. Die Mannschaft war dann fast untätig, weil sie nichts zu arbeiten hatte. Die Leute schauten aus dem Fenster und unterhielten sich.

Julia Dmitrijewna gestaltete in diesen Tagen die Schulung der Parteimitglieder und Jungkommunisten intensiver. Sehr gut: aber schließlich hatte man die Leute ja nicht hierhergeschickt, damit sie ihre Mußezeit mit politischer Schulung ausfüllten!

Einmal standen sie an einer Haltestelle neben einem anderen Lazarettzug. Von Fenster zu Fenster beobachteten sie, was in dem fremden Zug vorging. Zwei Schwestern saßen

bei einer Näharbeit; sie lachten und plauderten. Im Stabswagen spielten drei Männer in Hemdärmeln Billard. „Was für Teufel!" dachte Danilow, als er das sah. „Sie haben eigens die Wände zwischen den Abteilen entfernt, um ein Billard aufzustellen." Zwischen den beiden Zügen ging in schnellem Schritt eine Eisenbahnreparaturkolonne: ein paar halbwüchsige Jungen und zwei Mädchen in schwarzen, ölbeschmierten Overalls. Danilow dachte: „Diese Kinder da reparieren unsere Wagen, während kerngesunde Männer zwanzig Tage im Monat Billard spielen ... Und ich stehe hier und gaffe das an."

„Wenn wir mit eigenen Kräften den durch Brand geschädigten Wagen wieder instand gesetzt haben", dachte er weiter, „so müßten wir eigentlich auch mit den laufenden Reparaturen selbst fertig werden können. Wir haben unter der Mannschaft Fachleute der verschiedensten Berufe. Sollten wir die Arbeit nicht schaffen können, die diese Kinder für uns erledigen?" Er überlegte: wenn das Personal eines jeden Lazarettzugs im Krieg die laufenden Reparaturen mit eigenen Kräften besorgte, welch riesige und wirksame Hilfe wäre das für das ganze Verkehrswesen!

„Und auch für uns ist das vorteilhaft", dachte er. „Wir werden nicht wochenlang warten müssen. Wir brauchen nicht so lange auf den Bahnhöfen zu stehen. Wir werden mehr Fahrten erledigen. Eine ganz einfache Sache, die man nicht auf die lange Bank schieben soll."

Und er schob sie nicht auf die lange Bank. Nachdem er sich die Einwilligung des Chefs geholt hatte, schnitt er bei der Vollversammlung der Mannschaft die Frage an. Hier stieß er aber auf unerwarteten Widerstand.

„Eine so unüberlegte Fragestellung ruft bei mir Bedenken hervor, Genossen", sagte Suprugow. „Werden wir unsere Leute nicht allzusehr überlasten? Es ist kein Geheimnis, Genossen, daß unsere Leute bei den Verwundetentransporten weit über Menschenkraft hinaus arbeiten. Einmal müssen sie doch ausruhen können! Und wann, wenn nicht bei den Leerfahrten? Diese Frage muß nun gründlich erwogen werden, Genossen!"

Danilow starrte ihn mit aufgerissenen Augen an und öffnete vor Überraschung sogar den Mund ... Interessant! Dieser Duckmäuser, dieser ewig mit allem einverstandene Doktor nahm also offen gegen ihn, Danilow, Stellung? Na, so etwas ... Er sprach leise, aber ruhig und deutlich. Die Leute hörten aufmerksam zu. Doktor Bjelow dort drüben rutschte unruhig auf seinem Stuhl hin und her und schrieb etwas in sein Notizbüchlein. Die dicke Ilja hatte das Kinn in die Hand gestützt und machte ein trübseliges Gesicht — offenbar bedauerte sie sich, weil sie weit über Menschenkraft hinaus arbeitete ...

Hätte Danilow Suprugow besser beobachtet, so hätte er schon früher eine gewisse Wandlung feststellen können. Aber Danilow interessierte sich nicht für Suprugow und hatte diese Wandlung übersehen. Die Wandlung kam nach Pskow. Nach dem Aufenthalt in Pskow hatte Suprugow plötzlich gemerkt, daß er nicht einfach ein gewisser Doktor Suprugow — Hals, Nase, Ohren — war, sondern eben Suprugow, Militärarzt dritten Ranges, mit einem Rechteck am Kragenspiegel, aktiver Teilnehmer historischer Schlachten, und zwar — wenn man durchaus objektiv, ohne falsche Bescheidenheit urteilte — ein heldenhafter Teilnehmer. Es beleidigte ihn, daß seine Umgebung das nicht zu bemerken

schien und ihn ignorierte. Es beleidigte ihn, daß die unbedeutende Tat eines Krawzow, der irgendwelche Rohre repariert hatte, bei der Versammlung erwähnt wurde, daß aber über sein, Suprugows, geradezu hervorragendes Verhalten auf den Straßen von Pskow kein Mensch ein Wort verlor.

Er wollte diese seine Verdienste gewissermaßen zur Kenntnis bringen und wollte zu verstehen geben, daß er im Kollektiv ein Gewicht habe und daß man seine Meinung berücksichtigen müsse... Dieser Wunsch war so stark, daß er die üblichen Suprugowschen Hemmungen überwog. Er bat ums Wort mit jenem heftigen Herzklopfen, das einen unerfahrenen Schwimmer ankommt, wenn er vom Sprungturm springen will — er möchte schon, aber er fürchtet sich, er könnte ertrinken...

Eine Sekunde lang schien es ihm, als wäre er schon ertrunken: so bedrohlich blitzte es in Danilows Augen auf... Suprugow aber stieß sich krampfhaft ab und tauchte wieder an die Oberfläche.

„Ich bitte, mich nicht falsch zu verstehen", sagte er. „Ich fürchte bloß das eine: daß die Übermüdung der Leute sich auf ihre eigentliche Arbeit, die Pflege der verwundeten Vaterlandsverteidiger, ungünstig auswirken könnte."

Ja, er schwamm, er schwamm wirklich. Doktor Bjelow nickte zustimmend, und in Julia Dmitrijewnas Gesicht lag ein sinnender Ausdruck, der sie nicht schöner machte...

Danilow schwieg. Er wollte zuerst alle hören. Suprugows Rede glich einem ins Wasser geworfenen Stein, der unbedingt Kreise ziehen mußte. Und die Kreise kamen.

„Es ist zu bedenken", sagte Protassow, „daß die Reparaturfrage bei der Mannschaftsversammlung aufgeworfen

wird. Wenn sie dem Reglement entspräche, würde man sie nicht bei einer Mannschaftsversammlung zur Diskussion stellen, sondern einfach den Befehl geben — und damit basta! Es steht nirgends im Reglement geschrieben, daß das Sanitätspersonal immerzu unter den Waggons umherkriechen und keine Zeit zur Erholung haben soll. Die Reparaturarbeiten sind Sache der Eisenbahn. Das kann ich euch als alter Eisenbahner bestätigen."

Danilow schwieg.

„Genossen, wir sind verpflichtet, ohne jede Diskussion Disziplin zu halten", sagte Goremykin gekränkt. „Wenn mein Chef mir sagt: ‚Leg dich unter den Zug, Goremykin!' — so habe ich mich ohne Besinnen hinzulegen. Befehlen mir die Vorgesetzten, die Klosette anzustreichen, so werde ich sie anstreichen, auch wenn in keiner Heeresvorschrift geschrieben steht, daß ein Soldat Klosette anstreicht. Wir haben Disziplin zu halten, das ist unsere Pflicht."

Da nahm Suchojedow das Wort:

„Genosse Kommissar", begann er mit der keuchenden Stimme des Asthmatikers. „Gestatten Sie, zu melden, daß Sie die Frage richtig gestellt haben, auf bolschewistische Art, vom staatlichen Standpunkt aus. Ich will auf die Reden der Genossen Goremykin und Protassow nicht weiter eingehen. Das sind politisch unreife Reden. Wir dürfen ihnen kein Gehör schenken, da doch die Lage an der Front mißlich und das ganze Land daran interessiert ist."

„Verdammter Drückeberger!" sagte Krawzow plötzlich und blickte Protassow voll Abscheu an. „Wenn du imstande bist, mehr zu machen, als deine Dienstpflicht erfordert — warum tust du's nicht? Wer soll's denn machen, wenn nicht ich und du?" Protassow wandte sich nur ab

und blickte finster drein, als hätte man ihn ins Gesicht geschlagen. „Du willst bloß den ganzen Tag auf dem Ohr liegen oder saufen, du nutzloser Teufel! . . ."

Danilow erhob sich.

„Genossen", begann er leise, und sein Blick glitt leicht über Suprugows Gesicht. „Ihr habt mich nicht ganz richtig verstanden. Mein Vorschlag bezweckte nicht, das Sanitätspersonal zu den Reparaturarbeiten heranzuziehen. Ich schlage nur vor, daß wir eine ständige Reparaturkolonne aus unseren Facharbeitern zusammenstellen. Und wenn der eine oder der andere von den Sanitätern während der Leerfahrten, so gut er kann, mithilft, wird sich das doch nicht auf die Pflege der Verwundeten ungünstig auswirken? Doch nicht — nicht wahr?"

Er fragte freundlich und fürsorglich und wußte ganz genau, wie die Antwort ausfallen werde. Wirklich riefen prompt die Mädchen: „Nein, nein, gewiß nicht!" Julia Dmitrijewna richtete sich stolz auf, und Doktor Bjelow, der Vorsitzende, nahm befriedigt und beruhigt wieder eine sichere Haltung auf seinem Stuhl ein. Die Frage war sofort leicht und einmütig geklärt worden.

Von diesem Tage an hatte Danilow ein Auge auf Suprugow. Aber er bemerkte weiter nichts Besonderes. Suprugow zog sich wieder in seine Schale zurück, er war wieder der alte Kriecher und ebenso behutsam wie zuvor. „Warum hat er damals bei der Versammlung losgeschossen?" fragte sich Danilow, konnte aber keine Antwort finden. Schließlich fand er sie: Suprugow buhlte um Popularität beim Personal.

Eines Tages fand ihn Danilow im Mannschaftswagen; Suprugow erzählte den Leuten Witze. Danilow blieb stehen

und hörte zu — die Witze waren uralt. Die Leute lachten bereitwillig. „Man müßte sie einmal ins Theater schicken", dachte Danilow. Damals kam ihm auch der Gedanke, Doktor Suprugow sei offenbar nicht abgeneigt, die Sympathie des Personals zu gewinnen. Warum auch nicht! Mochte er doch lieber die Leute unterhalten als in seinem Abteil zu hocken wie eine Eule.

Ein andermal aber wurde Danilow sehr zornig. Sie waren auf Leerfahrt und standen wieder einmal in Kirow. Der Aufenthalt war kurz; als der Befehl zur Abfahrt kam, stellte sich heraus, daß keine einzige Sanitäterin im Zug war: Suprugow hatte ihnen allen eigenmächtig für einen Kinobesuch freigegeben. Die Abfahrt mußte um drei Stunden verschoben werden. Danilow wünschte, daß der Chef im Dienstbefehl Suprugow eine Rüge erteile; Doktor Bjelow — in seiner Herzensgüte — weigerte sich aber.

„Wissen Sie, er wollte ihnen doch eine Freude machen", erklärte der Doktor friedlich. „Die Leute sind in einem Alter, in dem man das alles braucht wie die Luft zum Atmen — diese Kinos, Tänze, Operetten . . . Vielleicht hat er nicht gewußt, daß wir so bald weiterfahren werden? Wir hätten es ihm vorher mitteilen sollen, nicht wahr?"

Danilow wollte mit dem Chef nicht streiten, ging aber geradenwegs von ihm noch einmal zu Suprugow und sagte:

„Doktor, wenn Sie noch einmal ohne meine oder des Chefs Erlaubnis über die Mannschaft verfügen, werden Sie zu einer anderen Truppe versetzt, und zwar mit großen Unannehmlichkeiten für Sie. Das kann ich Ihnen garantieren, sowohl die Versetzung wie auch die Unannehmlichkeiten, verstanden?"

Er drehte sich um und ging. Suprugow hatte die Augen

von dem Buch erhoben, über dem er saß, und ihn angehört. Ein langer Blick folgte dem fortgehenden Danilow . . .

Doktor Bjelow erhielt Nachricht über Igors Schicksal.

Aus Leningrad kam ein Brief — der einzige in der ganzen Zeit. Er war vom 5. September datiert, gelangte aber erst am 1. Januar, dem Neujahrstag, in des Doktors Hände. Sonjetschka schrieb, die Stimmung sei gedrückt, aber er solle sich keine Sorgen um sie machen; in ihrem Haus sei ein vorzüglicher Bombenkeller eingerichtet worden. Sie erkundigte sich, wer ihm die Wäsche flicke und was seine Steine machten. Die Nierensteine — du lieber Himmel! Er hatte sie seit seiner Einberufung ganz vergessen.

„Von Igor kam gestern ein Brief", schrieb Sonjetschka. „Er ist mit einer Panzertruppe aus Pskow weggekommen, und ehe die Deutschen zerschmettert sind, kehrt er nicht heim . . . Ich war über diesen Brief nicht erstaunt", schrieb Sonjetschka weiter, „erstaunt war ich nur über mein Verhalten. Wenn Igor vor drei Monaten am Abend nicht nach Hause gekommen wäre, ich hätte vor Angst den Verstand verloren. Und jetzt habe ich nicht einmal geweint."

Lalja hatte darangeschrieben, daß Mama sich wunderbar halte und viel arbeite und daß sie, Lalja, gleichfalls arbeite — jedoch nicht mehr in der Bibliothek, sondern daß sie in einem Lazarett die Registratur führe. Lalja billigte Igors Verhalten und bedauerte nur, daß er nicht mehr nach Hause gekommen war, um sich zu verabschieden. Diesem Brief folgten keine weiteren.

Bei den ersten beunruhigenden Nachrichten über die Blockade und die beginnende Hungersnot in Leningrad verlor der Doktor die Fassung. Die Bissen blieben ihm im Halse stecken; er wollte essen und konnte nicht . . . Danilow kam ihm zu Hilfe.

„Ist Ihre Familie in Leningrad und nicht evakuiert?" fragte er.

„Nein", stammelte der Doktor. „Sie sind nicht abgereist, wissen Sie. Wir haben nicht daran gedacht".

„Man könnte ihnen ein Paket schicken", sagte Danilow.

Er konnte alles. Auf vielen Umwegen, durch Vermittlung einer ihm bekannten Bibliothekarin im Parteikabinett, deren Tochter mit einem Flieger verheiratet war, ging in das belagerte Leningrad an Sonjetschkas Adresse ein Paket mit Zwieback, Mehl, Schmalz und allerhand anderen nahrhaften Dingen ab. Der Doktor wußte nicht, ob es angekommen war. Doch wollte er daran glauben, daß es seinen Bestimmungsort erreicht hatte. An dem Tage, als sie es abschickten, hatte er das Gefühl, als hätte er Sonjetschka und Lalja soeben mit Zwieback und Schmalz bis zum Bersten gefüttert, und er freute sich, daß sie so satt waren. Er sammelte Zucker, Gebäck und andere gute Sachen, mit denen Sobol dann und wann herausrückte, und wartete, bis sich wieder eine Gelegenheit bieten mochte, Danilow um die Absendung eines zweiten Pakets zu bitten.

Das war schon lange her. Aus Leningrad kamen keine Briefe. Der Lazarettzug hatte in diesen Monaten schon zweimal Post erhalten, aber für Doktor Bjelow war nichts dabei gewesen.

Er war von Natur aus Optimist. Er machte sich natürlich Sorgen, aber nicht allzu schwere. Die Lage in Leningrad hatte sich ein wenig entspannt; man transportierte schon wieder Leute von dort ab, er hatte selbst einen solchen

Transportzug gesehen... Das war entsetzlich gewesen, entsetzlich, — mein Gott! Ausgemergelte Menschen, die an Hungerruhr litten. Kinder, die aussahen wie Greise... Aber Sonjetschka und Lalja hatten ja zu essen. Iwan Jegorytsch hatte ihnen Lebensmittel geschickt. Sie konnten nicht Hungerruhr haben. Der Brief mußte irgendwo hängen geblieben sein.

Vielleicht waren sie auch schon vor der Blockade aus Leningrad abgereist. Sonjetschka war ja immer so umsichtig... Vielleicht lebte sie jetzt irgendwo ruhig im Uralgebiet. Und Lalja war nach wie vor noch so rundlich und hatte so schöne rote Wangen... Bald kamen Briefe. Bestimmt, bestimmt — mit der nächsten Post. Ein ganzer Stoß auf einmal. Vielleicht war auch etwas von Igor dabei. Die Mutter hatte ihm gewiß die Adresse geschickt, und dann schrieb er einen Brief an den Vater. Ihre Wege hatten sich doch nicht für immer getrennt... Igor war ein verständiger Junge. Wenn er einmal herangewachsen war, verstand er gewiß, daß man die Seele eines Vaters nicht so verwunden darf. Sonjetschka würde sie schon zusammenführen und aussöhnen.

Aber wann kam endlich der Tag, da sie alle vier wieder in ihrem kleinen Speisezimmer um den Tisch saßen und die Lampe mit dem alten Schirm und den abgerissenen Perlenfransen die lieben Gesichter beleuchtete? Und kam dieser Tag überhaupt noch einmal?

„Ja, all das wird sein", bestätigte Danilows ruhige, kraftvolle Befehlshabergestalt. „Wie kann man auch nur so eine Frage stellen?!" las man aus den hochgezogenen Brauen und der selbstbewußten Ruhe Julia Dmitrijewnas. „Aber gewiß, natürlich kommt das so!" sagte das liebe, sorglos-

schalkhafte Gesichtchen Lenas. Und nur Suprugow gab keine Sicherheit: wer weiß — vielleicht ja, vielleicht nein...

Wenn Danilow nach seiner Schulbildung gefragt wurde, antwortete er: Elementarschule.

Das entsprach der Wahrheit — er stammte aus einer Bauernfamilie, hatte bis zum achtzehnten Lebensjahr ständig auf dem Land gelebt und die Elementarschule besucht, in der der ganze Unterricht aus Schreiben, Rechnen und dem Katechismus bestand. In allen Fächern unterrichtete eine einzige Lehrerin, die „Schulmeisterin", wie sie im Dorf genannt wurde...

Und doch war seine Antwort unrichtig, denn seit der Revolution hatte er ununterbrochen gelernt. Gelernt hatte er im Kommunistischen Jugendverband, in der Partei, in der Roten Armee. Gelernt hatte er in Fachschulen, in Kursen, in Zirkeln. Die Kurse dauerten mitunter zehn bis fünfzehn Tage; die Beteiligung an den Zirkeln aber erstreckte sich auf Jahre.

Es hatte den Anschein, daß er stets bis zum Hals in Arbeit stecke, so daß ihm keine Zeit zum Lernen blieb; dennoch studierte er andauernd und wußte, im Grunde genommen, viel.

Er war ein Praktiker in der Agronomie, in der Tierheilkunde, im Bauwesen; er wußte im Tischler-, Schlosser- und Schmiedehandwerk Bescheid; er kannte Buchführung und Handelswesen.

Als er auf dem Land arbeitete, las er viel über Ackerbau. Im Lazarettzug machte er sich an die medizinische Literatur. Er wollte das Wesen der Sache erfassen. Doktor Bjelow

gab ihm Pirogow zu lesen. Danilow schlug mit Ehrfurcht und geheimer Besorgnis den dicken Band auf — ob der berühmte Chirurg wohl nicht allzu fachlich schrieb? Aber das Buch verblüffte ihn gleich auf den ersten Seiten durch seine leichte Verständlichkeit, seine latente Leidenschaftlichkeit in der Zielsetzung und durch seine außerordentliche Aktualität. Wie er nun sah, hatte man schon 1854, während der Verteidigung von Sebastopol, über das gleiche Problem nachgedacht, über das er, Danilow, sich im Jahr 1942 den Kopf zerbrach: über die bestmögliche Organisation des Verwundetenabschubs ins Hinterland.

Natürlich hatte der Verwundetenabschub in diesen neunzig Jahren riesige Fortschritte gemacht. Pirogow hätte sie sehen sollen — die schönen Waggons, den Apothekenwagen und die modernen chirurgischen Instrumente ... Und trotzdem war noch längst nicht alles erreicht. Noch viel Neues und Gutes konnte geleistet werden. Und wie immer kribbelte es Danilow in den Fingern, dieses Neue und Gute einzuführen.

Eines Tages gefielen ihm die Wagen nicht mehr. Sie — auch die Pullman-Wagen — waren in seinen Augen grau und häßlich geworden.

Er fand nicht gleich heraus, woran das lag. Dann begriff er: es war die Wäsche!

Hatte man die Verwundeten ins Lazarett eingeliefert, wurde die Bettwäsche abgenommen und in eine städtische Waschanstalt abgegeben. Dort erhielt man an Stelle der abgelieferten Wäsche wieder reine. In den Waschanstalten fehlte es an Arbeiterinnen; man kam dort mit den Aufträgen

nicht zurecht und wusch miserabel. Es passierte auch, daß statt des guten Bettzeugs zerrissenes geliefert wurde.

„Warum ist aber bei Ihnen im Apothekenwagen alles so schneeweiß?" fragte er Julia Dmitrijewna.

„Weil Klawa für den Apothekenwagen wäscht", antwortete Julia Dmitrijewna. „Glauben Sie vielleicht, ich würde mir einen solchen Kittel anziehen oder dem Arzt so etwas zumuten?"

„Und glauben Sie vielleicht, den Verwundeten macht es Spaß, auf solchen Leintüchern zu liegen?" fragte er.

„Ich habe schon daran gedacht, daß man die Wäsche ganz gut selbst waschen könnte", entgegnete Julia Dmitrijewna, ohne auf diese Stichelei zu achten.

„Wenn Sie daran gedacht haben, warum haben Sie geschwiegen? So etwas muß man sagen", bemerkte er mißbilligend.

„Gut", sagte sie, „ich werde Ihnen alles sagen, was ich über unseren Zug denke. Ich denke, man kann ihn bei weitem besser einrichten, als er eingerichtet ist. Wir brauchen eine Wäscherei und noch nötiger eine Desinfektionskammer für die Kissen, Decken und so weiter ..."

Er nickte. Eine Desinfektionskammer, ja, das war wirklich dringend notwendig ... Er hatte mehr als einmal zugesehen, wenn die Decken und Krankenmäntel für die Verwundeten von der Sanitätsstelle gebracht wurden. Bis zum Bahnhof wurden sie auf einem Lastauto transportiert und dann in den Zug getragen. Mitunter mußten die Leute mit den Sachen unter den nebenan stehenden Zügen durchklettern. Es kam vor, daß die Decken nach der Desinfektion voll Schmieröl und Kohlenstaub in den Zug gelangten, und niemand war dafür verantwortlich. Dabei beklagten sich Sobol

und Bogejtschuk jedesmal, daß es so schwer sei, ein Lastauto aufzutreiben, und daß es nur durch Sobols Geschicklichkeit geglückt sei.

„Ich will Ihnen etwas sagen", vertraute Sobol eines Tages Danilow an. „Sie können mir glauben oder nicht, aber es zerreißt mir einfach das Herz, wenn ich an die Abfälle denke."

„Was für Abfälle?" fragte Danilow.

„Du lieber Gott, die aus der Küche!"

Sobol sagte das mit der Stimme eines Menschen, der in Ohnmacht fällt, und schloß die Augen. Danilow musterte ihn interessiert.

Ja, sie werfen eine Unmenge guter Dinge einfach aus dem Zug: Kartoffelschalen, ganze Eimer voll Speisereste, und nach dem Geschirrwaschen wird das fettige Wasser einfach weggegossen.

„Und was schlagen Sie vor?" fragte Danilow.

„Was kann man da vorschlagen?" zögerte Sobol, der sofort begriffen hatte, daß er auf Teilnahme gestoßen war, und sich deshalb zu zieren begann. „Wir könnten Schweine aufziehen."

„Aber wo sollen wir denn die Schweine halten, wir leben doch auf Rädern?"

„Na klar, wir werden sie eben auch auf Rädern aufziehen, Genosse Kommissar."

Danilow ließ sich Sobols Vorschlag durch den Kopf gehen, gab seine Einwilligung und bewog auch Doktor Bjelow dazu. „Frisches Fleisch wird für die Krankenration von großem Nutzen sein", meinte er.

Sie teilten in dem Gepäckwagen auf der zum Kühlwagen gerichteten Seite eine Ecke ab und brachten dort zwei Ferkel unter. Die Aufzucht der Ferkel übertrug man Kostrizyn, einem älteren Soldaten, der in Landwirtschaft und Viehzucht Bescheid wußte.

„Lassen Sie nur, Genosse Kommissar, wir werden mit allen Schwierigkeiten fertig", sagte Sobol.

Und er versprach mit einem glücklichen Lächeln:

„Wir wollen uns auch noch Hühner halten."

Und sie schafften sich zwei Dutzend Hennen und einen Hahn an. Die wurden in einem von Sobol eigens erfundenen Hängekäfig unter einem Wagen einlogiert. Doktor Bjelow betrachtete den Hühnerstall und sagte:

„Darin werden sie nicht durchkommen. Hühner müssen Erde unter den Füßen haben."

„Auf der Erde kann jedes Huhn herumspazieren, Genosse Chef", versetzte Sobol. „Aber sie sollen einmal zeigen, daß sie auch unter solchen Bedingungen Eier legen!"

Später gestand er Danilow, daß er klopfenden Herzens das erste Ei erwartet habe; auch er war nämlich nicht überzeugt davon, daß die Hennen in dem rollenden Zug legen würden.

Als er das erste warme Ei in der Hand wog, erklärte er:

„Aber jetzt glaube ich, daß das Fahren geradezu anregend wirkt."

In den langen Tagen der sogenannten Leerfahrten, wenn der Lazarettzug seine Verwundeten abgeliefert hatte und aus dem fernen Hinterland wieder näher zu der Etappe rollte, um neue Verwundete aufzunehmen — in diesen Tagen gewannen die kleinen Alltagssorgen Macht über die Menschen. Das Leben schien ihnen dann grau und eintönig zu sein. Es war schwer, sich vorzustellen, daß irgendwo Kanonen donnerten und Blut floß — daß der eigene Wag-

gon, dieser schmucke, innen weiße und außen dunkelgrüne Waggon, einst auf dem Pskower Bahnhof gebrannt hatte und von ihnen gerettet worden war...

Aber dann kam die Stunde der Neuaufnahme, und alles wurde anders. Sobol hätte sich nicht getraut, in diesen Stunden dem Kommissar mit den Ferkeln zu kommen; ja, auch Sobol hatte an anderes zu denken als an Ferkel... Alle oder fast alle empfanden das Glück einer besonderen Verantwortung, das Gefühl der Konzentration, der unmittelbaren Berührung mit dem Großen, Furchtbaren, Gewaltigen, das sie in diesem Zug zusammengeführt hatte und das ihnen befahl, Monate oder Jahre — bis zum Siege — so zu leben, wie sie lebten.

Mit Lärmen, Schreien und Stöhnen, mit klappernden Krücken drang da der Krieg in diese rollenden Krankensäle, in denen jedes Fältchen der Kissen von liebevoller Hand geglättet war. Und sogleich stiegen überall die Rauchschwaden des Bauerntabaks zur Wagendecke empor. Die Bettdecken wurden zerdrückt, die Kissen umgewälzt. Der Geruch von Eiter, Schweiß und herbem Männeratem verdrängte die Gerüche, die die Desinfektionsmittel hinterlassen hatten... Der Abtransport begann...

II

VON WESTEN NACH OSTEN

Lena versah gewissenhaft und fleißig ihren Dienst.

Sie räumte den Wagen auf, entkleidete die Verwundeten und zog sie an, half beim Verbinden, verteilte das Essen

und las die Zeitung vor, wobei sie bei den Namen der ausländischen Städte immer ein wenig stotterte.

Die Verwundeten hatten sie gern. Die älteren nannten sie „Töchterchen" und strichen ihr über das kurzgeschnittene Haar. Die jungen meinten:

„So eine möcht' ich zur Frau haben."

Sie räumte geduldig auf, was sie umherwarfen, und redete ihnen gut zu, ja den Haferbrei zu essen, dessen Anblick allein schon alle in Wut versetzte.

„Ich muß mich wirklich über euch wundern", sagte sie. „Ihr seid wie die kleinen Kinder. Das ist doch das Nahrhafteste, was es gibt, wenn ihr es wissen wollt. Ich werde mich eigens bei der Diätschwester erkundigen, wieviel Kalorien das hat."

„Geh nur zur Diätschwester, geh nur!" schrie man ihr zu. „Sie soll nur selber die Kalorien fressen; aber wir sind keine Pferde, daß man uns mit Hafer füttert!"

Doch wenn sie sich dann in der Bestimmungsstation von ihr trennten, schüttelten sie ihr lange die Hand, sahen sie mit guten Augen an und sagten:

„Gib mir deine Adresse, Schwesterlein; ich will dir schreiben; ich werde dich nie vergessen."

Und sie antwortete:

„Die Adresse geb' ich dir nicht; du wirst mir schreiben und ich werde doch nicht antworten, ich schreib' nicht gern Briefe."

Sie schrieb nicht gern Briefe, aber sie schrieb oft — immer an eine und dieselbe Adresse, an die gleiche Feldpost.

Sie schrieb und schrieb, und es war, als würfe sie die Briefe nicht in einen Postkasten, sondern in einen unergründlichen Brunnen. Aus dem Brunnen drang aber kein

Laut, kein Echo. Erst nach drei, vier Monaten, wenn der Zug die Poststelle anlief, kamen Briefe in Umschlägen und auch ohne solche — einfach dreieckig zusammengefaltet —, kamen Postkarten und Militärpostformulare mit roten Sternen.

Wenn die Post kam, lief Lena strahlend umher und es schien ihr, als ob seine Stimme, seine männliche, vor Zärtlichkeit bebende Stimme dicht neben ihrem Ohr ertönte...

Der Sommer war heiß und trocken. Durch die offenen Fenster drang schwarzer Staub und blieb an den weißen Vorhängen, den Laken, Binden und Kitteln hängen. Die Sanitäterinnen hatten nun doppelt zu tun; alle paar Minuten mußten sie Vorhänge und Bettzeug ausschütteln, den Boden aufwischen, die kleinen Tische, die Fensterrahmen und Wände mit feuchten Lappen abwischen... Die Verwundeten litten unter der Hitze und aßen wenig.

Man hatte sie eben erst aus einem Lazarett aufgenommen und brachte sie weit nach Osten, ins Uralgebiet. In dem Wagen, in dem Lena arbeitete, lagen zwanzig Mann. Sie waren launisch, rauchten, wollten kein gekochtes Wasser trinken, sondern verlangten ungekochtes, eisgekühltes. Nummer siebzehn — ein Amputierter, dessen linkes Bein fast in Kniehöhe abgenommen war — rauchte nicht und verlangte nichts, und das war noch schlimmer. Er aß nicht und schlief nicht. Sein Gesicht, das sich wie dunkle Bronze von dem weißen Kissen abhob, wurde immer spitzer; eine stete Grimasse des Widerwillens verzerrte es. Olga Michailowna beugte sich zu ihm und fragte, gütig wie eine Mutter:

„Warum essen Sie nicht? Schmeckt es Ihnen nicht?"

„Besten Dank", erwiderte Nummer siebzehn durch die zusammengepreßten Zähne, „das Essen ist gut."

„Vielleicht möchten Sie etwas anderes haben? Frische Eier vielleicht? Oder Käseplätzchen? Oder Teigtäschchen mit Beeren? Bitte, sagen Sie, was Sie wünschen — wir machen es."

„Besten Dank, ich brauche nichts."

Auf Olga Michailowna warteten hundertneun andere Schwerverwundete. Hundertneun Krankenkarten, hunderte Verordnungen, hunderte Beschwerden der Verwundeten — über die Hitze, über den Haferbrei, über die Niedertracht der Schwestern, die kein ungekochtes Wasser hergaben! Hunderte Beschwerden der Schwestern über die Verwundeten: die hielten keine Ordnung, sie drückten sich vor der Arznei, sie ließen die Fenster öffnen und wollten Zugluft haben!... Olga Michailowna las die Krankengeschichte der Nummer siebzehn zu Ende und sagte:

„Sie sind Seemann, Genosse Gluschkow; Sie müssen sich zusammennehmen."

„Ich war Seemann", antwortete Nummer siebzehn.

Lena konnte den Blick nicht von ihm wenden — das sonnverbrannte Gesicht mit der weißen Stirn und den schwarzen Augen erinnerte sie an das Gesicht ihres Mannes.

„Lena!" sagte Olga Michailowna. „Zieh dem Leutnant das Kissen hoch."

Und sie ging. Lena zog das Kissen hoch und blickte in die schwarzen, bösen, leidenden Augen des Leutnants...

„Du heißt Lena?" fragte Gluschkow.

„Ja", antwortete sie.

Er sah sie an, und sein Blick wurde weicher.

„Stupsnäschen", sagte er und stockte... „Ich habe eine Schwester, sie heißt auch Lena..." Und er verstummte.

Sie wurde zu einem anderen Bett gerufen. Sie gab den

Verwundeten die Leibschüssel, überredete sie, gekochtes Wasser zu trinken, wischte mit einem feuchten Lappen Staub, machte die Betten und lief an der Haltestelle, als die Verwundeten sie darum baten, auf den Bahnsteig und kaufte einen Eimer Himbeeren. Ein lustiger dicker Hauptmann im Gipsmieder verteilte mit vielen Scherzworten die Himbeeren und gab Lena eine Büchse voll.

Mittags ging sie wieder zu Gluschkow.

„Essen Sie", sagte sie. „Das ist ein individuell verordnetes Mittagessen; Olga Michailowna hat es eigens für Sie bestellt. Gebratener Hammel mit Tomaten. Und abends bekommen Sie Käseplätzchen. Essen Sie!"

„Ich esse doch", antwortete er ungeduldig und führte ein Tomatenscheibchen zum Mund. „Bleib, Stupsnäschen, geh nicht fort; du läufst immer weg. Sitz bei mir, dann werde ich essen."

„Gut", willigte sie ein und setzte sich neben ihn.

„Aber Sie essen ja nicht", sagte sie nach einer kleinen Weile. „Sie tun nur so. Sie müssen essen."

„Um zu leben, ja?" fragte Gluschkow.

„Selbstverständlich, um zu leben."

„Das mit der Schwester war erlogen", fuhr er fort. „Sie ist nicht meine Schwester. Wir wollten heiraten. Jetzt wird sie sich einen anderen nehmen ... Na, ich pfeife drauf. Das macht mir den geringsten Kummer, wie man so sagt ... Iß das individuelle Hammelfleisch, wenn du willst. Ich mag nicht."

„Das ist noch gar nicht so sicher, daß sie einen anderen nimmt", meinte Lena.

„Mir ist das ganz gleich; sie kann machen, was sie will ... Ich gehe nicht zu ihr zurück." Seine Zähne knirschten. „Ein

Invalide — abscheulich so etwas ... Vielleicht soll ich auf Krücken zu ihr kommen! ... Die verfluchten Fritze! Ich will meine Mutter zu mir nehmen ... Wir werden irgendwo leben, in einer anderen Stadt. Meine Mutter geht mit mir überallhin. Mütter gehen bis ans Ende der Welt ..."

„Es ist gar nicht abscheulich", entgegnete Lena und blickte starr vor sich hin. „Ich verstehe nicht, wieso das abscheulich sein soll. Für Ihre Mutter und für jeden anderen Menschen sind Sie ohne das Bein genau so lieb wie mit dem Bein. Wenn Sie es wissen wollen: Sie haben direkt nur eine Lappalie! Sie sind arbeitsfähig, sind hübsch, sind jung. Sie können x-beliebiges lernen, Sie werden heiraten — das ganze Leben liegt noch vor Ihnen. Und nicht ein Holzbein, sondern eine gute Prothese werden Sie bekommen und mit Schuhen gehen; es wird gar nichts zu merken sein ..."

Er schloß die Augen und lag still da. Sie aber ging zum anderen Ende des Wagens, weil sie plötzlich furchtbar gern über Gluschkows glattgeschorenen Kopf gestrichen hätte. Ja, ihm die Hand auf die Stirn legen, auf den schneeweißen Rand, der über dem gebräunten Gesicht ansetzte! Danja ...

Der lange heiße Tag verglühte endlich. Der emsige Wirrwarr am Abend — das Essen, die Prozeduren, das letzte Richten der Betten vor dem Schlaf — war vorüber. Olga Michailowna ging noch einmal durch den Wagen und löschte die Lampen aus; nur eine brannte auf dem Tischchen weiter, an dem die Diensthabende saß ... Lena ging leise auf dem dicken Läufer hin und her. Dieser geräumige, durch keine Zwischenwand geteilte gemütliche Wagen mit seinen Tischchen und Chaiselongues hätte durchaus einem Krankensaal geglichen, wenn nicht die Hängebetten gewe-

sen wären, die gleichsam ein zweites Stockwerk bildeten. Zehn Betten rechts, zehn Betten links: fünf oben und fünf unten auf jeder Seite. Auf jedem Kissen ein glattgeschorener Kopf, ein sonnverbranntes Gesicht ... Die Tischlampe unter dem mattblauen Schirm warf ihr blasses Licht auf die dunklen Gesichter, die geschlossenen Augen, die im Schlaf geschlossenen Lippen. Nur Gluschkow schlief nicht. Jedesmal, wenn Lena an seinem Bett vorüberkam, sah sie, wie seine Augen glänzten.

Sie hätte gern mit ihm gesprochen, aber sie fürchtete sich. Warum nur zog es sie so unwiderstehlich zu dieser weißen Stirn, die sich über der Bronze des Gesichts wölbte?

„Er tut mir leid", sagte sie sich. „Ich möchte ihn trösten. Einfach — als Schwester ... Er sieht Danja so ähnlich. Ja, ich werde zu ihm gehen und ihm leicht den Kopf streicheln. Nur ein bißchen, nur ein klein wenig. Dabei ist ja nichts Schlimmes — nur ein klein wenig ... Aber ich bin doch gar nicht verliebt in ihn! Nicht die Spur. Wenn er morgen von hier ins Lazarett kommt, wird es mir gleichgültig sein."

Und das war wahr.

„Ja, ich gehe zu ihm, ja, ich tue es. Er hat schwarze Augen. Er spricht so freundlich mit mir. Ich tröste ihn, und er tröstet mich."

„So, und jetzt gehe ich wirklich und werde mit ihm sprechen. Ich will ihn in ein Gespräch ziehen, damit er seine schlimmen Gedanken vergißt. Ich will ihm sogar die Hand auf die Stirn legen ... Wie eine leibliche Schwester."

Und sie ging zu Gluschkow. Er schlief aber.

In seinem Gesicht stand Qual. Er atmete leicht — wie ein Kind.

Sie stand neben seinem Bett und sah, wie sich seine Brust

unter dem Hemd gleichmäßig hob und senkte. Sie zwang sich zu dem Gedanken: „Wie gut, daß er eingeschlafen ist!" Im tiefsten Herzen aber regte sich ein leises Bedauern und sogar ein Gefühl der Kränkung.

Plötzlich schluchzte er auf — lang und stöhnend. Wahrscheinlich hatte er geweint, bis er schließlich einschlief — und nun weinte er im Schlaf weiter. Er hatte geweint, und sie hatte es nicht einmal bemerkt.

Der Morgen graute schon — kurz waren die Sommernächte.

„Ich werde niemanden liebkosen — außer dem Einzigen, dem Einzigen fürs ganze Leben. Er ist mein Mann; er ist von mir in den Krieg gezogen, und er glaubte an mich, als er von mir ging. Glaub an mich, Danja, glaub an mich, du Lieber! Nur dich will ich! Der hier schläft, ist einfach ein Bruder. Tausende solcher Brüder habe ich ... Aber Danka, warum muß das alles sein — all die Wunden und Qualen, und diese Betten und diese gläsernen Enten, und diese Sehnsucht — da doch das Leben so herrlich war, so glücklich! ..."

Am anderen Ende des Wagens rief man nach ihr.

„Ich komme schon!" antwortete sie flink und ging leichten Schrittes hin.

Im achtzehnten Bett — über Gluschkow — lag Kramin. Das war ein kränklicher kleiner Mann mit glattem, glänzendem Schädel und einem scharfgeschnittenen, trockenen, spöttischen Gesicht. Die dicke Hornbrille ließ dieses Gesicht noch schärfer erscheinen. Kramin sah mit seiner Brille aus wie eine Eule.

Er hatte eine Rückgratverletzung, und beide Beine waren

gelähmt. Die furchtbaren Schmerzen hatten seinen Körper ausgedörrt und der war leicht geworden wie der Körper eines Kindes. Den Rest seines Lebens mußte er nun auf Krücken gehen. Manchmal warf er die Decke zurück und betrachtete mit vorgeschobener Unterlippe seine Beine, die dünn waren, gelblich und kraftlos.

Als man ihn in den Wagen trug, bat er als erstes um Bücher.

„Und möglichst viel, bitte", wünschte er.

Lena brachte ihm aus der kargen Zugsbibliothek alles, was sich fand: „Eugen Onegin" in einer Sonderausgabe, humoristische Erzählungen, ein einziges Heft der Zeitschrift „Propagandist" vom Jahre 1939 und noch ein Buch, von dem niemand wußte, wie es hieß, weil die ersten und die letzten Seiten bereits verraucht waren.

„Wundervoll!" sagte Kramin dankbar.

Am ersten Tag der Fahrt las er alles durch. Er lag flach auf dem Rücken und hielt sich das Buch dicht vors Gesicht. Sein Kopf ruckte dabei nach rechts und nach links, denn er las ungewöhnlich schnell. Man hatte den Eindruck, daß Kramin die Zeilen aufpickte wie ein hungriges Huhn das Korn.

Im Zug war es Brauch, vor der Aufnahme der Verwundeten auf alle Nachttischchen neben den Betten je ein Buch zu legen. Kramin hatte im Handumdrehen alles durchgelesen, was in dem Wagen vorhanden war. Das Gerücht von dem Mann, der in einer Stunde ein Buch verschlang, das einem anderen für die ganze Fahrt gereicht hätte, flog durch den Zug. Danilow, Doktor Bjelow und die Schwestern versorgten Kramin mit Literatur aus eigenen Beständen.

Und Kramin las mit der gleichen Geschwindigkeit und

dem gleichen konzentrierten Interesse die „Chirurgie" von Pirogow, die humoristische Zeitschrift „Krokodil" und den Roman „Die Schlüssel zum Glück", den ihm Faina gebracht hatte.

Hatte er nichts zu lesen, nahm er die Brille ab, verschränkte die Arme unter dem Kopf — es machte ihm sichtlich Vergnügen, daß er seine Arme nach eigenem Wunsch bewegen konnte — und beteiligte sich an dem Gespräch.

Er war nicht redselig — er warf nur dann und wann seine kurzen Bemerkungen in die allgemeine Unterhaltung.

Er fand alles wunderbar.

„Eine wunderbare Grütze!" sagte er, wenn er Lena den leeren Eßnapf zurückgab, und seine wasserhellen, fast farblosen Augen lachten.

Und sogar von den „Schlüsseln zum Glück" sagte er, als er Faina das Buch zurückgab:

„Ein wunderbarer Roman!"

„Ja, finden Sie auch, wirklich?"

Faina freute sich, daß ein kluger Mensch das Buch lobte, das im Stabswagen nur Heiterkeit erweckt hatte.

„Gewiß", meinte Kramin.

Man quälte ihn nicht mit Verbandwechsel. Manchmal bat er leise und höflich um eine Morphiumspritze, und man gab sie ihm gern. Er mußte noch lange im Lazarett liegen, ehe er das Bett verlassen und auf Krücken gehen konnte.

Kramins Geschichte war folgende. Er arbeitete als Syndikus in einem der größten und bedeutendsten Leningrader Betriebe. In Freundeskreisen galt er als Bücherwurm, Theaterliebhaber und Genießer. Sein Leben floß leicht und angenehm dahin. Seine Frau war eine Schönheit.

Als sich das Gerücht verbreitete, Kramin habe seine Zu-

rückstellung abgelehnt, sei zur Armee gegangen und besuche nun einen Kurs für Unterleutnants, waren die Freunde sehr verwundert und wollten es gar nicht glauben.

Man mußte es aber glauben, als ein Bekannter Kramin in Uniform auf dem Newski-Prospekt sah.

Er absolvierte den Kurs als einer der besten, bekam einen Zug und führte mit diesem Zug während eines Monats kleinere Spähaufträge durch. Er erfüllte seine Aufträge mit Geschick, aber das Kommando hielt nicht besonders viel von ihm — die körperliche Schwäche dieses Mannes erweckte Bedenken.

Da begannen Leningrads furchtbare Tage. Die Deutschen nahmen Gatschina, Puschkin, Krassnoje Selo. Diese wundervollen Ortschaften, die früher seine Sommerfrischen gewesen waren, wurden nun das Ziel seiner Spähzüge. Seine Frau hatte er schon im Sommer aus Leningrad evakuiert.

Eines Tages beschied ihn der Bataillonskommandant zu sich.

„Sie werden Ihren Zug dem Unterleutnant Nikolajew übergeben müssen", sagte er und vermied dabei, Kramin in die Augen zu blicken.

„Erlauben Sie mir die Frage: warum?" brachte Kramin vor.

„Weil Ihr Zug in der Newskaja Dubrowka eingesetzt wird."

Die Dubrowka war ein kleiner Geländestreifen von anderthalb Kilometer Länge und etwa siebenhundert Meter Breite am linken Newaufer, den unsere Truppen den Deutschen abgerungen hatten und den sie nun um jeden Preis halten und erweitern sollten. Die Deutschen belegten auch diesen kleinen Landstreifen sowie den Newaübergang, der

zu ihm führte, mit ständigem Artillerie- und Maschinengewehrfeuer.

„Wunderbar", sagte Kramin. „Warum soll ich aber den Zug an Nikolajew abgeben?"

Der Bataillonskommandant blickte unverwandt auf Kramins Koppelschnalle.

„Das ist mit dem Regimentskommandanten so ausgemacht", antwortete er. In jenen Tagen war ein derartiges Gespräch zwischen einem höheren Vorgesetzten und einem Untergebenen noch möglich. Offenbar aber packte den Bataillonskommandanten doch der Ärger — sein Gesicht verfinsterte sich, und er blickte Kramin in die Augen.

„Sie sind zu windig für die Dubrowka", sagte er mit einer fast familiären, rauhen Gradheit. „Diese Hornbrille, die Witze ... Dort braucht man etwas Handfesteres."

Kramin wurde blaß.

„Ich melde gehorsamst, Genosse Bataillonskommandant", sagte er, „daß ich meine Soldaten mehr als einen Monat an den Gedanken gewöhnt habe, wir würden vielleicht in Kürze alle mitsammen sterben müssen. Alle mitsammen, Sie verstehen mich? Und jetzt werden meine Leute eingesetzt, und ich soll hinten bleiben? Das ist unmöglich. Das wäre ebensoviel, als ob Sie mir vor der versammelten Mannschaft eine Ohrfeige versetzten."

Seine Stimme war vor Aufregung hoch und schrill geworden. Der Bataillonschef war ein alter Soldat. Er verstand ihn.

„Gut", antwortete er, allerdings ohne besonderes Vergnügen. „Sie gehen mit dem Zug."

In einer dunklen, mondlosen Regennacht überschritt Kramin mit seinen Leuten die Newa. Dabei fielen unter deutschem Artilleriefeuer neunzehn Mann seines Zuges.

Kramin verließ das rechte Newaufer als Zugführer und landete als Kompanieführer am linken: die zwei anderen Zugführer waren bei der Überfahrt getötet worden; ihre gelichteten Züge wurden mit dem Kramins zusammengezogen und es wurde an Ort und Stelle eine Kompanie formiert.

Durch einen bis zur Hälfte mit Leichen gefüllten Schützengraben kroch Kramin in das dem Feind abgerungene Stück Land. Deutsche Raketen sprühten über der Dubrowka auf. Deutsches Maschinengewehrfeuer peitschte den Graben. Den ganzen nächsten Tag hockten Kramin und seine Leute unter Trommelfeuer in den Gräben. Gegen Abend bekam er den Befehl, bei Anbruch der Nacht mit seiner Kompagnie anzugreifen.

Er kroch auf allen vieren von Graben zu Graben und instruierte seine Leute. Es regnete in Strömen; Wasser und Feuer ergossen sich über die Dubrowka. Einen Feigling, der sich weigerte, den Graben zu verlassen, schoß er nieder.

Sie griffen an und machten sieben Gefangene. Schon auf dem Rückweg erhielt er jenen schweren Rückenschuß, der ihn fürs ganze Leben zum Krüppel machte. Zwei seiner Soldaten, ein Russe und ein Usbeke, schleppten ihn durch diesen mit Leichen gefüllten Graben zum Newaufer, wo sich an einem Steilhang, an einer vor dem feindlichen Feuer geschützten Stelle, der Feldverbandplatz befand. Von dort wurde Kramin in besinnungslosem Zustand über die Newa gebracht. Eine Zeitlang lag er in einem Feldlazarett und kam dann nach Leningrad.

Damit hatte seine militärische Laufbahn ein Ende erreicht.

In dem Leningrader Lazarett waren die Fenster durch das Bombardement ausgeschlagen und durch Bretter und

Sperrholzplatten ersetzt. An Lesen war nicht zu denken. Aber Kramin wollte nicht Tag und Nacht mit seinen Schmerzen allein sein. Er schickte allen seinen Bekannten Briefe — allen, deren er sich nur erinnern konnte. Man brachte ihm, worum er bat: ein Lineal und eine Rolle Papier. Genau so hatte er es erbeten — eine Rolle Papier!

Er begann zu schreiben.

Er legte das Lineal auf das Papier und schrieb oberhalb des Lineals. Wenn er mit einer Zeile fertig war, schob er das Lineal ein wenig herunter. Die Zeilen wurden ziemlich gerade.

Er schrieb ironische Briefe an seine Frau und an seine Freunde, Parodien auf Gedichte, die er im Rundfunk gehört hatte.

Er war ein Feinschmecker: die Gedichte schienen ihm alle schlecht.

Die Parodien waren gelungen und machten ihm aufrichtig Spaß. Das Bombardement beunruhigte ihn nicht — nach der Dubrowka war das alles nur Kinderspiel. Die Schmerzen ertrug er. Schlimm war die Kälte; die Verwundeten lagen in ihren Feldblusen und mit den Wintermützen da. Bei dieser Kälte hätte man auch Handschuhe anziehen müssen. Kramin hätte sich aber lieber entkleidet; er war es so gewohnt. Man erlaubte es ihm nicht.

Er wußte, daß ringsum Menschen vor Hunger starben. Er ertrug es wie auch die Schmerzen im Rückgrat: er schmolz dahin wie eine brennende Kerze und schrieb dabei drollige Episteln.

Die Frau eines Freundes brachte ihm ein reiches Geschenk: ein paar gebackene Kartoffeln, ein Glas Honig und ein Parfümfläschchen voll Sonnenblumenöl. Diese Frau, die

er als oberflächliche Mondäne gekannt hatte, kam in einem schmutzigen Kopftuch und ausgetretenen Männerfilzstiefeln; sie schien dreißig Jahre älter zu sein. Er war gerührt. Er küßte ihr die Hand und schrieb ihr dann einen herzlichen Brief ohne alle Eulenspiegelei.

Im Lazarettzug hatte Kramin keine Lust zum Schreiben; er las und nahm an den Gesprächen teil.

Es waren ruhige, ausgeglichene Menschen, die ihn umgaben. Das Personal betrug sich zuvorkommend und höflich — es spürte hier wohl eine sehr feste Hand.

Besonders reizend war eine gutmütige, lustige Schwester mit gebrannten Ringellocken, die sich ungemein freute, als er die alte Kitschautorin Werbizkaja lobte.

Es gefiel ihm, daß er auf der Reise war. Er reiste immer viel und gern. Er hatte es sogar einmal versucht, auf einem Eisbrecher unterzukommen, der mit einer Expedition in die Arktis fuhr. Es wurde nichts daraus, weil er sich damals gerade verliebte. Ein ganzer Roman folgte, dann die Ehe — und die Arktis wurde verschoben.

Jetzt kam er natürlich nie mehr in die Arktis.

Das machte nichts.

Er fuhr. Hinter dem Fenster zogen vertraute, friedliche Landschaften vorbei; er las schon gelesene Bücher — er hatte alles getan, was er tun konnte, was ihm das Schicksal zu tun beschieden hatte ... gut so!

Im Zug war es nicht üblich, den Verwundeten die Fahrtrichtung bekanntzugeben. Durch die bitteren Erfahrungen der ersten Reisen belehrt, sah sich die Führung des Lazarettzuges gezwungen, zu dieser bösartigen Taktik zu greifen.

Kaum fiel auch nur ein Wort, daß man zum Beispiel Moskau passieren werde, und schon tauchten zu Dutzenden Moskauer auf, die da verlangten, man solle sie in Moskau lassen. Jeder wollte in seiner Heimat behandelt werden. Es kam zu Auftritten und zu direkten Fluchtversuchen. Um dem ein Ende zu machen, beschloß man, die Fahrtrichtung geheimzuhalten.

Kramin aber ließ sich nicht hinters Licht führen. Er kannte die Eisenbahngeographie nur zu gut. Am dritten Tag der Reise winkte er Danilow zu sich heran.

„Genosse Kommissar", sagte er in höflich-diskretem Tonfall, „wir fahren durch Swerdlowsk ..."

„Gar keine Rede!" antwortete Danilow. „Sie irren sich."

„Ich habe ein Anliegen", fuhr Kramin fort. „Meine Frau ist in Swerdlowsk. Teilen Sie ihr, bitte, mit, daß ich durch Swerdlowsk komme. Ich möchte sie gern sehen. Hier ist die Adresse. Falls es Ihnen keine Mühe macht! Ich wäre Ihnen sehr dankbar."

„Sie irren sich wirklich, sage ich Ihnen", entgegnete Danilow. Aber er nahm die Adresse, und das Telegramm schickte er ab.

Im gleichen Wagen war auch noch ein Junge namens Koljka.

In seiner Krankenkarte hieß er gewichtig: Nikolai Nikolajewitsch. Aber der ganze Wagen nannte ihn Koljka und duzte ihn.

Er war achtzehn Jahre alt, war als Freiwilliger in den Krieg gezogen, hatte sich vor Wjasma ausgezeichnet, wurde verwundet, genas, ging wieder an die Front, zeichnete sich

vor Orel aus, wurde wieder verwundet und fuhr nun ins Hinterland, um sich gründlich zu kurieren.

Er hatte schon zwei Orden und sollte den dritten bekommen. Er sprach mit zutraulichem Entzücken von seinen Orden, ganz überzeugt davon, daß alle seine Freude teilten und ihn, Koljka, mit unveränderlichem Wohlwollen betrachteten.

„Ach, Koljka, Koljka!" meinte der dicke Hauptmann in dem Gipsmieder. „Wenn der Krieg zu Ende ist, hast du eine vollzählige Garnitur aller Orden. Hier, futter Himbeeren!"

Koljka futterte Himbeeren und leckte sich die Finger ab. Kramin gab ihm einen Teil seines Zuckers, denn für Koljka reichte die Tagesration nicht.

Was für Heldentaten er begangen hatte, vermochte er durchaus nicht in vernünftiger Form darzulegen. Er lief und schoß. Er kroch und schoß. Er saß und schoß. Von Taktik hatte er nur unklare Begriffe. Gründlich verstanden hatte er lediglich seine unmittelbare Funktion, und die versah er gut; das war jedenfalls aus seinen Erzählungen und seinen Orden zu schließen. Der Hauptmann hörte ihm aufmerksam zu, dann erklärte er:

„Man sieht, du hast einen guten Kommandanten gehabt. Ohne einen tüchtigen Kommandanten hättest du dich niemals ausgezeichnet, mein Lieber!"

Koljka stammte aus dem Gebiet von Woronesh. Er hatte vor drei Jahren die siebenjährige Elementarschule absolviert und dann als Vorarbeiter einer Jugendkolonne in einer Kollektivwirtschaft gearbeitet. Kramin fragte ihn, warum er sich freiwillig gemeldet und nicht den Stellungsbefehl abgewartet habe. Koljka antwortete:

„Die Deutschen wollen die Kollektivwirtschaften kaputtmachen und das Land den Gutsbesitzern wiedergeben."

Er sagte das ganz einfach, ohne Krampf, wie man von einem tollen Hund eben sagt, daß er toll ist.

Nach Koljkas Worten waren die Deutschen nicht so unheimlich; man brauchte sich vor ihnen nicht zu fürchten.

„Sie wollten uns Furcht einjagen — und womit? Mit ihren Motorrädern! Dreihundert Mann setzen sich auf Motorräder und jagen über die Chaussee. Dreihundert, manchmal vierhundert ... Geknatter, Geratter, Gestank — und direkt auf einen los. Wer da ein bißchen wackelig ist, kriegt natürlich einen Schreck. Aber was ist da schon Schreckliches daran — an diesen Motorrädern? Ich wollte mir vor dem Krieg schon immer eines anschaffen."

„Und jetzt?" fragte der Hauptmann. „Jetzt willst du nicht?"

„Na", meinte Koljka, „jetzt werde ich mir ein Motorrad umsonst holen."

Er hatte ein reines, noch von keiner Rasierklinge berührtes Kindergesicht. Im ganzen Wagen war er der einzige, der sich vor den Frauen seiner Nacktheit und seiner Schwäche schämte. Mit sinnender Verständnislosigkeit ruhten seine blauen Augen auf Lena.

Er war schüchtern und mußte dennoch von sich reden; er konnte nicht anders. Er fürchtete nicht, daß die erwachsenen Männer ihn auslachen würden.

„Am schlimmsten war der Augenblick, als ich zum erstenmal verwundet wurde", sagte er. „Vor Schreck und Angst wurde mir geradezu übel. Ich dachte, ich sterbe."

„Hast du also vor dem Tod Angst bekommen?"

„Nein", antwortete Koljka, „es tat mir einfach leid, daß

ich schon sterben soll, obwohl ich doch noch nichts vom Leben gesehen habe. Nichts gesehen", wiederholte er und blickte ernst und fordernd vor sich hin.

Beide Beine waren von einem Explosivgeschoß verwundet. Im Lazarett bekam er Gasgangrän, aber sein mächtiger Organismus kam der Medizin zu Hilfe, und die Infektion wurde überwunden. Jetzt betrachtete sich Koljka als gesund. Er ging, von einer Sanitäterin gestützt, selbst zum Verbinden. Er saß gern auf der Chaiselongue und legte sich die großen Knabenhände auf die Knie. Seine Haltung war voll unkindlicher Sicherheit und Würde. „Ich habe einiges geleistet und werde noch mehr leisten, dessen könnt ihr gewiß sein", sprach es aus seiner ganzen Gestalt und dem offenen Gesicht mit den breiten Lippen und den blauen Augen.

Doktor Bjelow ging gern in den elften Wagen, um Koljka plaudern zu hören. Nein, natürlich — Igor war anders, ganz anders. Im Gesicht und auch im Charakter. „Igor ist eine Treibhauspflanze, und Koljka ist klar, rein und frisch wie eine Feldblume", dachte der Doktor. Aber Igor war ebenso ein Junge wie Koljka, noch jünger sogar, und deshalb war es dem Doktor angenehm, ihn zu beobachten.

Danilow saß in dem weißen Kittel, der sich unbeholfen über die klafterbreiten Schultern spannte, neben Gluschkow und teilte ihm den heutigen Heeresbericht mit. In die Mitte des Wagens tretend, begann er mit der Stiefelspitze auf dem Läufer die Karte des Schwarzen Meeres und der Krimküste zu umreißen. Die Deutschen drangen zur Krim vor.

„Natürlich kann man schwer sagen, wie sich die Dinge weiter entwickeln werden", erklärte Danilow, „jedenfalls

aber wird er sich vor Sewastopol mehr als einen Zahn ausbeißen."

Er — das war der Fritz, der Deutsche — das war Hitler, der Faschist, der Feind.

„Ja, Sewastopol bekommt von der Geschichte seinen zweiten Orden", fügte der Hauptmann im Gipsmieder hinzu.

Man redete über Moskau, über Leningrad, die den Deutschen unerhörten Widerstand leisteten.

Wenn Danilow sprach, wandte er sich die ganze Zeit an Gluschkow, als forderte er ihn auf, sich an dem Gespräch zu beteiligen.

Und Gluschkow öffnete die zusammengepreßten Zähne, um matt zu sagen:

„Ja, unsere Städte verteidigen sich glänzend."

„Den Deutschen geht schon der Atem aus. Das ist Tatsache", meinte der Hauptmann.

Ein blasser, schöner, hakennasiger Georgier mit einer Kopfwunde meldete sich vom oberen Bett. „Ich warte die ganze Zeit, daß der Deutsche ins Stolpern kommt. Ich habe mir den Atlas vorgenommen und herumgeraten, von wo aus wir beginnen werden, ihn zu jagen." Er hatte eine weiche Aussprache und lachte nach seinen Worten selber über sein Herumraten.

„Der Atlas taugt nicht zum Wahrsagen", antwortete der Hauptmann, „aber ich habe in Pensa eine Wahrsagerin gesehen — einfach verblüffend, wie die Frau prophezeite."

Hier lachten schon alle. Danilow wandte sich zum Gehen. Am Vormittag, nach dem Frühstück, pflegte er alle Wagen zu besuchen und den Verwundeten den Heeresbericht mitzuteilen. Vor dem Weggehen legte er die Hand fest auf Gluschkows Schulter.

„Mehr Mut, Genosse Leutnant!" flüsterte er, nur für Gluschkow vernehmlich. „Mehr Mut! Sie müssen essen und schlafen, und Sie müssen leben!"

Gluschkow hob die Augen ungläubig zu ihm empor.

„Mit zwei Beinen läßt sich's gut leben", sagte er laut.

„Gewiß besser als mit einem", entgegnete Danilow. „Das bestreitet niemand. Aber bedenken Sie: dort, wo Sie waren, haben viele ihren Kopf gelassen. Und der Ihre ist glücklicherweise ganz geblieben. Die Prothesen sind heutzutage vorzüglich, die Amputation ist ausgezeichnet gelungen, und Sie werden leicht gehen. Man muß also den Schluß ziehen, daß Sie Glück gehabt haben."

„Besser sterben denn als Krüppel leben", beharrte Gluschkow.

„Falsch", ertönte plötzlich ruhig und deutlich Kramins Stimme.

Er nahm die Brille ab und hauchte auf die Gläser. Alle wurden still — man hörte ihm gern zu.

„Der Kommissar hat recht", fuhr Kramin fort und rieb mit dem Rand des Bettlakens säuberlich die Brillengläser ab. „Was Ihnen zugestoßen ist, ist ein seltener Glücksfall. Sie sind in den Tod gegangen ..." Er hielt die Brille gegen das Licht — „... und blieben am Leben. Das heißt, Sie bekamen das Leben ein zweites Mal geschenkt. Nennen Sie mir etwas, das diesem Geschenk gleichkäme!"

Er brach ab — alle warteten, was er weiter sagen werde. Schließlich fragte der Hauptmann:

„Lieber Mann, ich möchte Ihren Gedanken bis zum Ende verfolgen — Sie selbst halten sich also für einen Glückspilz?"

„Zweifellos!" erwiderte Kramin.

Danilow ging; alle schwiegen, ermüdet von dem Gespräch. Im Wagen wurde es still.

„Sie haben Koljka vorhin gefragt, warum er sich freiwillig gemeldet hat", sagte plötzlich Gluschkow abgehackt und feindselig zu dem über ihm liegenden Kramin. „Wie aber sind Sie in den Krieg gegangen?"

Kramin ließ den Kopf über den Bettrand hängen und blickte zu Gluschkow hinunter.

„Sie müssen schon entschuldigen", erklärte Gluschkow herausfordernd. „Ich sehe, Sie sind ein nicht mehr junger Mann und auch nicht der Tauglichste für den Krieg. Sie müssen — das ist gleich zu sehen — in einem gelehrten Fach tätig sein. Warum sind Sie ins Feld gegangen? Um großzutun?"

„Ich bin ein vermögender Mann, wissen Sie", sagte Kramin und nahm sich wieder das Buch vor. „Ich ging, um meinen Wohlstand zu verteidigen."

Als Lena an Gluschkows Bett vorbeikam, merkte sie, daß er weinte. Sein Rücken und sein Nacken zuckten — nicht im Takt der Räder, nein, sie hatten ihr eigenes, besonderes Beben. Die Schultern hoben und senkten sich krampfhaft.

„Sascha!" sagte Lena leise und beugte sich zu ihm herab. „Sascha, was hast du?"

Er wühlte den Kopf tiefer ins Kissen, beschämt und doch erfreut, daß sich jemand um ihn kümmerte und ihn bedauerte ... Sie streichelte mit beiden Händen seinen kurzgeschorenen Kopf.

„Sascha, nicht doch, das ist ja nicht so schlimm . . ."

Er drehte ihr das nasse, heiße Gesicht zu.

„Die denken . . ., daß ich ein Feigling bin!"

„Aber Saschenjka — das ist ja Unsinn! Niemand denkt das. Das bildest du dir ein, beruhige dich . . ."

„Mir geht es . . . um etwas ganz anderes. Mir geht's um die See. Ich werde nie mehr auf See fahren, das versteht ihr alle nicht!"

„Still, still. Beruhige dich! Hier, trink etwas Wasser. Das ist alles nicht so schlimm . . ."

Er nahm einen Schluck aus dem Becher.

„Teufel!" sagte er. „Die Nerven gehen mit mir durch . . ."

„Ja, ja, die Nerven. Wenn du erst gesund bist und dich gut erholt hast, wirst du dein Leben ins Gleichgewicht bringen, und alles geht vorbei . . ."

Er konnte aber der Tränen nicht Herr werden, kehrte sich ab und zog die Decke über den Kopf . . .

Der Kommissar sagte: „Freu dich, daß dein Kopf ganz geblieben ist; mit einem Bein kannst du leben." Dieser Gelähmte dort oben sagte: „Neugeboren." Und kein Mensch begriff, daß er nie mehr auf sein Schiff zurückkehren konnte.

Vor seinen Augen stieg gleichsam lebendig eine hohe Woge auf. An der einen Seite war sie dunkelgrün und glatt wie Glas, an der anderen von kleinen beweglichen Fältchen gekräuselt. Der Kamm züngelte und schäumte. Die Woge trug Kühle mit sich, salzigen Odem und eine unermeßliche Weite, vor der sich das Herz zusammenkrampfte . . .

Es war die Zeit des täglichen Rundgangs, der allen schon längst zum Halse heraushing; es kamen da der Doktor, der Heilgehilfe, die Schwester . . . Gluschkow hörte die bekannten Worte und knirschte mit den Zähnen.

„Oho, mein Lieber, Sie schwitzen ja!" sagte Doktor Bjelow zu dem Hauptmann und berührte sein Gipsmieder.

Auf dem Mieder zeichnete sich ein frischer Eiterfleck ab.

„Ja, ich schwitze, Doktor", bestätigte der Hauptmann. „Ich schwitze — was ist da zu sagen? Aber ich fühle mich einfach ideal."

„Wenn wir Ihnen nur kein Fensterchen schneiden müssen!" meinte der Doktor sorgenvoll.

Im Spiel des Windes verrauschte die Woge sonnenfunkelnd in blauer Ferne. Und sie war gefühllos angesichts der Schlachten und der Tränen der Menschen.

Sergeant Nifonow nahm an den Gesprächen im Wagen nicht teil. Er sagte nur das Wichtigste: „ja", „nein", „bitte, geben Sie mir Wasser." Sobald er einen neuen Menschen erblickte, fragte er ihn:

„Kennen Sie nicht Berjosa, den Maschinengewehrschützen Semjon Berjosa?"

Er nannte Regiment und Kompanie. Aber weder Nifonows Bettnachbarn noch die Ärzte oder Schwestern kannten den Maschinengewehrschützen Semjon Berjosa. Sie fragten Nifonow, in welchem Verwandtschaftsverhältnis er zu Berjosa stehe. Nifonow gab keine Antwort, sondern schloß die Augen und tat, als ob er schliefe.

Er hätte gern gewußt, ob Berjosa am Leben sei. Noch lieber hätte er gewußt, daß er am Leben war. Und wenn er noch dazu gewußt hätte, wo jener jetzt war, wäre das prächtig gewesen . . .

Aber einfach herumreden — wozu? Worüber sollte er auch reden, solange die Hauptfrage nicht gelöst war? In

dieser Hauptfrage hätte Nifonow gern Semjon Berjosa um Rat gefragt.

Sie hatten einander überhaupt nur zehn Minuten gekannt. Aber Nifonow schien es, als ob er nie im Leben einen besseren Freund gehabt hätte als Berjosa.

Auf jenem dreimal verfluchten Feld, auf dem einem der heiße Staub die Kehle verstopfte, saß in dem Schützenloch rechts von Nifonow ein unbekannter Bursche aus einer anderen Kompanie. Nifonow sah zuerst nur die Schulter, die Feldmütze und ein knallrotes Ohr. Der Bursche knatterte mit dem Maschingewehr, und seine Schulter hüpfte dazu im Takt. Dann wurde es still. Der Bursche wandte den Kopf und schaute mit seinen hellblauen, hervorstehenden, verwegenen Augen Nifonow an.

„Hör mal, unbekannter Kamerad", sagte er, „gib mir etwas Tabak!"

Sein Gesicht war schwarz von Staub. Er nahm aus Nifonows Tabakbeutel eine Prise, nickte und zündete sich die selbstgedrehte Zigarette an, die er fest und mit bösem Gesichtsausdruck zwischen die harten Lippen preßte.

Nifonow ahnte, daß er schwerlich mit heilen Knochen von diesem Feld wegkommen werde. Dem Nachbarn sagte er nichts davon. Er drehte sich ebenfalls eine Zigarette.

„Gib mir Feuer!" sagte er, und der Nachbar ließ ihn anrauchen.

Sie nannten einander ihre Namen. Ein Geschoß krepierte hinter dem Wäldchen.

„Daneben", meinte Berjosa halblaut.

Die Deutschen waren zurückgegangen, und ihre Artillerie setzte wieder ein. Berjosa schaute vor sich hin, ohne die Augen zuzukneifen, ohne aufzuzucken, und sein strenges

Gesicht war wie aus Eisen. Nifonow empfand es als angenehm, Berjosas Schulter — eine harte, starke, zuverlässige Schulter — dicht neben sich zu wissen. Er dachte: es ist schön, wenn man einen guten Kameraden hat; Männerfreundschaft ist eine feine Sache... und hörte auf zu denken, hörte auf zu sein — für lange.

Wie im Traum erinnerte er sich an einen Streit. Es war im Lazarett. Zwei Ärzte stritten miteinander; sie dachten, er sei völlig besinnungslos und könne nichts verstehen... Der eine sagte, man werde beide Arme und Beine amputieren müssen. Der andere meinte, nur das linke Bein. Sie stritten lange. Ihm war es gleich. Ihm schien, daß der wirkliche Nifonow tot und daß jener Nifonow, über den sie da sprachen, ein anderer, fremder, nicht der wirkliche sei — ein Mensch, den das Leben nicht mehr brauchte. Sollte man ihm nur alles amputieren — wenn's sein mußte, auch den Kopf!

Durch ein leichtes Klingen hindurch hörte er die Stimmen der Ärzte; dann strömte ihm statt der Luft etwas Süßliches, Stickiges durch Mund und Nase; er atmete fügsam und fiel in Schlaf — für eine ganze Ewigkeit, so schien es ihm.

Er erwachte. Er glaubte, die Schmerzen hätten ihn aufgeweckt. Er wußte nicht, wo es eigentlich wehtat. Überall. Besonders im linken Bein, in dem zerschmetterten Unterschenkel. Er stöhnte schwach wie ein Kind, — der wirkliche Nifonow hätte niemals so gestöhnt. Die Tränen liefen ihm aus den Augen — so weh tat es; der wirkliche Nifonow weinte nie. Die alte Frau mit der Brille, die neben seinem Bett saß, erhob sich und sagte:

„Gott sei Dank, er ist wach und weint. Weine nur, Söhnchen, weine. Das hilft."

Sie ging fort. Eine andere Frau setzte sich zu Nifonow, wischte ihm die Lippen und streichelte ihm den Kopf wie einem kleinen Kind.

Dann kamen die Ärzte. Sie stritten nicht mehr, sondern sprachen leise miteinander. Nun erschien wieder die alte Frau und führte ihm Traubenzucker ein. Sie fragte:

„Was tut dir weh, mein Sohn?"

„Das Bein", antwortete Nifonow.

„Welches?"

„Das linke."

„Ach, ach, ach!" seufzte die Alte.

Nifonow hatte kein linkes Bein mehr; er erfuhr das am nächsten Tag.

Hätte dem wirklichen Nifonow so etwas passieren können, daß ihm ein Bein wehtat, das er nicht mehr hatte?

Im Lazarett war man stolz darauf, daß man ihm das rechte Bein und beide Arme gerettet hatte.

„Doktor Tscheremnych ist ein Hitzkopf", erzählte die alte Frau, „er hat alles aufs Spiel gesetzt — dein Leben und seinen Namen. ‚Ich will aus diesem schönen Menschen keinen Stumpf machen', hat er gesagt ... Nun, also, er wagte und hat gewonnen. Dem Tapferen hilft Gott! Paß auf, du wirst uns wie ein junger Freier verlassen."

Die Alte blinzelte ihn prahlerisch an.

„Deine Operation wird in allen medizinischen Fachzeitschriften beschrieben werden!"

Nifonow hörte zu wie ein Unbeteiligter — was ging ihn der Erfolg eines Doktors Tscheremnych an? Dieser geschwächte, von Schmerzen zerrissene, ganz in Gips und Binden gepackte Mensch mit den unbeweglichen Armen war ja nicht Nifonow.

Nifonow war ein allgemein geachteter Arbeiter, ein Meister in seinem Fach. Und dieses Nichts von einem Menschen konnte sich nicht einmal selber zur Seite wenden; die Pflegerin mußte ihm dabei helfen. Vom vielen Liegen war ihm das Kreuz steif geworden, und man hatte ihm ein Luftkissen untergelegt. Ein Mensch lag da, konnte nichts und wollte nichts. Ihm war gleichgültig, was aus ihm wurde — ob er starb oder am Leben blieb ...

Dieselbe alte Frau erzählte ihm, daß ihn ein Kamerad vom Schlachtfeld geschleppt hatte, als er verwundet worden war. Es hieß, daß der Kamerad selbst verwundet war, daß er aber trotzdem Nifonow bis zum ersten Verbandplatz geschleift hatte. „Das ist Semjon Berjosa", dachte Nifonow und fragte:

„Und lebt er?"

„Das kann ich nicht sagen, das weiß ich nicht", antwortete die Alte.

Eines Tages eröffnete man ihm, daß er in ein anderes Lazarett, nach einer anderen Stadt überführt werden sollte. Er wurde angekleidet, auf eine Bahre gelegt und auf die Straße getragen. Frische, leuchtende, heiße Luft empfing und blendete ihn. Der Wind riß ihm fast die Mütze vom Kopf. Nifonow faßte rechtzeitig zu, damit sie nicht wegfliege ...

„Vorsicht mit dem Gips!" rief die Pflegerin.

Nifonow blickte verwirrt auf seinen Arm, der plötzlich wieder zu funktionieren begann. So war das also? Also logen die Ärzte nicht; er konnte sich wieder bewegen und auch die Kräfte mochten ihm zurückkehren? War er vielleicht doch der wirkliche Nifonow?

Von der frischen Luft wurde ihm schwindlig. Es sauste ihm in den Ohren; er gähnte und schlummerte auf der Tragbahre ein...

Der letzte Dämmerzustand, die letzte Welle einer erquickenden Schwäche.

Im Zug erwachte Nifonow schließlich und fühlte, daß die Schlaftrunkenheit überwunden war, daß er großen Appetit hatte, daß er der alte, lebendige, wirkliche Nifonow war, in dem unter all dem Gips und den Binden wieder die frühere Kraft heranreifte.

Er lag da und blickte zur Decke empor. Sie war aus sauber aneinandergefügten schmalen Täfelchen zusammengesetzt. Er hatte sie dicht über dem Bett. Weiß, schneeweiß und sauber. Die Ölfarbe glänzte.

Das Hängebett schaukelte während der Fahrt sacht wie eine Wiege. Aber nichts konnte Nifonow mehr einlullen.

Wozu kehrte ihm die alte Kraft wieder, wenn ihm ein Bein abgenommen war, das andere zwar noch da war, aber doch nicht zum Gehen taugte — denn das hatte er den unklaren Gesprächen der Ärzte entnommen! Was sollte er mit seiner alten Kraft anfangen?

Maschinen standen in der Fabrik, ganze Reihen von Maschinen. Ihre geschliffenen Teile bewegten sich blitzend. Er ging zwischen ihnen einher — leicht, geschmeidig, und es machte ihm selbst Freude, wie rhythmisch und glatt ihm die Arbeit von der Hand ging.

Journalisten kamen und schrieben nachher komische Sachen in der Zeitung — sie rechneten zum Beispiel aus, wieviel Kilometer Nifonow im Lauf seines Arbeitstages in der Halle zurücklegte.

Er hatte einen guten Verdienst, einen guten Ruf, einen

guten Namen: sein Vater und sein Großvater hatten in derselben Fabrik gearbeitet. Seine Arbeit war nicht gewählt, sondern als Erbe übernommen, so wie das kleine Haus, in dem er geboren wurde und in dem seine Eltern starben.

Er hatte eine Frau... Die Freunde witzelten: nun hat der liebe Gott Nifonow doch ein Familienglück beschert! Die Frau war Vorsitzende des Betriebsrats. Sie kam spät abends nach Hause, sah ihren Mann mit ihren guten, von Müdigkeit verschleierten Augen an und fragte automatisch: „Was wollte ich dir doch sagen?"

Er wärmte ihr das Abendessen und schenkte den Tee ein. Er neckte sie manchmal, bedauerte sie und achtete sie sehr. Sie hatten zwei Töchter, die fast von selbst aufwuchsen: im Winter gingen sie in die Schule, im Sommer fuhren sie ins Pionierlager...

Wie mochten sie alle weinen, wenn sie erfuhren, daß er ohne Beine war! Zu seiner Frau im Betriebsrat kamen dann gewiß die Weiber und jammerten und bemitleideten sie laut, wie einfache Leute das tun... Das waren alles Lappalien. Die Menschen überstanden größeres Leid. Es ging nicht um die Beine und auch nicht darum, daß Frau und Töchter weinten.

Es ging darum, was der ehemalige Einrichter Nifonow vorstellen mochte, wenn man ihn von dem Gipsverband befreit hatte; es ging darum, was er sein und welchen Platz im Leben er jetzt einnehmen konnte! Weder Frau noch Töchter noch ein gescheites Buch konnten ihm hierauf Antwort geben. „Das kann ich nur allein ausmachen", dachte Nifonow.

Da ging Danilow vorbei.

„Genosse Kommissar!" rief Nifonow.

Danilow kam heran.

„Genosse Kommissar!“ wiederholte Nifonow verlegen. „Entsinnen Sie sich nicht: haben Sie nicht zufällig einen Maschinengewehrschützen Semjon Berjosa in diesem Zug gehabt?“

Danilow überlegte.

„Nein, ich entsinne mich nicht... ein Verwandter?“

„Nein, bloß so“, antwortete Nifonow. „Ein Bekannter.“

Er glaubte nur mit Semjon Berjosa über seine Frage sprechen zu können.

Es handelte sich um folgendes:

In den alten, glücklichen Friedenstagen hatte Nifonow eine kleine Schwäche gehabt, deren er sich beinahe schämte.

Diese Schwäche war — die Ziehharmonika.

Die Ziehharmonika hatte der ältere Bruder zurückgelassen, der im Imperialistischen Krieg fiel. Nifonow lernte von selber darauf spielen. Er liebte Musik, er hatte ein gutes Gehör. Er war einer der ersten, die sich getrauten, auf der Ziehharmonika Walzer von Chopin zu spielen.

Vor seiner Ehe hatte er gern bei Namenstagsfeiern und Hochzeiten aufgespielt. Die Frau sagte, das stehe einem Mann, der etwas auf sich halte, nicht an. Übrigens erlaubte sie ihm, im Klub bei Liebhaberkonzerten aufzutreten.

Mit den Jahren geschah das immer seltener: die Jugend, da einer alles darf, ging dahin; er wurde ein solider Mann; die Zeitungen schrieben über ihn; er hatte einen angesehenen Beruf; seine Frau war in der ganzen Fabrik bekannt. Seine Leidenschaft für die Ziehharmonika empfand er nun selbst

schon als etwas Unpassendes. Er spielte zu Hause, wenn niemand da war.

Jetzt lag er da und dachte, was an der Ziehharmonika eigentlich Entehrendes sei? Das war ja nur Olgas Dünkel. Auch schon eine große Sache: Vorsitzende des Betriebsrats! Sehr gut, hab deinen Spaß dran — aber ich werde ja doch Ziehharmonika spielen!

Er stellte sich vor, wie er langsam mit Prothese und Krücke die Bühne betritt. Im Saal wird es still, alles blickt auf seine Krücke... Er läßt sich auf dem Stuhl nieder. Ein Lehrjunge reicht ihm die Ziehharmonika.

Vielleicht war gerade die Ziehharmonika seine eigentliche Berufung und nicht das Einrichten von Werkbänken? Vielleicht?

„Ja, so ist es, Olga. Du wirst dich eben mit einem Ziehharmonikaspieler abfinden müssen.“

Furchtbar — und wenn sich die Ärzte doch geirrt hatten? Und wenn er seine Hände nicht richtig gebrauchen konnte? Was für ein Glück es doch war, wenn man seine Hände gebrauchen und Ziehharmonika spielen konnte — er hatte nie geahnt, was für ein Glück das war...

Aber man mochte sagen, was man wollte. Es war doch etwas beängstigend, wenn man mit vierzig Jahren, nach einem geordneten, soliden Leben einen neuen Weg einschlagen mußte. Hätte man wenigstens einen guten Freund fragen können, einen offenen, entschlossenen Mann, der keine Vorurteile kannte...

„Schwester! Kommen Sie her. Hören Sie, haben Sie nicht zufällig hier im Zug einmal einen Maschinengewehrschützen Semjon Berjosa gehabt?“

In Swerdlowsk kam eine sehr schöne junge Dame zu Doktor Bjelow und überreichte ihm ein Schreiben von der Verwundetenabschubstation. In diesem Schreiben hieß es, daß Unterleutnant Kramin in ein Lazarett in Swerdlowsk übernommen werde.

„Hat er schwere Schäden?" fragte die Dame. „Ich bin seine Frau", setzte sie hinzu.

„Er wird auf Krücken gehen müssen, wissen Sie", antwortete der Chefarzt. „Aber für geistige Arbeit ist er tauglich. Unbedingt tauglich. Und wissen Sie", fuhr der Doktor fort, von dem Wunsche getrieben, ihr möglichst viel Trostreiches zu sagen, „er beherrscht sich wunderbar."

„Ja?" sagte sie. „Das ist gut."

Sie hatte eine sehr straffe Haltung; sie trug den Kopf hoch und sprach ruhig und leise. Ihr schönes Gesicht erinnerte entfernt an das Kramins ... „Wahrscheinlich hat sie viel von ihm gelernt", dachte der Doktor.

Er ging mit der Dame in den elften Wagen. Kramin wurde auf einer Bahre herausgetragen. Die Dame stand, still und gerade, neben dem Arzt ... Die heiße Sonne lag hell auf Kramins gelbem Schädel und dem dünnen gelben Hals und funkelte in den Gläsern seiner Brille. Die Dame trat plötzlich einen Schritt vor und beugte sich über die Bahre.

Kramin schob sie leicht zurück und sagte blinzelnd:

„Guten Tag, Inotschka, guten Tag!" Er küßte ihr die bräunliche, schmale, kräftige Hand. „Erlaub mir, von dem Doktor Abschied zu nehmen ..."

„... und wird noch viel von ihm lernen", dachte dieser, als er ihr nachblickte, wie sie neben der Trage über den Bahnsteig schritt, hingebungsvoll und ergeben den prächtigen Kopf ihrem Mann zuwandte und ihm etwas erzählte.

III

BRIEFE

Auf der Rückfahrt von Omsk blieb der Lazarettzug in dem nach Westen rollenden Strom stecken. Züge mit Panzern, Flugzeugen, Geschützen und Treibstoff eilten ihm voraus auf den grünen Straßen geöffneter Semaphore. Der Lazarettzug fuhr langsam und mußte immer wieder einen kilometerlangen Zug mit Heeresgut vorlassen. In Perm standen sie acht Tage.

Die Leute im Zug litten weniger an der langwierigen Leerfahrt als daran, daß in diesen Tagen der Untätigkeit ihre Gedanken beharrlich um das Zuhause kreisten, um die Lieben und um die Frage, wann endlich Briefe kommen würden ...

Besonders quälte sich Doktor Bjelow.

Es war bald ein Jahr her, seit jener Brief vom 5. September geschrieben worden war. Schon war aus Omsk das zweite Paket nach Leningrad gegangen, aber aus Leningrad kam kein Wort, kein Lebenszeichen.

Natürlich waren Briefe da; sie lagen in W., in ihrem Postfach. Aber wann mochte der Zug nach W. kommen?

Danilow beschloß, jemanden nach W. zu schicken, um die Post zu holen.

Es fanden sich genügend Freiwillige für diese Reise; viele waren aus W., und die Dienstreise verhieß einen kurzen Aufenthalt daheim. Danilow wäre selbst gern gefahren ...

Seine Wahl fiel auf Lena.

„Wie ein Blitz hin und zurück", sagte er ihr. „In der Evakuierungsverwaltung erfährst du, wo du uns findest. Auf Personenzüge laß dich nicht ein, mit Güterzügen kommst du schneller vorwärts. Mit Volldampf von einem Zug auf den andern. Na, dir braucht man's ja nicht beizubringen."

Er gab ihr ein kleines Paket mit, ungefähr ein Kilogramm schwer, ordentlich mit einem Bindfaden verschnürt; hinter dem Bindfaden stak ein Zettelchen mit der Adresse.

„Und das gibst du ab. Ich habe einen Sohn dort; der braucht es." Er zog die Brauen zusammen, um das Lächeln zu verbergen, das seine Schwäche für den Sohn verriet. „Und schau nach, wie er aussieht, ob er mir nicht dünn geworden ist. Die Frau schreibt so, daß man daraus nicht klug wird."

Mit einer Tasche voller Briefe und Adressen stieg Lena bei erster Gelegenheit auf einen Güterzug um, und in dem Lazarettzug schleppten sich die Tage der Erwartung noch langsamer hin.

Olga Michailowna hatte vorgeschlagen, für die Verwundeten Marmelade zu kochen und Pilze zu trocknen. Sie nahm einen Eimer und ging in den Wald. Julia Dmitrijewna war ein bißchen aufgeregt — ob Suprugow mitkam? Sie war ganz begeistert, als er sie fragte:

„Erlauben Sie, daß ich mich anschließe?"

Er hatte sie gefragt, nicht Olga Michailowna und auch nicht Faina, die ebenfalls mitging. Sie hatte er gefragt.

Zuerst war sie ein bißchen befangen, als sie nebeneinander hergingen. Sie war nicht gewohnt, vor aller Augen mit einem Mann, in den sie verliebt war, spazierenzugehen. Glücklicherweise waren Faina und mehrere Sanitäterinnen

dabei. Faina band sich ein gelbes Seidentüchlein um das Haar und übernahm die Führung des Gesprächs. Sie warf den Kopf in den Nacken und lachte laut, obgleich es eigentlich nichts zu lachen gab. Julia Dmitrijewna schwieg und dachte darüber nach, daß sie, Julia Dmitrijewna, niemals so laut gelacht hatte. Aber über Nichtigkeiten konnte sie sich nicht unterhalten; ihre Reden klangen immer ernst und belehrend — vielleicht schreckte auch das die Männer ab ... Ja, die Männer liebten eben derart laute und grelle Frauen, die ohne Überlegung leichte Zweideutigkeiten hinwarfen und die mit zurückgebogenem Kopf aus vollem Halse lachten. „Was ist da zu machen, wenn ich das nicht kann!" überlegte Julia Dmitrijewna nüchtern. Aber jetzt tat es ihr schon ein wenig leid, daß Faina mitgekommen war ...

Als sie im Wald waren, trennten sich die Mädchen von ihnen und sie blieben zu dritt — Julia Dmitrijewna, Faina und Suprugow. Faina fand als erste eine Stelle mit vielen Pilzen und rief Suprugow, er solle ihr helfen. Suprugow beeilte sich nicht: er lehnte an einer Kiefer und zündete sich eine selbstgedrehte Zigarette an — Julia Dmitrijewna fand ihn in diesem Augenblick ungewöhnlich interessant —, und es sah aus, als belustigten ihn Fainas stürmische Rufe. Er fing Julia Dmitrijewnas Blick auf und sagte lächelnd:

„Eine lebenslustige Person, nicht wahr?"

Ihre Stimmung hob sich sofort beträchtlich — er war überhaupt nicht in Faina verliebt, er ironisierte sie sogar, und sie hatte doch gedacht, daß Faina ihn unbedingt bestricken müsse ... Nein, offenbar zog er wirklich Julia Dmitrijewna allen Frauen im Zuge vor.

Faina wollte nicht so leicht nachgeben; sie kam und schleppte Suprugow weg, wobei sie ihn fest unter dem Arm

hielt und ihn mit der Schulter vorwärtsstieß, ja, wie es schien, sogar mit dem Knie ... Julia Dmitrijewna ging hinterher und lachte leise vor sich hin. Fainas Anwesenheit störte sie jetzt nicht mehr — im Gegenteil, das ergab eine besondere freundschaftliche Vertrautheit zwischen ihr und Suprugow, wechselseitige Blicke und leichte Spötteleien, deren Sinn nur ihnen beiden verständlich war ...

Leider dauerte der angenehme Spaziergang nicht lange, denn es fand sich eine solche Fülle von Pilzen, daß sich die Eimer allzu schnell füllten. Aber Faina wußte einen Ausweg. Sie erklärte, daß die Waldluft heilsam sei und daß man keinen Grund habe, so schnell in die Stickluft des Wagens zurückzukehren. Sie legte sich am Waldsaum in dem riesigen dunklen Baumschatten, der den nahen Abend ankündete, ins weiche Gras und tat alles, um die nach ihren Begriffen verführerischeste Pose einzunehmen. Julia Dmitrijewna und Suprugow setzten sich züchtig neben sie.

„Doktor", murmelte Faina mit geschlossenen Augen, „Sagen Sie, waren Sie immer so leblos?"

Suprugow tat, als hätte er sie nicht verstanden.

„Wieso leblos?" fragte er, nachdem er mit Julia Dmitrijewna einen Blick gewechselt hatte. „Ich habe immer genügend Leben in mir gefühlt."

„Ihre Gefühle trügen Sie", sagte Faina gedehnt.

Da er schwieg, machte sie sich wieder über ihn her.

„Haben Sie einmal geliebt?"

„Merkwürdige Frage", antwortete Suprugow.

„Sie sind ein erstaunliches Phänomen", sagte Faina. „Ein vierzigjähriger Junggeselle ist in unserer Zeit eine Seltenheit. Heutzutage sind alle verheiratet, wo man auch hinsieht. Selbst zwanzigjährige Bürschlein sind Ehemänner oder im

Begriff, es zu werden, oder haben Bräute. Haben Sie eine Braut?"

„Ich bin doch kein Bürschlein", scherzte Suprugow.

„Nein, erlauben Sie, erlauben Sie!" rief Faina und wälzte sich vor kindlichem Übermut im Gras herum, um ihm ins Gesicht zu sehen. „Antworten Sie auf meine Frage!"

Julia Dmitrijewna hörte dem Gespräch zu und blickte in den Himmel. Er war herrlich am Ausgang des Tages — weder blau noch golden —, hoch, von unbestimmter Tönung und durch und durch von einem zarten, milden Licht durchströmt.

„Wie schön das ist", dachte Julia Dmitrijewna und lächelte diesem Himmel, diesem Gespräch und der unklaren süßen Hoffnung zu, die in ihrem Herzen erstand oder ganz nahe daran war zu erstehen. „Wie schön das ist!"

„Ein richtiger Holzklotz", sagte Faina zu ihr, als sie zum Zug zurückgingen.

Lena schritt durch die bekannte Stadt.

Es war ärgerlich, daß die Straßenbahn nicht fuhr; irgend etwas war mit den Schienen los — sie wollte so schnell wie möglich zu der Evakuierungsverwaltung und Danjas Brief bekommen. Unwillkürlich stellte sie fest, daß sehr wenig Männer, fast nur Frauen auf der Straße waren. Auf der Eisenbahn war das anders, dort sah man fast durchwegs Männer in Uniform.

Aber nun war sie auf dem Boulevard, der von breiten stillen Ulmen beschattet war, und da ging sie langsamer. Gleich wollte sie über den Boulevard gehen, und dann sah sie in der Gasse das Haus, das zweite von der Ecke, ein

zweistöckiges graues Haus, die Stätte ihres kurzen Glücks... Und da war es auch, ebenso wie vor einem, wie vor zwei Jahren. Nur ein wenig baufälliger, und die Eingangstür schien nicht mehr ganz so pompös. Sie schien sogar ein wenig eingefallener und schmaler geworden...

Nein, hier ging sie erst später hinein — vorher mußte sie die Post holen.

In der Evakuierungsverwaltung gab man ihr einen ganzen Berg Briefe, an die zwei Dutzend Pakete und Banderolen. Die Pakete waren klein, Lena warf sie in den Sack. Sie sah rasch die Briefe durch: für sie war nichts da.

Sie setzte sich in der staubigen Expedition auf eine Bank und sah nochmals langsam alle Briefe nach, einen nach dem anderen. Ein Brief an Danilow; an der Absenderadresse sah man: er war von seiner Frau; noch ein Brief an ihn in einem großen Umschlag mit dem Kopf des Zentralkomitees der Partei. An Doktor Bjelow ein Brief aus Leningrad. An Nadja, noch einmal an Nadja und nochmals und nochmals — gewiß von dem Bräutigam... An die dreißig Briefe an Bogejtschuk. An alle, ausnahmslos an alle... nur für sie, Lena, kein einziger.

Sie warf die Briefe in denselben Sack, in dem schon die Pakete lagen, legte ihn über die Schulter und machte sich auf den Weg nach Hause.

Vielleicht waren die Briefe dort? Er hatte an ihre Militäradresse geschrieben und sich's dann aus irgendeinem Grund anders überlegt und an die Wohnungsadresse geschrieben. Sie wollte bei den Nachbarn nachfragen oder in der Hausverwaltung.

Mit dem Sack über der Schulter stieg sie rasch die zwei Treppen hinauf, aufrecht, mit leichtem Atem.

Die Tür mit dem Patentschloß. Danja hatte seinen eigenen Schlüssel, einen schlechten, der nicht gleich öffnete. Lena hörte immer, wie Danja am Schloß herumversuchte, aber sie ging dann nicht aufmachen; sie hörte so gern, wie der Schlüssel ungeduldig in dem Schlüsselloch kratzte.

Die Nachbarn hatten keine Briefe für sie; sie hatten gar nichts — kein Holz, kein Petroleum, keine Seife, keinen Zwirn. Sie umringten Lena, alle diese alten Frauen, die zu Hause saßen, und zählten auf, was sie nicht hatten. Die jungen waren in der Armee oder auf Arbeit.

Lena machte sich von den alten Frauen los und ging in die Hausverwaltung.

Auch dort waren keine Briefe. Sie nahm ihren Zimmerschlüssel und ging langsam nach oben. Sie verspürte plötzlich entsetzliche Müdigkeit. Sie hatte drei Tage kaum geschlafen und sich kein einzigesmal ausgekleidet.

In dem Zimmer standen alle Sachen an derselben Stelle, wo sie bei ihrem Weggehen gestanden hatten. Alles war mit einer dicken Staubschicht bedeckt. Die weiße Gardine war gelb geworden. In dem Aschenbecher lag eine halbgerauchte Zigarette — Danjas Zigarette...

Lena zog sich die Stiefel aus, legte sich auf das Sofa und rastete, wie sie es vor langer Zeit gelernt hatte: sie entspannte alle Muskeln und ließ den ganzen Körper ruhen. Sie begriff nicht, warum keine Briefe da waren, aber sie machte sich auch keine Sorgen — Danja lebte, im Zimmer roch es nach seinem Tabak... Menschen, deren Leben einen Riß hat, sterben; der Tod schleicht sich in diesen Riß ein. Aber zu ihm hatte der Tod keinen Zugang. Sein Leben war wunderbar ausgefüllt; was konnte seinem Weg ein Ende setzen?

Er und tot? Jeder andere konnte sterben, nur Danja nicht. Sie schloß die Augen, küßte ihn und schlief ein.

Nach etwa zwei Stunden erwachte sie ausgeruht und frisch und fing an, das Zimmer aufzuräumen. Sie nahm die schmutzigen Gardinen ab, wischte Staub und scheuerte den Boden. Die Zigarette ließ sie im Aschenbecher.

In der Küche wirtschaftete die Großmutter von nebenan. Sie briet etwas auf der Kochplatte und zog, als sie Lena sah, rasch den Stecker aus der Dose.

„Da haben sie eine Höchstgrenze für den Stromverbrauch eingeführt. Man darf überhaupt keine elektrischen Geräte mehr benutzen", beklagte sie sich so halb und halb und trug die Kochplatte mit der qualmenden Pfanne in ihr Zimmer.

Lena bewirtete die Großmutter von nebenan mit Leberpastete und gab ihr Tee mit Zucker. Die Großmutter trank den Tee und klagte, daß der Enkel ihr die Bonbons weggegessen habe.

„Dürftig leben die Leute mit der Zivilistenration", dachte Lena. Wir haben's besser."

Sie nahm ein kaltes Bad und schlüpfte mit Vergnügen in den weiten weichen Morgenrock. In diesem Morgenrock war sie eine ganz andere; sie war wieder jene Lena, nach der man sich auf der Straße umsah ... Sie stand vor dem Spiegel und lächelte sich zu. „Ja, so sind wir", sagte sie und hob die linke Braue, „so sind wir, wir können alles, wir können, wie wir wollen ..." Und plötzlich warf sie den Morgenrock ab: es war ihr auf einmal eingefallen, daß bei Katja Grjasnowa Briefe liegen könnten.

Auf welche Weise die Briefe zu Katja geraten sein mochten, war unklar. Lenas Mann hatte keine besondere Vor-

liebe für Katja und sagte, sie sei eine dumme Ziege und Kleinbürgerin, aber Lena glaubte, daß die Briefe doch irgendwo sein müßten, und man brauche sich nur die Mühe zu machen, sie zu finden.

Katja empfing sie mit Schluchzen und Klagen — ihr Mann, jener junge Mann mit der Mandoline, war gefallen; vor zwei Monaten hatte Katja die Nachricht bekommen.

„Du weißt nicht, wie er mich geliebt hat", schluchzte Katja. „Er hat mich buchstäblich auf Händen getragen."

Lena dachte an die Liebeserklärung, die Katjas Mann ihr geschickt hatte, und unwillkürlich kam ihr der Gedanke, daß er die stämmige Katja schwerlich auf Händen hätte tragen können, eher umgekehrt ... Aber Katjas Kummer war laut und ehrlich, sie erzählte mit allen Einzelheiten, wie sie ins Militärkommissariat geladen wurde, wie man ihr einen Stuhl anbot und sie vorbereitete, und da begriff sie alles und wurde ohnmächtig, und man gab ihr Wasser, und was sie immer noch durchmachte und wie sie nicht darüber hinwegkam ... Und die Tränen liefen in Bächen über ihre guten dicken Wangen.

„Von Danja keine Briefe?" sagte Lena.

„Überall Kummer, überall", raschelte Katjas Mutter im Nebenzimmer. „Kein Haus ohne Kummer, keinen verschont es ..."

Natürlich waren keine Briefe da.

Abends machte sich Lena auf, um Danilows Haus zu suchen.

Das stand irgendwo am Rande der Stadt, wo man vor dem Krieg aber angefangen hatte, energisch zu bauen. Der Eingang lag an der Hofseite, das Tor war verschlossen. Während Lena hinging, wurde es schon dunkel. Sie klopfte

an ein Fensterchen, das von einem matten Schein erleuchtet war.

Das Fensterchen öffnete sich mit den Flügeln nach der Straße, wie auf dem Land. Ein Vorhang wurde zurückgezogen. Eine sehr einfache Frau mit Kopftuch schaute heraus.

„Ich bringe ein Paket von Iwan Jegorytsch", sagte Lena.

„Ach, du lieber Gott!" rief die Frau.

Sie ließ Lena in den Hof ein und führte sie durch eine dunkle Küche in die Stube. Neben einer Nähmaschine brannte eine Schreibtischlampe. Auf allen Stühlen, auch auf dem Sofa lagen riesige Wattebündel und Stücke Uniformstoff.

In der Sofaecke schlief ein etwa fünfjähriges Kind in einer drolligen und unbequemen Stellung, den Kopf auf einem der Wattepakete.

„Bitte, setzen Sie sich", sagte die Frau mit leiser, befangener Stimme. „Sie sind aus dem Lazarettzug?"

Sie ließ Lena Platz nehmen und stand vor ihr, wobei sie die Nähnadel mehrmals in die Bluse steckte und wieder herauszog.

„Nun, wie geht es ihm dort?" fragte sie. „Ist er gesund?"

„Ja. Es geht ihm gut."

„Hat er Ihnen nicht gesagt, wann Schluß ist, hört man bei Ihnen nichts davon?"

Lena begriff nicht.

„Womit Schluß?"

„Mit dem Krieg. Alle haben ihn doch längst satt."

Lena sah sie verwundert an. Sie hatte sich Danilows Frau anders vorgestellt.

„Nein", sagte sie, „woher soll er das wissen? Er hat mir ein Paket für Sie mitgegeben."

„Wieder Zucker", sagte die Danilowa, nachdem sie das Paket geöffnet hatte. „Warum tut er das — er spart es sich doch vom Mund ab, und Wanjuscha ist satt. Sie können ihm sagen, wir haben zu essen; aus dem Schwersten sind wir heraus, und er soll sich um uns keine Sorgen machen, er hat ohnedies schon Sorgen genug ... Er ist eingeschlafen", sagte sie, denn sie hatte den Blick aufgefangen, den Lena auf das Kind warf. „Ich hatte keine Zeit, ihn auszuziehen, und da ist er eben beim Spielen eingeschlafen. Sie sehen, ich arbeite. Zu Hause. Wir nähen Wattejoppen für die Armee. Ich möchte ihn nicht in den Kindergarten geben — das Essen ist dort nicht besonders —, und deshalb nehme ich Arbeit nach Hause. Immerhin bekomme ich die Arbeiterkarte ... Ich stelle gleich den Samowar auf."

Lena versuchte abzulehnen.

„Nein", sagte die Danilowa, „das geht nicht. Sie kommen von Iwan Jegorytsch, und ich soll Ihnen nicht einmal Tee vorsetzen, das gibt es nicht!"

Sie spaltete in der Küche Holz zu Spänen, schaute durch die Tür und sagte:

„Jetzt geht es Gott sei Dank ganz gut, aber als die Lebensmittelmarken eingeführt wurden, habe ich richtig den Kopf verloren — wie sollte ich mich mit dem Kind durchbringen? Gewohnheit macht doch viel aus: wir haben vor dem Krieg sehr gut gegessen ... Iwan Jegorytsch habe ich natürlich nichts davon geschrieben — was kann er uns auch helfen, er schickt uns Geld, mehr darf man von ihm nicht verlangen. Er hat es ja auch selbst gesehen, als er hier war ... Nun, zuerst half uns der Gemüsegarten aus der Patsche, die Kartoffeln verkaufe ich und kaufe Milch dafür, und jetzt habe ich die Arbeiterkarte, so daß es uns

wirklich nicht schlecht geht. Dann habe ich auch Verwandte auf dem Land; sie bringen mir manchmal sauren Rahm, und aus dem sauren Rahm schlag' ich Butter für Wanjuscha. Merkulow hilft, der jetzige Trustdirektor. Im Frühjahr hat er Holz geschickt und jetzt verspricht er uns wieder welches ... Bitte richten Sie Iwan Jegorytsch aus, es geht uns gut und er soll sich nicht den Kopf zerbrechen ..."

„Schreiben Sie ihm doch selbst", sagte Lena.

„Was soll ich viel schreiben?" sagte die Danilowa. „Und ich habe auch gar keine Zeit bei all der Arbeit."

Sie aßen Kartoffeln, die sie auf Holzspänen aufgewärmt hatte, und tranken an dem Küchentisch, auf dem ein sauberes Wachstuch lag, Tee. Überhaupt war jeder Gegenstand in dem kleinen Haus höchst sauber, und Lena fand, daß es in Danilows Haus gar nicht anders sein konnte. Die Danilowa nahm Zucker aus dem Paket, das Lena gebracht hatte, und schüttete ihn in die Zuckerschale. Butter hatte sie nicht.

„Ich habe schon lange keinen sauren Rahm bekommen", sagte sie gleichsam als Entschuldigung. „Und für die Augustmarken hat es im Laden noch nichts gegeben."

„Ja, kärglich leben die Leute mit der Zivilistenration", dachte Lena wieder.

„Und ich halte auch Wanjuscha zur Arbeit an", sagte die Danilowa. „Gott soll es verhüten, aber wenn wir beide allein bleiben, muß er selbständig sein ..."

Lenas Staunen nahm zu. Hatte Danilow denn seiner Frau nicht geschrieben, daß der Zug ins Hinterland überführt worden war?

„Wir fahren jetzt nicht mehr an die Front", sagte sie. „Wir sind die ganze Zeit im Hinterland. Sie brauchen sich also nicht zu ängstigen."

„Weiß Gott, was alles passieren kann", seufzte die Danilowa. „Kriegszeit. Eine Bombe kann einen überall treffen." Sie versank in Nachdenken, und auf ihrem müden Gesicht lag ein Ausdruck von Bereitschaft, jeden Schicksalsschlag hinzunehmen ...

„Wie leben die beiden bloß mitsammen?" dachte Lena, als sie nach Hause ging. „Wie kann er mit ihr leben? Wie kann sie mit ihm leben? Worüber sprechen sie? Wie langweilig das sein muß ... Das ist doch etwas ganz anderes: ich und Danja."

Am anderen Tag erledigte sie die restlichen Aufträge und fuhr dem Lazarettzug entgegen. In der Verwundeten-Evakuierungsverwaltung hatte man ihr gesagt, wo sie ihn suchen mußte.

Sie standen in S., einem Knotenpunkt. Der Bahnhof war mit Zügen vollgestopft — lauter Militärzüge, alle höchst dringlich.

In den Wagen war es zum Ersticken.

Doktor Bjelow ging den Zug entlang. Der trockene Kohlenstaub knirschte unter den Füßen ... Unter dem Mannschaftswagen krähte ein Hahn: dort hausten die Zughühner in ihren Hängekäfigen. Neben dem Wagen standen Rotarmisten und Kinder. Ein Gepäckträger hielt seinen Schubkarren an und schaute unter den Wagen. Ein kleines Mädel hüpfte umher und rief:

„Und wenn der Zug fährt, dann flattern den Hühnern die Schwänze!"

Neben dem Wagen stand mürrisch und verdrossen Kostrizyn. Die Rotarmisten lachten. Der eine sagte:

„Paßt nur auf, der Hahn kräht sogar unter dem Wagen, ein unermüdliches Mannsbild."

Ein anderer sagte, während er die Schalen von Kürbiskernen ausspuckte:

„Und ein Rotarmist hütet die Hühner."

Der Doktor ging näher heran. Die Rotarmisten kicherten.

„Sehen Sie, was hier vorgeht, Genosse Chefarzt?" fragte Kostrizyn.

„Na, na", sagte der Doktor, „das ist alles halb so schlimm."

„Eines schönen Tages bringt mich der Spott noch unter die Lokomotive", brummte Kostrizyn.

„Dummheiten!" sagte der Doktor. „Kommen Sie nachher zu mir, wir werden miteinander reden."

Er ging weiter. Auf dem Dach des achten Waggons nahm Suprugow ein Sonnenbad. Er trug Schwimmhosen und ein besticktes asiatisches Mützchen. Durch das Fenster des Küchenwagens sah man Finas dicke nackte Arme auf und ab hüpfen; sie rupfte ein Huhn. Die Kartoffelschälmaschine ratterte. Man hörte Sobols Stimme:

„Warum nehmen Sie die alte Portionenzahl, obwohl die Ogorodnikowa weg ist? Rechnen Sie minus eine Portion. Und Niswezki hat Magenverstimmung, also rechnen Sie minus zwei Portionen."

„Welch ein getreues Bild der Lebensfülle unser Zug doch darstellt", dachte Doktor Bjelow.

Er erinnerte sich ihrer ersten Fahrten. Dieser Pullmanwaggon dort brannte und alle Fensterscheiben waren zerschlagen. Und jetzt! Unter ihrem Wagen legten Hühner Eier. Der Zug hatte Leben angesetzt; er war nun Behausung, Heim und Wirtschaft.

„Und das ist gut so", dachte der Doktor, „das ist der natürliche Lauf der Dinge."

Aber seine Gedanken krochen matt dahin; er zwang sich, an das zu denken, was ihn umgab. Seit dem Tage, an dem Lena wegfuhr, quälte ihn Unruhe. Alle die Argumente, mit denen er sich noch unlängst beruhigt hatte, schienen ihm nun naiv. Er hatte sich beschwichtigt, alles werde gut, und seine Phantasien hatten ihn getröstet. Selbst wenn sie das eine Paket bekommen hatten, wie lange konnte es ihnen reichen? Nun, einen Monat, wenn man sehr sparsam war... In wenigen Tagen sollte er ihr Schicksal erfahren. Da hielt er dann ein Kuvert in der Hand, die Aufschrift von Sonjetschkas Hand. Er kannte diese Handschrift genau, er erinnerte sich an jeden Buchstaben und jedes Häkchen... Warum einen Brief? Einen ganzen Pack! Ach auch mit einem wäre er zufrieden gewesen — nur wissen, daß sie lebten...

Da war ein ebenso heißer Tag im vorigen Sommer gewesen, Anfang Juli. Auf der Station Witebsk-Rangierbahnhof in Leningrad. Und gerade so auf allen Gleisen Züge... Nein, damals waren es weniger. Und plötzlich tauchte Sonjetschka von irgendwo auf in ihrem grauen Kleid...

Er fragte Danilow, wann Lena zurückkommen werde, und Danilow sagte, in ungefähr acht Tagen.

„In acht Tagen? Rechnen wir für alle Fälle zehn."

Der Doktor umrandete in seinem rastrierten Heft zehn blaue Kästchen. Und wenn ein Tag zu Ende war, strich er ein Kästchen mit Rotstift durch.

Diesen ganzen Vormittag saß Danilow bei dem Kommandanten, um die Abfertigung des Zuges zu erzwingen. Gegen

Mittag bekamen sie eine Lokomotive. Die Ausfahrt aus S. ging schwer und langsam vor sich; bei jedem Semaphor blieben sie stecken. Endlich kam ein bißchen Leben in die Fahrt.

Und plötzlich fuhren sie in vollem Tempo, brausten dröhnend an den großen Stationen vorbei, wo Leute standen, die Wimpel hochhielten und ihnen nachblickten. Ein Telegramm war gekommen, daß sie sich schleunigst nach R. zu begeben hätten, um dort Verwundete in Empfang zu nehmen.

Es war Abend. Doktor Bjelow hatte sein Heft herausgenommen und wollte wieder ein blaues Kästchen durchstreichen, das siebente — sieben Tage, seit Lena fort war ... Es klopfte an die Tür. Kostrizyn. Er kam in das Abteil — grau, massig, die Hände an der Hosennaht.

„Setzen Sie sich", sagte der Doktor. „Wissen Sie, wir wollen ganz einfach miteinander reden. Aber setzen Sie sich, nehmen Sie Platz."

Kostrizyn setzte sich.

„Nun?" sagte der Doktor. „Worüber beklagen Sie sich?"

Kostrizyn hüstelte in die vorgehaltene Hand.

„Genosse Chefarzt", sagt er, „Sie sind auch kein junger Mann mehr; bitte versetzen Sie sich in meine Lage. Es gibt buchstäblich keinen Menschen, der gegen mich nicht die Zunge wetzt."

„Ja", sagte der Doktor, „das ist natürlich Einbildung — ich rede von den Hühnern. Aber für die Verwundeten sind die frischen Eier nützlich. Sehr nützlich."

Der Zug näherte sich einer Station und verlangsamte seine Fahrt. Er blieb stehen, aber im selben Augenblick schrillte eine Pfeife und die Räder setzten sich wieder in Bewegung.

„Genosse Chefarzt", fing Kostrizyn erneut an, „ich habe mich nicht deshalb als Freiwilliger gemeldet, um Hühner zu hüten. Ich hab' mir gedacht: so ein Lazarettzug, das ist auch Krieg. Und hier hat man für nichts und wieder nichts die Bescherung ..."

„Ich habe gehört, daß Sie ein Liebhaber und Kenner auf dem Gebiet der Landwirtschaft sind", schmeichelte der Doktor unverfänglich.

Kostrizyn nickte.

„Jawohl, von Kindesbeinen verstehe ich etwas davon. Bei uns in der Siedlung trieben wir alle Landwirtschaft. Ich persönlich hatte eine Ziege. Aber zu Hause ist's eins und hier etwas anderes. Gegen die Ferkel habe ich auch nichts; die sind im Gepäckwagen eingesperrt. Kein Mensch sieht einen; alles geht schön still und leise und ohne dieses Gehechel. Aber die Hühner — der Teufel soll sie holen! So vor aller Augen ..."

„Ach, Kostrizyn", sagte der Doktor mit einem leichten Seufzer, „das ist alles so unwichtig ... Eines schönen Tages werden wir sie doch aufessen ... mit holländischer Sauce."

Aber Kostrizyn hörte nicht.

„Man muß ihnen Auslauf lassen, damit sie sich die Glieder vertreten! So ein Tier quält sich doch auch in seinem Käfig ... Und ich lasse sie heraus, wo ich kann. Sie spazieren herum und gehen manchmal an die dreihundert Meter vom Zug weg ... Man bittet die Mädel: Mädel, paßt auf die Hühner auf. Aber die Mädel sind jung und haben nur ihre Prinzen und Leutnants im Kopf. Sie finden es unter ihrer Würde, auf Hühner aufzupassen. Aber bei Lichte besehen, was ist schon dabei? Die Hühner wissen von selbst, worauf es ankommt. Wenn die Lokomotive pfeift, rennen

sie Hals über Kopf in den Käfig. Ich sag' ja auch nichts gegen die Arbeit, ich sag's ja bloß von wegen der Schande ..."

„Warten Sie", sagte der Doktor.

Schon seit etwa einer Minute hatte er nicht mehr auf Kostrizyn gehört, sondern auf einen seltsamen Lärm im Wagen. Durch das Stampfen der Räder hörte man Rufe, Hinundherlaufen, Türenschlagen. Kostrizyn stand dienstfertig auf:

„Befehlen Sie, daß ich nachsehe?"

„Ja, sehen Sie nach."

Kostrizyn ging und kam strahlend zurück.

„Genosse Chefarzt, die Post ist da."

Der Doktor blinzelte und stand auf ... Im Türspalt stand Danilow, auch strahlend froh.

„Ein Brief an Sie aus Leningrad, Doktor."

„Geben Sie her, geben Sie her", murmelte der Doktor und nahm mit zitternder Hand das Kuvert entgegen.

Der Brief, den Danilow aus dem Zentralkomitee der Partei bekommen hatte, war kurz, höflich und trocken. Sein Sinn war bei aller Höflichkeit folgender: bleiben Sie ruhig dort, wo wir Sie hingestellt haben, Genosse, und arbeiten Sie gut, denn für Ihre Arbeit sind Sie verantwortlich ...

So war es also. Klar.

Leicht errötend faltete Danilow den Brief wieder ordentlich zusammen und steckte ihn in die Brusttasche, wo sein Parteibuch war.

Ein Brief von seiner Frau. Er überflog ihn rasch. Gesund und munter. Grüße von den Verwandten und Bekannten ... Lena konnte das besser und gescheiter erzählen. Ein famoser

Kerl war doch dieses Mädchen; den Zug hatte sie gefunden, obgleich der Aufenthalt keine fünf Minuten gedauert hatte ...

Er wollte erfahren, wie die Stimmung im Zug war und was für Nachrichten die anderen bekommen hatten. Er trat auf den Gang hinaus; Julia Dmitrijewna, Faina und Suprugow standen am Fenster. Faina hielt Suprugow an der Schulter und schnatterte auf ihn ein. Suprugow sah leidend aus.

„Mich hat ein Unglück getroffen", sagte er voll Würde, als Danilow auf ihn zutrat. „Meine Mutter ist gestorben."

Danilow wußte nicht, was man in solchen Fällen sagt, wenn einem ein Mensch, den man nicht leiden kann, von seinem Unglück erzählt. Etwas mußte man sagen ... rein aus Anstand. Nach kurzem Schweigen fragte Danilow:

„Wie alt war sie?"

„Achtundsiebzig", antwortete Suprugow.

„Ja", sagte Danilow mitfühlend, „ein hohes Alter."

Und ging — was war da viel zu sagen, eine durch nichts bemerkenswerte alte Frau war, nachdem sie lange genug gelebt hatte, in ihrem eigenen Bette gestorben ...

Er ging zum Chef — um zu hören, was der von zu Hause hatte ...

Doktor Bjelow saß auf dem Sofa, jenem Sofa, auf dem er einst mit seiner Frau gesessen hatte. Danilow war betroffen; er hatte den Doktor vor zehn Minuten rosig und munter, wenn auch aufgeregt hier sitzen sehen; jetzt saß ein gebrechlicher Greis vor ihm, mit grauem, verhärmtem, erloschenem Gesicht.

Auf dem Tisch lag der Brief. Danilow las ihn.

Der Doktor blickte stumpf auf Danilow. Der setzte sich

neben ihn und schwieg. Der Doktor atmete plötzlich heftig, seine Augen füllten sich mit Tränen, seine Hände scharrten hilflos über die Knie und den Polsterbezug des Sofas.

„Sie können sich nicht vorstellen", flüsterte er, „Sie können sich nicht vorstellen . . ."

Er wollte sagen, daß Danilow sich nicht vorstellen könne, was für ein Engel Sonjetschka gewesen war und was für ein Engel Lalja und was sie ihm, dem Doktor, bedeutet hatten. Aber er hatte nicht die Kraft für Worte. Seine Schultern zitterten, er schlug die Hände vors Gesicht und fing an zu weinen, schluchzend und stöhnend; die Tränen rannen unter seinen Fingern hervor und liefen ihm in die Ärmel; er fing sie mit schlotternden Lippen auf, schluckte sie und würgte an ihnen.

Und wieder sagte Danilow nichts und saß nur gerade, blaß, mit funkelnden Augen da. Als er aber sah, daß der Doktor sich nicht beruhigte, ging er in den Gang und rief Schwester Faina. Faina brachte Brom und Luminal. Zu zweit überredeten sie den Doktor, einen Schluck zu machen, und saßen bei ihm, bis der Schlaf ihn übermannte. Dann gingen sie. Als Faina aus dem Abteil des Doktors trat, weinte sie.

„Ich würde alles hergeben, um ihm zu helfen", sagte sie.

„Und ich möchte in diesem Augenblick mit eigenen Händen wenigstens einen von diesen Hunden erwürgen, die uns all das antun", sagte Danilow.

Nachts nahm der Zug in R. die Verwundeten auf. Doktor Bjelow wurde nicht geweckt. Danilow erklärte, der Chefarzt des Zuges sei krank, und unterschrieb die Aufnahmepapiere gemeinsam mit Suprugow.

Am anderen Morgen aber ging er zu dem Chef und

meldete ihm, daß Nr. 20 im sechsten Wagen — unbedeutende Fußverletzung und Quetschung — unerträglich launenhaft sei, alle fünf Minuten nach dem Arzt rufe, ein Vollbad verlange, die Nachbarn nicht zur Ruhe kommen lasse, so daß man nicht wisse, was man mit ihm anfangen solle; es wäre gut, wenn der Chef selbst zu ihm gehen wollte.

Der Doktor verstand von all dem nur — daß er irgendwohin gehen sollte. Er zog sich den Kittel an und schleppte sich durch die Wagen.

Er wankte von einem Abteil zum anderen und blickte jedem Verwundeten gespannt ins Gesicht, als wolle er etwas sehen, was er um jeden Preis sehen mußte.

Schwester Faina und Schwester Smirnowa gingen hinter ihm her. Die Smirnowa reichte ihm die Krankenkarten. Der Doktor nahm sie mit demselben Ausdruck gespannten Ernstes und las die Epikrise. In einigen Fällen erschien ihm die nicht erschöpfend, dann las er die ganze Krankheitsgeschichte.

Er fürchtete, nicht das zu lesen, was dort geschrieben stand, und nicht das zu tun, was er tun mußte. Er fürchtete, für immer zu verlernen, wie man Menschen heilt, wie man denkt, wie man liest. Die Welt rückte fort; sie verlor ihre Laute, ihren Geruch, ihre Greifbarkeit. Das war ganz natürlich; ließ es sich denn denken, daß die Welt dieselbe blieb, wenn Sonjetschka und Lalja nicht mehr auf ihr waren?

Aber je länger der Doktor von Wagen zu Wagen ging, um so stärker wurde seine Aufnahmefähigkeit für das, was sich rings um ihn abspielte. Die Worte, die in den Epikrisen standen und die von den Menschen rings um ihn gesprochen wurden, fanden schneller den Weg zu seinem Bewußtsein und erweckten die Gedankengänge, die sie erwecken sollten.

Seine Aufmerksamkeit konzentrierte sich gewohnheitsgemäß auf die gewohnten Gegenstände, und diese Gegenstände nahmen wieder ihre früheren Eigenschaften an. Die Stimmen kamen nicht mehr wie aus weiter Ferne und waren nicht mehr so einförmig, sondern erklangen neben ihm. Jede Stimme hatte ihre eigene Klangfarbe. Gipsverbände und Binden strömten den ihnen eigenen unangenehmen Geruch aus. Das Stethoskop trug die bekannten Geräusche an sein Ohr. Diesen Patienten da mußte man in den Isolator legen, er hatte Symptome einer beginnenden Pneumonie in der rechten Lunge.

Die Welt wollte weiterleben wie früher, obwohl Sonjetschka und Lalja nicht mehr da waren. Das war unfaßbar und entsetzlich, aber der Doktor konnte nichts dagegen tun. Er selbst lebte. Er wollte den launischen Patienten sehen, über den Danilow Meldung erstattet hatte.

Nr. 20 erwies sich als kräftiger Mann von etwa dreißig Jahren, mit krausem Haar und roten Wangen. Er hatte das Hemd abgeworfen und wälzte sich, bis zur Hüfte nackt, auf den zerknüllten Bettüchern hin und her. Sein Rumpf war rosa, die Schultern rund und weibisch. „Lutochin, Iwan Mironowitsch", las der Doktor in der Krankenkarte.

„Was fehlt Ihnen?" fragte er.

Lutochin klagte über Hitze.

„Mir ist immerfort heiß", sagte er. „Im Lazarett hab' ich Bäder bekommen, nur das hat mich erfrischt."

Und er begann laut und theatralisch zu stöhnen, wobei er den Kopf zurückwarf und die Augen verdrehte.

„Na, na", sagte Faina, „tut es wirklich so weh?"

„Ich kriege keine Luft", stöhnte Lutochin.

Der Doktor sah sich die Krankheitsgeschichte an. Lutochin war verwundet und unwesentlich gequetscht. In den letzten zwei Wochen hatte er keine Anfälle gehabt. Die Wunden verheilten normal. Im Lazarett hatte man ihm Bäder verordnet, weil man bemerkt hatte, daß dies günstig auf seine Stimmung wirkte.

„Wir haben keine Badewanne", sagte der Doktor. „Eine Dusche, gern! Sie können auch Waschungen haben."

„Was zum Teufel brauche ich eine Dusche?" schrie Lutochin und stieß einen Fluch aus. „Ich will in die Wanne steigen und darin sitzenbleiben, der Teufel soll euch alle holen!"

Und er stöhnte noch lauter.

„Halt den Mund, du Simulant!" sagte jemand vom oberen Bett. „Genosse Doktor, was plagen Sie sich mit ihm ab? Er simuliert doch nur!"

Der Doktor befahl, die Temperatur zu messen. Lutochin hatte 37,1.

„Sehen Sie!" sagte Lutochin, bösartig triumphierend.

Die Untersuchung zeigt eine gewisse Erhöhung des Blutdrucks, verminderte Reaktion der Pupillen auf Lichtwirkung und unreine Atmung, wie sie für passionierte Raucher charakteristisch ist.

„Appetit gut", sagte Faina, „Stuhlgang normal."

„Ich versichere Ihnen, es ist nichts Schlimmes", sagte der Doktor zu Lutochin. „Sie müssen sich für die paar Tage der Fahrt mit Geduld wappnen. Im Lazarett werden Sie wieder Ihre Bäder bekommen und die Hitze leichter ertragen."

Lutochin sprang auf und stieß eine Flut von Schimpfworten aus.

„Leise, leise", sagte der Doktor, „es sind doch Frauen hier."

Er ging weiter.

„Wohin rennen Sie?" brüllte Lutochin. „Lassen Sie mir eine Dusche machen!"

„Eine Dusche", sagte der Doktor, und Faina und die Smirnowa schrieben auf: „Eine Dusche für Nr. 20."

„Totquälen kann er einen", sagte Faina.

Die Dusche war bald fertig, ungefähr nach zwanzig Minuten. Aber als die Smirnowa Lutochin holen wollte, stellte sich heraus, daß er schlief.

„Er schnarcht", sagte der Nachbar. „Gleich als sie weg waren, schlief er fest ein. Tanzen Sie nicht so viel um ihn herum — es wird ihm nur gut tun."

Lutochin schlief, das Gesicht ins Kissen gepreßt. Man sah den Rand seiner rosigen Wange und das Ohrläppchen, das aussah wie eine Kirsche.

„Soll er schlafen", sagte die Smirnowa und ging.

Das war gegen elf Uhr vormittags. Kurz vor dem Mittagessen aber kam Faina verstört zu Doktor Bjelow gelaufen und meldete ihm, daß Lutochin gestorben war.

Er starb an Bluterguß ins Gehirn.

Bis dahin hatte es im Zug noch keinen Todesfall gegeben, außer jener schwerverwundeten Frau aus Pskow, die auf dem Operationstisch gestorben war. Aber die hatte man schon als Sterbende auf den Tisch gelegt.

Lutochins Tod hinterließ einen düsteren Eindruck. Alle hatten ein Gefühl der Schuld, obgleich niemand schuld war. Dieser Tod gehörte zu jenen Fällen, die die Wissenschaft noch nicht voraussehen und noch nicht verhüten kann. Quetschungen führen manchmal zu so unerwarteten

Effekten. Der Tod ist schlau, er maskiert sich, er versteckt sich im Körper des Kranken, und plötzlich packt er ihn an der Kehle und bleckt triumphierend die Zähne.

„Aller Wahrscheinlichkeit nach", grübelte Doktor Bjelow gequält, „hätten wir ihn gar nicht erst aus dem Lazarett übernehmen sollen. Möglicherweise hat das Rütteln des Zuges zu der Gehirnblutung geführt, die den plötzlichen Tod hervorrief. Wer konnte das voraussehen? Seit zwei Wochen hatte er keine Anfälle, und er machte den Eindruck eines gesunden Menschen. Aber vielleicht bin ich doch schuld?" dachte er und bemühte sich, in allen Einzelheiten zu rekonstruieren, wie er Lutochin untersucht hatte. „Ich habe mich durch die günstigen äußeren Anzeichen täuschen lassen und irgendein sehr wesentliches ungünstiges Anzeichen außer acht gelassen und nichts unternommen ... Ja, ich habe nicht genug beachtet, daß seine Pupillen schlecht auf das Licht reagierten. Ich habe es bemerkt, ich entsinne mich sehr gut, aber ich habe nichts unternommen." Der Doktor begriff, daß er keine radikalen Maßnahmen hatte ergreifen können, daß der Fall selten, kompliziert und tückisch war und daß ihn höchstens ein genialer Mediziner und auch der nur durch Intuition, durch höhere Eingebung verhütet hätte ... Und dennoch quälte den Doktor das Gewissen.

„Wahrscheinlich hatte er Frau und Kinder", dachte er, „Frau ... Kinder ... Und jetzt sind sie Waisen, weil ein alter, völlig untauglicher Arzt nicht genügend auf den Pupillarreflex geachtet hat. Wenn ich einen Kummer habe", dachte der Doktor, „warum sollen andere leiden? Warum müssen Lutochins Frau und Kinder wegen meines Kummers leiden? Das ist ungeheuerlich! Wenn das bestraft würde,

müßte ich selbst hingehen und sagen: richtet mich, ich habe ein Menschenleben zugrunde gehen lassen, weil ich Kummer hatte; durch meine Schuld starb der Soldat Lutochin, Iwan Mironowitsch... Alle sagen, ich sei gänzlich schuldlos, es sei einfach ein Unglücksfall. Wenn ich die Überzeugung gewinnen könnte, daß ich wirklich schuldlos bin, wie schön wäre das, welche Erleichterung!" dachte er.

Und auf dem Tisch, unter der Glasplatte, lag der Brief seines alten Bekannten und Kartenpartners, der ihm mitteilte, daß Sonjetschka und Lalja bei einem der ersten Luftangriffe auf Leningrad im September 1941 von einer Bombe getötet worden waren.

IV

ERINNERUNGEN

Im Herbst 1942 kam die deutsche Armee bis Stalingrad. Es setzten jene Kämpfe ein, die fünf Monate lang die Aufmerksamkeit der Welt fesselten.

Zuerst war da die Angst, die Deutschen könnten zur Wolga durchbrechen. Dann keimte die Hoffnung auf, daß dies nicht geschehen werde. Dann erwuchs die Gewißheit, daß Stalingrad jene Markscheide war, die zu überschreiten den Deutschen niemals gelingen konnte und von der aus die Rote Armee den Feind nach Westen treiben und das Sowjetgebiet von den Eroberern befreien sollte.

Auf den Leerfahrten rief Danilow jetzt täglich zweimal die Leute zusammen, morgens und abends, und sprach mit ihnen den Heeresbericht durch. Es handelte sich dabei immer

wieder hauptsächlich um Stalingrad; alles andere trat zurück. Wo Platz in den Wagen war, ließ Danilow Tafeln mit Zeitungsausschnitten aufstellen. Stalingrad beherrschte die Köpfe und Gemüter, Stalingrad wurde Synonym für die Hoffnung aller, für das Näherrücken des leuchtenden Zieles, für den Morgenschimmer des jungen Tages.

Die zum Felddienst tauglichen Männer verließen den Zug; sie wurden in die kämpfende Armee eingereiht. Danilow bekam keine Abberufung. Er dachte an den Brief aus dem Zentralkomitee und schwieg.

Die Mädchen traten freiwillig in die Rote Armee ein. Viele von ihnen hatten in dem Lazarettzug gelernt, mit Gewehr und Maschinengewehr umzugehen.

Es wunderte Danilow nicht, als sich Lena Ogorodnikowa freiwillig meldete. Aber als er in einem Pack von Gesuchen die Unterschrift der dicken Ilja entdeckte, stieß er vor Staunen einen leisen Pfiff aus — schließlich hatte sie noch vor einem Jahr mehr tot als lebendig vor Angst in einem Granatloch gesessen...

Er hörte sich gern an, worüber man im Zug sprach. Das Hören war ihm ein größeres Bedürfnis geworden als das Sprechen.

Die Leute hatten sich daran gewöhnt, daß der Kommissar leise herankam, sich zu ihnen setzte, ungeschickt und wortlos eine Machorkazigarette drehte — er hatte seit kurzem angefangen zu rauchen —, eine oder zwei Minuten zuhörte, aufstand und fortging.

„Er hat alles satt", sagte Suchojedow, „uns hat er satt, und unsere Gespräche hat er satt. Schau ihn dir an — ein so junger Mensch, der braucht doch Spielraum."

„Und wer hätte es nicht satt?" fragten die anderen.

Sie irrten sich. Für ihn waren sie weit interessanter als früher.

Julia Dmitrijewna sprach mit Suprugow; sie trennte dabei etwas Gestricktes auf und wickelte die Wolle zu riesigen Knäueln.

„Wie dem auch sei", sagte sie, „wir haben sie zum Stehen gebracht. Erinnern Sie sich an Pskow. Dort hatte unser Widerstand einen ganz anderen Charakter. Entsinnen Sie sich? Unsere Truppen zogen sich vor unseren Augen zurück ... Sie haben mich sogar als erster darauf aufmerksam gemacht ... Aber jetzt fühlt man, daß wir diese Schlacht gewinnen. Offenbar ist das das Ende ihres Vormarschs. Ich kann mir denken, was sich dort in den Straßen und Häusern abspielt ..."

Man hörte ihrer Stimme das Bedauern an, daß sie nicht dort war, in den Straßen und Häusern von Stalingrad ...

Am interessantesten redete Krawzow.

„David war zuerst ein Hirt", erzählte er Nadja. „Ein Knabe noch, tötete er den Riesen Goliath mit einem Stein aus der Schleuder."

„Aus was für einer Schleuder?" fragte Nadja.

„Nun, aus so einem Gerät, mit dem die Jungen Steinchen schießen. Dafür haben ihn dann die Juden zu ihrem König gemacht."

„König? Hatten denn die Juden Könige?"

„Mein Gott, bist du dumm!" seufzte Krawzow. „Außer dem kleinen Einmaleins weißt du doch gar nichts ..."

Schweigen. Dann ließ sich wieder die bedächtige Stimme Krawzows vernehmen:

„Die Juden hatten berühmte Könige. Die waren Herrscher und Propheten, Dichter und Richter. Vor Jahrtausenden schrieb König David Worte, bei denen einem heute noch das Herz höher schlägt. Er schrieb: ‚Die Wahrheit sei deine Waffe!' Begreifst du so etwas? Keine Haubitze, sondern die Wahrheit! Dabei hat er aber den Goliath mit der Schleuder getötet. Also hat er gewissermaßen auch die Haubitze anerkannt, hat aber gleichzeitig doch gelehrt: ‚Die Wahrheit sei deine Waffe!' Mit anderen Worten, ohne Wahrheit und Haubitzen richtet man keinen Pfifferling aus. Und dann hat er noch gesagt: ‚Friede herrsche in deinem Reiche'. Nicht im Krieg liegt das Glück, sondern im Frieden. Und der Krieg ist nur der Weg zum Frieden ... Aber was verstehst du schon davon?"

„Bei uns in der Schule", sagte Nadja, „hat ein Junge einem anderen mit so einem Schnipper beinah einmal ein Auge ausgeschlagen ..."

Einmal — es war zu Beginn des Winters — blieb der Lazarettzug vierundzwanzig Stunden lang im Labyrinth der Zufahrtsgleise vor Moskau stecken. Sie waren auf Leerfahrt. Danilow erlaubte der Mannschaft, ein Kino zu besuchen, und ging selbst mit.

Das Kino befand sich in einem kleinen Eisenbahnerklub, der mit roten Tuchstreifen behangen war. Darauf standen Losungen, die der Herbstregen schon halb weggewaschen hatte. Im Saal saßen hauptsächlich Jungen. Sie benahmen sich anspruchsvoll und polternd. Alle zehn Minuten brach ein fürchterliches Pfeifen, Trampeln und Johlen aus.

„Genauer einstellen! Genauer einstellen!"

Es lief eine Kriegswochenschau und hernach ein Film, der ebenfalls im Krieg spielte. Der Held, ein junger Mann,

war hübsch wie auf einem Plakat, desgleichen sein Mädchen. Sie vollbrachten Heldentaten, aber dann geriet das Mädchen den Deutschen in die Klauen und wurde von den faschistischen Henkern zu Tode gequält. Alle wußten, daß die Deutschen auf der Leinwand keine richtigen Deutschen waren, aber das alles war so aktuell und nahe — die Heldentaten, der Haß gegen die Deutschen, das hübsche Mädchen, das sein Leben für das Vaterland opferte —, daß ein jeder klopfenden Herzens den Vorgängen auf der Leinwand folgte. Das Gebrüll der Jungen: „Du Pfuscher du! Genauer einstellen!" erreichte übrigens gegen Schluß der Vorstellung seinen Höhepunkt ...

Als sie aus dem Kino kamen, schneite es. Große Flocken fielen sacht auf die Gleise. Verweinte Sanitäterinnen gingen in kleinen Grüppchen und sprachen aufgeregt durcheinander. Dann kamen Julia Dmitrijewna und Faina an Danilow vorbei; Sobol holte sie ein und rief im Diskant:

„Ach, Ritter, es war die Faina!" und hängte sich in die Oberschwester ein.

Danilow ließ alle an sich vorbeigehen und schlenderte gemächlich hinter ihnen her, die Hände in den Manteltaschen, das Gesicht den feuchten Flocken dargeboten.

Was für einen Film man auch sah, was für ein Buch man auch las, überall Liebe und nochmals Liebe! War das wirklich im Leben so, war die Liebe tatsächlich ein notwendiger Faktor in jedem Menschenleben? Man brauchte doch nur ihn anzusehen — er lebte ohne Liebe, und wer hätte sagen können, daß es ihm schlecht ging? Jeder Tag war ausgefüllt — ganz ohne alle Liebe ...

Er hatte einmal geliebt; daraus war nichts geworden; er hatte sich zusammengerissen und kam seither ohne Liebe aus.

Er war damals ein genau so junger Bursche wie der auf der Leinwand. Nur nicht so schön und auch nicht so zielbewußt.

Eine großartige Sache war doch die Jugend! Man freute sich, wenn man daran zurückdachte. Ein wenig peinlich war einem zumut, ein wenig wehmütig ... und doch froh. Nun gut! Er, der reife Mann, war schließlich für den blutjungen Burschen nicht verantwortlich, der vor einem Vierteljahrhundert in seiner Haut gesteckt hatte.

Jetzt hatte er schon drei falsche Zähne, und seine Schläfen waren fast grau. Sechs oder sieben Jahre war es her, seit er zum letztenmal ihr Bild aus dem Kuvert genommen ...

Das Bürschlein von damals hatte sich albern betragen. Es hatte auch kein Glück gehabt. Und doch mußte man ihm dankbar sein für diese peinlichen, bitteren, frohen Erinnerungen.

Als Danilow fünfzehn Jahre alt war, wurde in dem Dorf, in dem er geboren war und lebte, eine Zelle des Komsomol gegründet.

Ein schmächtiger Junge in riesigen „Tank"stiefeln kam auf einem Postwagen aus der Stadt angefahren. Er rief die Jungen und Mädel in der Schule zusammen, sprach schrecklich lange und hitzig und schrieb dann alle, die es wünschten, in den Komssomol ein.

Danilow trat weniger um der Sache selbst willen bei als vielmehr den Müttern zum Trotz. Die Mütter waren alle zusammengelaufen; sie standen vor der Tür im Vorbau und riefen ihren Sprößlingen teils laut, teils leise zu: „Mischka! Tanjka! Nach Hause! Hast du nicht gehört?" Danilow war stolz, daß seine Mutter nicht dabei war. Als er heimkam, erklärte er:

„Ich bin jetzt Jungkommunist."

Die Mutter sagte:

„Du hättest dir wenigstens ein sauberes Hemd anziehen können, wenn du zu einer Versammlung gehst; paß auf, die Städter haben dich gewiß bekrittelt."

Und von nun an mischte sie sich nie mehr in seine Angelegenheiten, ebenso wie der Vater — abgesehen von einem Fall. Sie glaubten, daß sie durch ihr eigenes ehrenhaftes Leben dem Sohn ein gutes Vorbild gegeben hätten und daß der Sohn weder sich noch sie jemals in Schande bringen werde, welchen Weg er auch einschlagen mochte.

In ihrem Haus war man an freundlichen Umgang mit Menschen gewöhnt, an wortkarge, leise geführte Gespräche und immerwährende Arbeit. Danilow konnte sich nicht entsinnen, seinen Vater oder seine Mutter jemals betrunken, streitend oder müßig gesehen zu haben. Sein Vater besaß eine kleine Schmiede. Er war gottesfürchtig, aber man konnte ihm auch am Ostersonntag ein Pferd zum Beschlagen bringen; er band sich die Lederschürze vor und ging in die Schmiede.

„Gott nimmt die Arbeit nicht krumm", pflegte er zu sagen.

Er verstand etwas vom Tischler- und Schlosserhandwerk, war kein schlechter Sattler, konnte Fischnetze knüpfen und galt als einer der besten Schnitter im Landkreis. In alten Zeiten hatte er sich bei den Gutsherren zur Mahd verdungen, und noch im Alter zog er sich während der Mahdzeit ein weißes Hemd an, rasierte sich, schliff die Sense und ging in den Sowchos mähen; er war ein Künstler in seinem Fach und hatte es gern, wenn man ihm bewundernd zusah.

Danilow hatte mehr als die Hälfte seines Lebens fern

von den Eltern gelebt und sah den Alten sehr selten. Aber für immer blieb ihm die Liebe zur Arbeit und der Wunsch, seine Arbeit so zu machen, daß achtbare Menschen sagten: „Gut gemacht!" Ein unschätzbares väterliches Erbe . . .

Die Mutter brachte ihm das Kochen, Stopfen und Waschen bei.

„Bist du erst Soldat, kommt dir's zustatten", sagte sie.

Als er ganz klein war, liebkoste sie ihn manchmal, später nicht mehr. An ihre Küsse konnte er sich nicht entsinnen; er ließ auch keine Totenmesse lesen, als sie starb, bewahrte ihrem Andenken aber für alle Zeit eine andächtige Verehrung.

Die Revolution kam. Mit ihr kamen neue Worte und Begriffe. Er wurde Jungkommunist. Aber sein Leben änderte sich wenig — das Dorf lag neunzig Kilometer abseits von der Eisenbahn.

Die Post brachte Bücher für die Komssomolzelle. Die Jungen lasen sie; daß sie sie gut verstanden, konnte man nicht behaupten. Niemand war da, der ihnen etwas erklären konnte. Manchmal zeigte sich der magere Genosse aus dem Gouvernementskomitee im Dorf, er hatte jetzt schon ein kleines Schnurrbärtchen. Er hielt Vorträge, nach denen einiges klarer wurde, aber längst nicht alles. Des Sonntags zogen sich die Jungkommunisten — es waren ihrer vier — reine Hemden an und gingen zum Gottesdienst. Sie beteten nicht, sondern sahen sich die Leute an. Mehr Leute als hier gab es nirgends zu sehen. Einmal war Danilow Brautführer bei einer Hochzeit und hielt die Brautkrone über dem Kopf des Bräutigams. Auch der Bräutigam war Jungkommunist, aber er ließ sich in der Kirche trauen, sonst hätte die Braut nicht „ja" gesagt.

Das alles änderte sich, als die alte Schulmeisterin — so nannte man die Lehrerin im Dorf — pensioniert wurde und eine neue ankam.

Die neue hieß Faina. Sie war blutjung, kaum über die zwanzig. Schön, mit einem dicken, straff geflochtenen Zopf, der ihr in hohem Kranz um den Kopf lag.

„Weiß der Teufel, was ihr hier treibt!" sagte sie zu den Jungkommunisten. „Ich hätte euch längst die Mitgliedsbücher abgenommen."

Sie verlangte, daß der Dorfsowjet eine neue Hütte neben der Schule errichte. Der Dorfsowjet wollte nicht. Sie fuhr in die Kreisstadt, und aus der Kreisstadt kam eine Weisung — die Hütte mußte gebaut und in ihr ein Klub eingerichtet werden. Faina brachte aus der Kreisstadt zwei Kisten mit Büchern und fing an, abends in der Schule vorzulesen.

Zuerst kamen nur die Schulkinder zu diesen Leseabenden, dann stellten sich nach und nach auch die Erwachsenen und sogar die alten Leute ein. Es gefiel ihnen, wie die Schulmeisterin vorlas. Sie hatten so etwas noch nie gehört. Sie beugte sich zu der Petroleumlampe vor, krümmte behaglich den Rücken unter ihrem grauen, wollenen Schultertuch und begann mit leiser Stimme. Sie las gleichmäßig, fast gleichmütig. Aber bald fing sie Feuer. Ihr Gesicht wurde immer heißer, und die jungen Augen blitzten unter den halbgesenkten Wimpern. Wenn die Erregung sie packte, las sie abwechselnd laut und flüsternd, warf das Tuch ab, stieg mit den Knien auf den Stuhl und stützte die glühenden Wangen auf beide Hände. Und manchmal, wenn die Zuhörer von fremdem Leid ergriffen seufzten, kam es vor, daß auch von ihren Wimpern eine helle Träne über die Wange tropfte und schimmernd in das offene Buch fiel ...

Zum erstenmal erlebte Danilow, wie mannigfaltig schön und anziehend ein Mensch sein kann. Er konnte von diesem schönen Menschen den Blick nicht losreißen. Auch er wollte sein wie sie. Er begriff, daß ihm vieles dazu fehlte. Wie gut sie zum Beispiel las: bei keinem Wort stockte sie! Die verschiedenen Personen gab sie mit verschiedenen Stimmen wieder. Das Komische kam bei ihr noch komischer und das Traurige noch trauriger heraus — weinen hätte man mögen ... Nun, und? Sie war älter als er; sie war sehr gebildet; sie hatte viel gelernt, was er seinen Jahren nach noch nicht lernen konnte. Wer war sie? Ein einfacher Mensch, genau so wie er. Ihre Filzstiefel waren voller Flicken, und sie trug ein Tuch wie seine Mutter. Sie hat etwas gelernt und ist ein Mensch geworden, dachte er. Er wollte auch etwas lernen und ebenso ein Mensch werden wie sie.

„So stolz und schön, gleich dem Pfau anzusehn", las sie im murmelnden Singsang. „Der Worte Klang, wie Bächleins Sang ... Ein Silbermond im Haare dicht, die Stirn erstrahlt im Sternenlicht."

„Du bist selbst ein Pfau, Frau Schwanenkönigin", dachte er hingerissen, „du mein Bächleins Sang, du mein Sternenlicht ..."

Faina verteilte Bücher an die Jungkommunisten und sagte, sie müßten jetzt Bücherausträger werden. Danilow ging von Hütte zu Hütte und beredete die Leute, zu lesen. Dann erklärte Faina, sie werde nun einen Theaterzirkel gründen, und übte mit den Jungkommunisten ein Stück ein. Es war ein revolutionäres Stück, das von dem alten Leben handelte, von Grafen und Fürsten. Sie hatten nur wenig Burschen in dem Zirkel, aber dafür viele Mädchen. Die Mädchen wollten keine Männerrollen spielen. Um ihnen ein Beispiel zu geben,

übernahm Faina die Rolle des alten Fürsten, eines Tyrannen und Würgers, eines Herrn vieler Leibeigener. Ein wundervoller grauer Bart aus Werg wurde für sie angefertigt, der gut für Gott Zebaoth gepaßt hätte. Aber im letzten Augenblick tat es Faina leid, ihr Gesicht durch den Bart zu entstellen, und sie malte sich mit einem angebrannten Propfen ein Bärtchen und einen Schnurrbart. Und so kam es, daß der alte Fürst beträchtlich jünger aussah als seine leibliche Tochter — eine tränenreiche Witwe, die ins Kloster gehen wollte — und viel fraulicher und anmutiger war als alle die jungen Gräfinnen und Prinzessinnen. Er gefiel dem Publikum weitaus am besten; man klatschte ihm Beifall und trampelte sogar vor Vergnügen, trotz seiner furchtbaren Grausamkeit.

Der Erfolg der Aufführung war durchschlagend. Der Zirkel wuchs in die Breite. Die Eltern, die sahen, daß sich die jungen Leute bei der jungen kommunistischen Schulmeisterin anständig aufführten, keinen Unfug trieben, sondern die Nase in die Bücher steckten, schickten nun selbst ihre Kinder hin. Die Jugend versammelte sich bei ihr in den Abendstunden, wenn die Tagesarbeit beendet war. Und Danilow dachte jeden Tag vom frühen Morgen an, unter welchem Vorwand er einmal rasch in die Schule laufen könnte. Ein- oder zweimal kam er sogar während des Unterrichts. Faina verbot es ihm streng, sogar schroff. Aber er konnte keine Stunde leben, ohne sie zu sehen. In der Arbeit wurde er träge: die Arbeit lief ihm schließlich nicht davon, aber auf einen Augenblick zu ihr gehen, nachschauen, was sie machte, hören, was sie sprach...

Wenn sie in die Kreisstadt fuhr, vertrauerte er den Tag in sehnsüchtiger Erwartung und zählte die Stunden bis zu ihrer Rückkehr. Wenn er sie sah, erstrahlte alles in Licht

und Wärme und erlangte Sinn, Reiz und Kraft. Anders klangen nun die Lieder, bedeutsamer wurde jedes Wort. „Wanjka hat sich in die Schulmeisterin verschaut", kicherten die Kameraden. Er glaubte ihnen nicht.

Was verstanden die schon! Er bewunderte Faina einfach und wollte werden wie sie. Verliebt! ... Sie war himmelhoch, unerreichbar ... Hätte ihm jemand gesagt, daß sie eine ganz gewöhnliche jungkommunistische Lehrerin war, wie das Land ihrer viele hatte, er hätte sich mit den Fäusten auf diesen Menschen gestürzt.

Er stand im achtzehnten Jahr und war ein hochgewachsener, breitschultriger Bursche mit kräftigen Armen, einen Kopf größer als Faina. Die Haut in seinem Gesicht war zart und weiß, und auf der Lippe sproßte der erste lichte Flaum.

Seit geraumer Zeit ermattete ihn jene Kraft, die er in sich spürte. Er trug seinen Körper wie eine schwere Last. Plötzliche Nachdenklichkeit konnte ihn packen, die mit Ausbrüchen einer kälberhaften Ausgelassenheit abwechselte. Ganz mir nichts dir nichts fing die Mutter eines Tages ein Gespräch über das Heiraten mit ihm an.

Sie sagte, daß ihre Kräfte schon zu Ende gingen, daß sie nicht mehr lange zu leben habe, sie fühle es — sie litt an einer Frauenkrankheit, derentwegen ihr auch nach Iwan die Kinder versagt waren. Sie sähe es gern, wenn eine gute Schwiegertochter ins Haus käme: die könnte ihr aufwarten, ihr die letzten Tage erleichtern und ihr die Augen zudrükken. Eine solche Schwiegertochter, der sie leichten Herzens das Haus hinterlassen könne.

Natürlich sei Iwan heute noch zu jung zum Heiraten. So

an die zwei Jährchen könnte man gut noch warten. Aber ein geeignetes Mädchen solle er sich jetzt schon aussuchen... Er unterbrach sie, unerwartet frech, und fragte mit einem bösen Lächeln:

„Auf wen spielen Sie eigentlich an, Mutter?"

Er wußte, auf wen sie anspielte: auf Dussja Kassatkina, die Müllerstochter. Man hänselte ihn schon genug mit dieser Dussja — sie starb ja vor Liebe zu ihm, tuschelte man. Was hatte er mit der zu schaffen? Warum sollte er sich mit der einlassen, in zwei Jahren oder in zehn?

Die Mutter war gekränkt, erstens weil er so unehrerbietig unterbrochen hatte, und dann wegen des Wortes „anspielen", das ihr beleidigend vorkam. Sie sagte:

„Gott sei Dank habe ich nicht die Gewohnheit, Wanja, daß ich ‚anspiele'. Aber du sollst wissen, daß sie um deinetwillen schon zwei Körbe ausgeteilt hat. Ein gutes Mädchen ist sie, und zu arbeiten versteht sie."

Er nahm die Mütze und ging aus der Hütte. Die Mutter konnte sich nicht enthalten, ihm nachzurufen:

„Wohin? Zur Schulmeisterin?"

Und als die Tür ins Schloß fiel, sagte sie bitter:

„So ein Unglücksjunge."

Seine Füße trugen ihn zur Schule. Winterliche Abendschatten lagen über dem Dorf. Die Fenster der Schule waren heute dunkel; sonst brannte um diese Zeit schon die Lampe in dem großen Klassenzimmer... War sie weggefahren? Sein Herz schien stillzustehen.

Die Kameraden aus dem Komssomol kamen ihm entgegen. Sie sagten ihm, daß heute keine Probe und auch kein Leseabend sein werde, die Schulmeisterin sei krank und liege im Bett. Er hörte sie an und ging seines Wegs. Zu ihr! Sie

riefen ihm etwas nach, er hörte nichts. Seine Lippen zitterten.

Er stieg die Stufen hinauf, auf denen zertretener Schnee lag, ging durch den dunklen Flur, an den halbdunklen leeren Klassenzimmern vorbei und riß die Tür auf, ohne anzuklopfen.

Faina lag angekleidet auf dem Bett, das Gesicht zur Wand gekehrt, und fuhr erschrocken hoch.

„Wer ist da?"

„Ich", antwortete er.

„Wanja Danilow? Was willst du? Heute ist keine Probe."

„Ich weiß. Ich komme bloß so."

Warum war er hergekommen? Vielleicht, um ihr zu sagen: „Ich mag nicht heiraten. Ich will niemanden haben, nur dich. Ich will bei dir sein. Erlaub mir, immer bei dir zu bleiben!" Und nun war er da und stand wie ein Holzklotz neben der Tür. Und wenn sie ihm gesagt hätte, er solle nach Hause gehen, er hätte bittere Tränen vergossen...

Vielleicht verstand sie das. Sie sagte:

„Ich bin so erschrocken, als du hereinkamst. Ich war ein bißchen eingeschlafen. Mir hat etwas geträumt..." Sie dehnte sich wohlig und seufzte geradezu vor Behagen. „Zünd die Lampe an. Dort auf dem Tisch. Die Streichhölzer liegen auf dem Wandbrett. Nimm doch die Mütze ab. Euch bringt man nichts bei... euch Dorfjungen."

Er nahm die Mütze ab und zündete die Lampe an; dabei erschien er sich unbeholfen, nichtig und gänzlich uninteressant, und dennoch kam ihm nicht einmal der Gedanke, wegzugehen.

Faina setzte sich auf dem Bett auf und steckte den lose hängenden Zopf am Hinterkopf hoch. Sie wickelte ihn wie

eine Schlange um den Arm; die kleinen Kämme hielt sie derweil zwischen den Zähnen. Ihre Arme waren bis zum Ellbogen entblößt; sie waren rund, fest und selbstsicher. Die Beine staken in drolligen, rot und blau geringelten Strümpfen. Eine rosige kleine Zehe guckte aus einem Löchlein im Strumpf hervor.

„Was schaust du mich so an?“ fragte sie mit einer Stimme, die vom Schlaf noch matt war. „Bist du hergekommen, um zu gaffen? Setz dich hin, du verstellst mir das Licht.“

Er setzte sich. Sie schlüpfte mit den Beinen in ihre ausgetretenen Filzstiefel, setzte sich ebenfalls an den Tisch und wickelte sich fester in ihr Wolltuch.

„Ich bin nämlich gar nicht krank, Wanja“, sagte sie nachdenklich. „Ich habe heute einen Brief bekommen, daß meine Großmutter gestorben ist. Ich habe diese Großmutter im ganzen dreimal gesehen, verstehst du; ich hab' sie kein bißchen lieb gehabt, und doch bin ich traurig. Ich weiß selbst nicht, warum. Nun habe ich gar keine Verwandten mehr, nur ganz entfernte: die Kinder von Tanten und Großtanten ... Von denen will ich aber nichts wissen! Das sind alles Krämer. Weißt du, Wanja: ein Mensch braucht überhaupt nichts mit Handel zu tun zu haben und kann doch ein Krämer sein. Und das sind eben solche Leute. Uns Kommunisten kann so einer nicht riechen. Auch die Großmutter konnte uns nicht riechen. Warum weine ich bloß über sie? Dumm bin ich!“ Sie lachte auf und wischte sich mit dem Tuchzipfel die Tränen ab. „Bloß mein Vater war ein guter Mensch. Er war Lehrer; die Weißen haben ihn erschlagen. Ich bin schon seit drei Jahren allein.“ Die Tränen liefen ihr wie ein Sturzbach über das Gesicht; sie stand auf,

„Ich bin heute ein bißchen durcheinander. Gleich werden wir Tee trinken. Ich gebe dir ein Buch, und du wirst die Bilder ansehen. Das ist interessanter als mich anzustarren.“

Sie legte ein dickes Buch vor ihn hin und ging. Er saß da, wagte nicht aufzustehen und blickte sich nur glücklich in dem Zimmer um.

Er war schon früher hier gewesen, aber immer mit anderen und nur für kurze Zeit. Und jedesmal hatte es sich ergeben, daß er am weitesten hinten stand und nichts richtig sehen konnte. Diesmal war er allein hier und alles bot sich seinen Blicken dar.

Es war ein kleines Zimmer mit Holzwänden, einem schmalen Bett, auf dem eine dünne Flanelldecke lag, einem Bücherbrett über dem Tisch und einem hängenden Wasserbehälter in der Ecke. Alle diese Sachen waren ärmlich und unpersönlich, für Danilow aber lebten sie ein unendlich liebes, bedeutsames Leben — in diesen Wänden atmete sie; hier schlief sie; dort wusch sie sich; an diesem Tisch korrigierte sie die Hefte; diese Bücher hatte sie durchgeblättert und gelesen ... Besonderes Interesse und besondere Rührung erweckten jene wenigen Dinge, die offenbar ihr gehörten und Danilow in ihr Leben blicken ließen: dort an der Wand, in dem kleinen polierten Rahmen mit den Bronzeecken das Bild eines hageren älteren Mannes in Russenbluse und Jacke — wahrscheinlich war das ihr Vater, obgleich er ihr nicht ähnlich sah. Und dort ein Fingerhut, ihr Fingerhut. Interessant, was sie wohl in dem Kästchen mit den goldenen Rosen aufbewahrte? Garntollen, Haarnadeln, Bänder? Über der Stuhllehne hing ihr graues Tuch, am Wandhaken ihre rosa Bluse, die sie an Feiertagen trug ... Liebe Gegenstände, traulich und bedeutsam wie sie selbst.

Er hörte ihre Schritte und schlug flink das Buch auf. Es war die Zeitschrift „Niwa" vom Jahre 1913. Man sah einen großen Eisberg, der auf der See schwamm, und einen kleinen Dampfer. „Der Untergang der ‚Titanic'", las Danilow. Faina kam mit dem Teekessel.

„Wieviel du schon durchgesehen hast! Und weißt du auch, wie die ‚Titanic' unterging?"

Sie erzählte ihm von der „Titanic", goß ihm Tee ein und weinte dann wieder ein bißchen über die Großmutter ... Er saß wie verzaubert da, starrte sie mit weit aufgerissenen Augen an, lauschte angespannt und ging erst, als sie ihm ins Gesicht sagte, daß es Zeit sei.

Tiefe Nacht war es, als er auf die Straße trat. Kein einziges Licht im Dorf. Stille, nur Tropfen fielen irgendwo. Er wandte sich um — hell leuchtete ihr Fensterchen.

Was tat sie, wenn sie allein war? Er trat an das Fenster heran und schaute vorsichtig hinein. Sie saß am Tisch, die Wangen auf die Hände gestützt und hing ihren Gedanken nach. Woran mochte sie denken? ... Sie stand auf; die Hand streckte sich nach dem Fenster, der weiße Vorhang wurde zugezogen; das Licht ward trübe; Faina hatte den Lampendocht herabgeschraubt.

Danilow trottete nach Hause. Er hätte lange, lange durch die einsamen Straßen wandern und an sie denken können.

Von da an kam er jeden Abend.

Sie empfand ihn nicht als Last. Sie steckte ihm ein Buch zu und tat weiter, was sie eben tat: korrigierte Schulhefte, las, stopfte Strümpfe, manchmal ging sie auch weg, und er saß indes wie eine Schildwache da.

Hätte ihn jemand gefragt, weshalb er da sitze, er hätte geantwortet:

„Weil es mir so gefällt."

Hätte man ihn gefragt: „Möchtest du sie küssen?" — er wäre entsetzt gewesen. Er hatte ihr noch nicht einmal beim Gutentagsagen und beim Abschiednehmen die Hand gedrückt.

Eines Tages war sie nicht zu Hause, als er kam. Die alte Schuldienerin sagte, Faina sei im Dampfbad und müsse bald kommen. Er ging in ihr Zimmer, zündete die Lampe an, schlug die „Niwa" auf und wartete.

Sie kam vergnügt und hochrot, und ein Geruch von Hitze und Sauberkeit ging von ihr aus, als sie zu ihm trat. Um ihren Kopf war ein Handtuch gewunden wie ein Turban.

„Ach, du bist schon da!" sagte sie. Sie hob die Arme, wickelte das Handtuch ab und warf den Kopf zurück. Das schwere feuchte Haar fiel ihr lang über Rücken und Schultern.

„Kämm es durch, Wanja", sagte sie und hielt ihm den Kamm hin.

Er kämmte gehorsam die schweren, von der Feuchtigkeit verklebten, kühlen Strähnen. Er nahm sie in seine Hände, und diese Feuchtigkeit und Schwere teilten sich seinen Händen mit. Seine Finger verwickelten sich in den seidenweichen kosenden Haaren und er konnte nicht verstehen, warum ihm die Hände zitterten.

Er stand hinter ihr, und vor ihm hing der Spiegel. In dem Spiegel sah er ihr frohes, schelmisches Gesicht ... Der Kamm fiel hin; er umschlang Fainas Schultern, beugte ihren Kopf zurück und küßte sie fest auf die Lippen. Und sie erwiderte seinen Kuß, ja, sie erwiderte ihn! Aber gleich darauf riß sie sich los und lachte ärgerlich.

„Na, so ein Junge!"

Er wußte nicht mehr, wie er plötzlich auf die Straße gekommen war. Die Mütze hatte er vergessen und lief barhaupt, fassungslos, aufgelöst. Ein Junge! Natürlich ein Junge, ein kleiner Junge, ein Dummkopf, ein frecher Dummkopf, wie hatte er es nur gewagt! ... Ja, aber warum verhöhnte sie ihn, warum ließ sie sich von ihm das Haar kämmen? Mit Absicht, natürlich. Warum hatte sie seinen Kuß erwidert? Er hatte es doch gefühlt und fühlte es auch jetzt noch, wie zärtlich, ganz zärtlich sich ihre weichen Lippen unter den seinen regten ... Sie hatte ihn mit Absicht wiedergeküßt, um ihn nachher verspotten zu können! Nein, nein! Ihre Augen hatten geglänzt; sie hatte ihn geküßt, sie hatte ihn geküßt!

„Was ist mit dir? Bist du betrunken?" fragte die Mutter hart und grämlich.

Er antwortete nicht, sondern kletterte, so schnell er konnte, auf den Hängeboden, wo er schlief. Dort saß er, ohne sich auszukleiden, schlang die Arme um die Knie und legte den glühenden Kopf darauf. In dieser Stellung schlief er ein, kurz vor Tagesanbruch. Aber auch im Schlaf sah er ihre leuchtenden Augen vor sich, und ihre weichen Lippen regten sich zärtlich unter den seinen.

Am anderen Morgen brachte ihm ein Schüler seine Mütze.

Er mußte so zittern, als wäre das nicht seine Mütze gewesen, sondern ein Brief von Faina.

Hinlaufen! ... Die Scham hielt ihn zurück ... Wie sollte er vor sie treten? Was konnte er sagen? Sie lachte gewiß, und er sollte vielleicht schweigen? Sich Bilder ansehen? Er wollte nicht länger schweigen und sich Bilder ansehen; er wollte sie küssen, er wollte immer bei ihr sein, neben ihr, in ihrer Stube!

Abends mußte er sie im Klub sehen und ihr das sagen ... wenn er den Mut aufbrachte.

An diesem Abend sollte der Klub eröffnet werden. Danilow kam zu spät, denn er konnte sich noch immer nicht klar werden, mit welchen Worten er ihr alles sagen sollte. Er ging nicht einmal hin, um den Vorhang anzunageln und die Plakate aufzuhängen wie alle andern Jungkommunisten; er ging nicht, denn er fürchtete, ihr zu begegnen.

Als er in den Saal kam, hatte die Festversammlung schon begonnen. Faina saß im Präsidium, neben dem Vorsitzenden des Dorfsowjets, und an ihrer anderen Seite saß ein unbekannter Mann in städtischer Kleidung — er war vom Gouvernementsexekutivkomitee zur Eröffnung des Klubs hergesandt worden. Man hielt Reden und klatschte Beifall.

Auch Danilow klatschte, verstand aber nichts. Er sah, wie stolz und sicher sich Faina benahm, wie schön sie war — und weiter sah er nichts. Er wollte ihren Blick auffangen, aber sie schaute kein einziges Mal zu ihm hin. Nach der Versammlung begann der Tanz. Die Bänke wurden an die Wand geschoben, der Harmonikaspieler — es war der Sohn des Popen — schwenkte die Arme, und die Paare drehten sich im Kreis ... Danilow faßte sich schon beinahe ein Herz, auf Faina zuzutreten, aber da sah er, daß sie mit dem Mann aus der Stadt an ihm vorbeiflog.

Danilow konnte keinen Walzer tanzen. Er drückte sich an die Wand und sah zu, wie das rosa Blüschen durch den Saal wirbelte ... Bange Sehnsucht stieg in ihm auf.

Hatte sie ihn wirklich von sich gestoßen, ein für allemal? Ob das nicht wieder gutzumachen war? ... Nun ging sie aus dem Saal; der Fremde aus der Stadt führte sie am Arm. Sollte er ihr nachgehen? Sein Stolz und sein Schamgefühl

sprachen: tu's nicht. Ein paar Minuten schwankte er ... Und als er losstürzte, um sie zu suchen, war sie nicht mehr im Klub.

Vor aller Augen war sie mit diesem Bejackten verschwunden — wohin? Jähe Wut verschleierte ihm die Augen, er preßte die Fäuste zusammen ... Wo sollte er sie suchen? Er rannte auf die Straße hinaus — Sterne, Kälte, keine Menschenseele: das ganze Dorf war im Klub versammelt. Er jagte zur Schule.

Im raschen Lauf blieb er stehen; ihr Fenster war hell — sie war zu Hause. Für eine Sekunde verlor sich sein Zorn: ein so friedliches Glück leuchtete ihm immer von diesem Fenster entgegen. Sie war nur müde gewesen und deshalb nach Hause gegangen. „Mein Glück ist müde und wird jetzt schlafen ..." Er ging leise zum Fenster.

Faina lehnte mit dem Rücken an der Wand. Seltsam und fremd erschien ihm ihr hocherhobenes Gesicht; die Lippen waren geöffnet und angstvoll ... Der Mann aus der Stadt saß rauchend auf dem Bett und sprach. Er stand auf, ging zum Fenster; eine Hand streckte sich aus — der weiße Vorhang wurde zugezogen, das Licht ward trüber; der Lampendocht wurde herabgeschraubt.

Dann verlosch das Licht.

Danilow weinte. Heiße Tränen liefen über sein Gesicht. Er fühlte sie nicht. Neben ihm hing ein dicker weißer Eiszapfen. Er packte ihn, brach ihn ab, trat zurück und schleuderte ihn mit aller Kraft in das Fenster ... Klirren von Glas und ein Schrei ertönten — Fainas Schrei. Danilow stürzte Hals über Kopf davon.

Er lief und weinte. Alles war aus. Leb wohl, Liebe, leb wohl, Faina, leb wohl, mein Traum!

Der Städter war nicht dumm und unterließ eine Beschwerde. Von der Schulmeisterin hörte man am nächsten Tag, sie sei auf dem Heimweg vom Klub hingefallen und habe sich die Wange aufgeschlagen — nicht ernst, aber eine Narbe blieb ihr wahrscheinlich. Die Weiber bedauerten sie umständlich und fürchteten, daß Fainas Schönheit darunter leiden könnte. Sie war sehr beliebt.

Die Mutter sagte zu Danilow:

„Fahr weg, irgendwohin, Wanja, um Gottes willen."

Er schwieg; wo sollte er hinfahren? Er verdang sich zum Holzhacken und lebte über einen Monat im Wald.

Er arbeitete und wollte durch körperliche Erschöpfung seine Sehnsucht niederzwingen. Und er rackerte sich so ab, daß er sich nur irgendwo hinzulegen brauchte, um auf der Stelle einzuschlafen. „Du bist bei der Arbeit wie ein wildes Tier, Iwan", staunten die Holzfäller. Aber dann kam jemand aus der Komssomolzelle zu ihm in den Wald: das Gouvernementskomitee hatte der Zelle einen Platz in der Sowjet- und Parteischule des Gouvernements eingeräumt; die Zelle hatte Danilow dafür bestimmt. Danilow wußte, wer sich für ihn bemüht hatte.

Vor der Abreise ging er zu ihr. Er war der festen Meinung, daß alles zu Ende sei, und glaubte, er könne sie deshalb zum Abschied ruhig noch einmal besuchen. Und das ging so vor sich: er trat spät abends in ihr Zimmer. Sie saß mit ihren Heften am Tisch. Wahrscheinlich hatte sie schon von weitem seine Schritte im Korridor erkannt, war aber nicht aufgesprungen. Ihr Blick war gerade, und die feste Hand mit der Feder lag ungezwungen auf dem offenen

Heft ... Sie schaute ihm ruhig und kalt ins Gesicht. Er trat näher an sie heran, um sie besser betrachten zu können, und da sah er eine kleine, sternförmige rosa Narbe auf ihrer Wange — ein Mal für ewige Zeiten ... Sie fragte ihn nichts, und sprach kein Wort. Er stand da, drehte sich um und ging.

Tags darauf fuhr er.

Er hatte den gesunden Menschenverstand eines Bauernsohns, der in einer moralisch sauberen Familie aufgewachsen ist. Er war jung und verliebt; sein Herz gab sich der Leidenschaft hin. Ihn bedrängten Träume, Sonnenwärme, Frauenstimmen. Aber sein reiner Verstand verwarf alle billigen Lockungen.

In dem Kreis, in den Danilow kam, gaben junge Leute den Ton an, die eine lockere Einstellung zur Liebe und Ehe predigten. Wahllos und überstürzt suchten diese jungen Menschen die alten Festen der Moral niederzureißen. Vor allem erhoben sich ihre Kinderhände gegen das alte Heiligtum des Volkes: die Familie. Begriffe wie „Braut", „Tugend", „eheliche Treue" dienten ihnen als Zielscheibe ihres Witzes. Ein junges Mädchen, das etwas auf sich hielt, wurde von ihnen verächtlich Spießerin genannt. Manch einer schenkte ihnen Gehör, denn sie waren belesen, witzig, redegewandt, und in vielen jungen Köpfen, die das Leben noch nicht kannten, gor es zu jener Zeit von all der Freiheit ringsum, von Gedichten und Liedern und von den unabsehbaren Weiten, die sich vor jedem auftaten.

Danilow beobachtete, wie zwanglos manche Jungen mit den Mädchen und die Mädchen mit den Jungen umgingen,

mit welcher Leichtigkeit Ehen geschlossen und gelöst wurden. Und das war ihm fremd. Er hörte all die Gespräche über „physiologische Gesetze", über die „Glas-Wasser-Theorie"; er diskutierte nicht, denn es fehlten ihm noch die Worte für Diskussionen mit diesen „Neunmalgescheiten", aber im Stillen dachte er: „Zu mir paßt das nicht."

„Ich werde natürlich heiraten", sann er manchmal. „Aber erstens will ich warten: ich muß etwas lernen und älter werden, ich muß ein Mensch werden. Und zweitens werde ich ein Mädchen heiraten, das kameradschaftlich und ehrlich mit mir lebt wie die Mutter mit dem Vater. Und wenn sie sich's noch überlegt und mich zurückruft? ..." Bei diesem tollen Gedanken wurde sein Herz glühheiß — der bloße Gedanke an Faina verlieh ihm Schwingen.

Aber dieser Gedanke wurde immer hoffnungsloser und meldete sich immer seltener — und schließlich kam er gar nicht mehr.

Danilow hatte ihn gezwungen, nicht mehr zu kommen.

In der ersten Zeit war er ein Narr — ach, welch ein Narr: er sehnte sich, bereute, wartete ... Er bat die Mutter, ihm zu schreiben, wie es der Schulmeisterin gehe, ob sie immer noch den Zirkel leite und ob sie sich nicht verheiratet habe. Und die Mutter schrieb. Sie, die den Sohn verurteilte und bedauerte, schrieb bis zu ihrem Tode alles, was sie über die Schulmeisterin wußte: es gehe ihr gut, sie unterrichte die Kinder, den Zirkel leite sie, verheiratet habe sie sich nicht — wen solle sie auch nehmen hier? Dann schrieb sie, die Schulmeisterin sei ins Gouvernementexekutivkomitee gewählt worden und ziehe in die Stadt; den Leuten tue es sehr leid; sie sammelten Geld für ein Abschiedsgeschenk ... Er geriet in Aufregung, lief sogar zweimal bis zum Exekutiv-

komitee, um sich zu erkundigen, wo sie war, schämte sich aber dann.

Später schrieb die Mutter, die Schulmeisterin sei im Dorf gewesen und habe einen Vortrag gehalten; nach dem Vortrag sei sie zu ihr ins Haus gekommen, habe erzählt, daß sie verheiratet sei, gefragt, wo Wanja sich aufhalte, und ihn schön grüßen lassen . . .

Und um diese Zeit war es auch, daß er sich befahl, nicht mehr an sie zu denken. Es war zwar schwer damals, aber doch schon möglich; er war ihrer jetzt ein wenig entwöhnt und hatte sich trotz allem mit dem Gedanken abgefunden, daß sie ihm nicht beschieden war; der Duft ihres Haars war in seiner Erinnerung schon verblaßt, und all das Gewesene erschien ihm wie ein lang zurückliegender Traum. Die Hauptsache aber: er hatte die Sowjet- und Parteischule absolviert und sollte nun in die Rote Armee gehen. Er dachte viel über sein bevorstehendes neues Leben nach und bereitete sich darauf vor, denn es erschien ihm sehr bedeutsam und verantwortungsvoll . . .

Und dennoch und trotz allem schwebte ihm manchmal plötzlich ihr Bild vor, in jenem zauberhaften Glanz, mit jener visonären Klarheit wie einst — der zurückgebogene Hals, der lachende Mund, das feuchte, an Schläfen und Schultern klebende Haar — „Kämm es durch, Wanja . . .“ Aber die Zeit ging hin; er wurde zum Mann; er hatte seine Arbeit. Und die Vision kam seltener, immer seltener . . . Um so besser, Gott sei Dank!

Zwei Jahre diente er in der Roten Armee. Er las eine Menge politischer Bücher und trat in die Partei ein. Als er

aus der Armee entlassen war und in sein Heimatdorf zurückkehrte, wurde er in das Kreisexekutivkomitee gewählt und zum Stellvertretenden Vorsitzenden ernannt. Von da an wechselte er viele Posten. Parteiarbeit, Sowjetarbeit, wirtschaftliche Arbeit.

Fainas Spur hatte sich längst verloren — sie war mit ihrem Mann irgendwohin nach dem Osten gezogen. Eine andere Frau schritt an Danilows Seite durchs Leben: seine Frau.

Er hatte doch noch die Müllerstochter genommen — Jewdokija, Dussja genannt, nicht so sehr darum, um der Mutter den Willen zu tun — es war von selbst gekommen, bald nachdem Danilow aus der Armee entlassen wurde und in seinem Landkreis zu arbeiten anfing. Noch in der Armee hatte er gefühlt, daß es Zeit für ihn zum Heiraten sei. Sein Leben spielte sich in der Öffentlichkeit ab, und er wollte so leben, daß man ihn achtete und daß ihn keinerlei Dummheiten von der Arbeit ablenkten, die der Hauptinhalt seines Lebens war.

Einmal, als er zu Besuch zum Vater kam, begegnete er Dussja. Sie stand am Brunnen und drehte die Winde. Als sie Danilow sah, stieg ihr das Blut ins Gesicht. Er begrüßte sie und fragte, wie es ihr gehe. Sie war schon im fünfundzwanzigsten Jahr, ebenso wie Danilow. Sie war nicht besonders schön, aber frisch und gesund. Und die Hauptsache — in ihren nicht sehr großen blauen Augen, deren Blick an Danilows Gesicht hing, lag eine so schüchterne Freude, daß es ihn rührte. „Ich glaube, das wird die richtige sein“, dachte er.

Abends ging er zu dem Müller, und eine Woche später kam er wieder ins Dorf. Er packte Dussja auf mitsamt

ihrem Reisekorb, in dem die seit langem hergerichteten und in den Falten verlegenen Hemden und Kleider der Aussteuer lagen, und brachte sie in die Kreisstadt, geradenwegs ins Standesamt. Vom Standesamt fuhr sie in seine Wohnung und nahm sogleich die Wirtschaft in die Hand — sie kochte ein Mittagessen, putzte die Fenster und schüttelte ihre nach Mottenpulver riechenden Kleider auf dem Hof aus. Er aber ging ins Kreisexekutivkomitee, wo er eine dringende Arbeit hatte.

Und so lebten sie: er arbeitete, hatte Sitzungen, reiste umher, und sie führte die Wirtschaft. In seiner Beziehung zu ihr war nichts von dem, was er für Faina empfunden hatte. Kein einziges Mal stockte ihm das Herz, kein einziges Mal zog es ihn so machtvoll und süß zu Dussja wie zu jener anderen. Und kein einziges Mal eilte er nach Hause, um sie recht bald zu sehen. Wenn Freunde zu ihm kamen, war er der Hausherr bei Tisch, bewirtete und unterhielt seine Gäste, und Dussja reichte die Speisen. Er liebte es, daß im Hause alles vor Sauberkeit blitzte und daß immer, wenn er heimkam, ein warmes Essen auf ihn wartete. Dussja bemühte sich, ihm jeden Wunsch von den Augen abzulesen und sein kleines Einkommen so einzuteilen, daß es für alles reichte: für ausgiebiges Essen, gute Kleidung und Bewirtung der Freunde ...

Manchmal verspürte er leise Gewissensbisse, wenn er sah, wieviel sie arbeitete. Dann ärgerte er sich über sie, weil sie ihm solche Gewissensbisse verursachte, und sagte: „Warum rackerst du dich mit der Wäsche ab wie eine Taglöhnerin? Gib sie in die Wäscherei."

„Sie machen dort die ganze Wäsche kaputt", antwortete sie und dachte dabei: „Jawohl, in die Wäscherei! Da nimmt

man mir für so eine Wäsche an die sechzig Rubel ab, und nachher reicht's nicht bis zum Gehaltstag — wo nehme ich das her?"

In der ersten Zeit sagte er manchmal:

„Du mußt lernen, du weißt nichts, du mußt unbedingt lernen."

Und dabei dachte er: „Wann soll sie denn lernen? Von früh bis spät hat sie mit der Wirtschaft zu tun." Und sie dachte das gleiche.

Dabei machte es ihn ärgerlich, wenn das Essen angebrannt oder abgestanden war, wenn sich hinter dem Schrank Staub ansammelte oder an dem reinen Hemd, das sie ihm gab, ein Knopf fehlte. Und so ging ihr ganzes Leben darin auf, daß sich kein Staub ansammelte und kein Knopf fehlte. Dabei mußte sie sich pflegen — er verlangte das. Er hätte nicht geduldet, daß sie schlecht gekleidet oder unordentlich frisiert auf die Straße ging.

Mit der Zeit hörte er auf, davon zu sprechen, daß sie lernen müsse, und fand sich damit ab, daß dies nun einmal ihr Charakter sei — die Liebe zur Wirtschaft und weiter nichts.

Er war der Meinung, sie müsse sehr glücklich sein. Er fand, wenn eine Frau den Mann bekommen hat, den sie bekommen wollte, so könne sie nicht anders als glücklich sein. Er sah, daß seine seltenen Zärtlichkeiten sie erfreuten, und das bestärkte ihn in der Überzeugung, sie sei sehr glücklich.

An den großen Feiertagen — dem Jahrestag der Oktoberrevolution und am 1. Mai — wurden bei den Behörden Festabende für die Mitarbeiter veranstaltet. Danilow nahm Dussja zu diesen Abenden mit. Sie zog sich ihr Bestes an,

ließ sich beim Friseur das Haar ondulieren und parfümierte sich. Er führte sie in den Saal, setzte sie auf einen guten Platz und ging zu anderen Leuten, mit denen man ein interessantes Gespräch führen konnte. Er stellte sich niemals die Frage, ob sie sich an solchen Abenden nicht langweile. Alle brachten ihre Frauen mit, und das gleiche tat er. Sie war nicht schlechter angezogen als die anderen. Und alle begrüßten sie, wie es der Frau des Leiters zukommt. Folglich war alles in Ordnung.

Aber mit dem Sohn verhielt es sich ganz anders. Der Sohn, das war er, Danilow. Sein Fleisch und Blut, seine Seele und seine männliche, heiße, unverzehrbar tätige Kraft. Er hatte ihm auch seinen eigenen Namen gegeben: Iwan. Eine tüchtige Frau, daß sie ihm einen Sohn geboren hatte!

Geboren hatte sie ihn, das war richtig. Aber er gehörte ihm, Danilow. Vom Kopf bis zum Fuß, bis zu den drolligen wuschligen, rötlichen Wimpern, die er sich am Ofen versengt hatte. Worin bestand die Sorge der Mutter? Ihn zu waschen und zu füttern. Aber er, der Vater, schuf das Leben, in dem der Sohn einmal gut und frei leben sollte.

Damit das Leben der Söhne auf heller, glatter Bahn verlaufe, waren sie, die Väter, bereit, diese Bahn mit ihren Leibern zu pflastern — so war es.

Nachts brach ein Schneesturm los. Der nasse Schnee klatschte an die Coupéfenster.

Der Zug kreiste um Moskau. Bald lief er mit voller Geschwindigkeit; seltsam bläuliche Lichter flogen an den Fenstern vorbei. Dampfpfeifen kreischten. Bald blieb er irgendwo in dem undurchdringlichen Dunkel stehen — es war

nicht festzustellen, wo — und kreischte selbst angstvoll in den Schneesturm.

Sie mußten immer erst lang im Kreis herumfahren, bevor einer der Moskauer Bahnhöfe sie aufnahm.

Im Kreis, na schön — im Kreis! Alle fuhren im Kreis, und er auch. Er beschrieb redlich seinen Kreis. Die Hauptsache, immer redlich. Nicht wahr, Sonjetschka?

Dieses Pfeifen zerriß einem das Herz.

Eine große Schneeflocke blieb an dem schwarzen Fensterglas hängen. Als er klein war, hatte er ein Buch gehabt, in dem Schneeflocken von verschiedener Form auf schwarzem Grund abgebildet waren. Und eine ebenso schöne Schneeflocke war jetzt an dem Glas hängengeblieben.

Er erinnerte sich an das Buch und an das Bild und an den Tintenfleck am Rande der Seite.

Seine Schwester hatte dem Klecks Hände und Beine gemalt. Die Mutter wurde böse — mit was für Unfug er sich beschäftige! Die Schwester war schon erwachsen, sie besuchte die Bestushew-Kurse.

Die Schwester starb. Die Mutter war schon vorher gestorben. Alle starben.

Doktor Bjelow zog den dichten Vorhang zu und knipste die Lampe an. Der kaltgewordene Tee stand auf dem Tisch. Immer stand Essen auf dem Tisch. Er hatte gebeten, ihm nichts hinzustellen, aber sie ließen sich nicht davon abbringen.

Heute störte man ihn nicht. Alle waren weggegangen, und er war den ganzen Abend allein. Sonst saß meist jemand bei ihm im Coupé. Wahrscheinlich schickte Iwan Jegorytsch die Leute absichtlich mit verschiedenen Aufträgen zu ihm.

Ein lieber Mensch, dieser Iwan Jegorytsch! Aber glaubte er wirklich, daß der Doktor, wenn er von der Arbeit sprach, Sonjetschka und Lalja vergessen konnte?

Alexander Iwanowitsch schrieb, daß das Haus nicht mehr da war, nur Schutt. Nicht nur sie waren umgekommen — ihre Sachen, ihre Kleider, der kleine Tisch, an dem Sonjetschka gearbeitet, Laljas Schulhefte, die er aufgehoben hatte, die Briefe, die Tagebücher, alles war dahin. Nur die Erinnerungen waren geblieben.

Aufschreiben konnte man sie nicht. Da war ein kleines Mädchen; sie ging zur Schule. Sie lernte sehr gut; ihre Hefte waren mit einer gleichmäßigen, klaren, schönen Handschrift vollgeschrieben; die Lehrer vermerkten in diesen Heften mit roter Tinte: „Sehr gut". Das kleine Mädchen wuchs heran. Der Vater packte ihre Hefte zusammen und schloß sie weg, damit diese Hefte sie an ihre Schulzeit erinnerten, wenn sie einst alt war. Die Deutschen warfen eine Bombe auf das Haus; das Haus stürzte zusammen, und nun gab es kein Mädchen mehr und keine Hefte.

Gar nichts gab es mehr.

Wie sollte man so etwas aufschreiben?

Der Tisch war klein und mit weißem Wachstuch bespannt. Eine Apothekerwaage stand darauf, eine große Glasdose mit Gips und eine weiße Porzellanschale, in der Sonjetschka den Gips anrührte. Bald dreißig Jahre stand das Tischchen mit der Waage, der Dose und der Schale da. Vor der Arbeit zog sich Sonjetschka einen blauen Kittel an. Der war alt, die Knöpfe waren alle verschieden, der eine war sogar ein Hosenknopf. Wie sollte man so etwas aufschreiben? Daraus wurde nichts, nur Unsinn — was hatte der Hosenknopf damit zu tun?

Er verlor gewiß noch den Verstand! Das war doch nicht die Hauptsache? Sonjetschka war sein Freund gewesen, der treueste und liebste. Dreißig Jahre Hand in Hand! Niemals die leiseste Trübung ... Und was tat sie, wenn die Kinder oder er krank waren! Nächtelang saß sie an ihrem Bett ...

Aber die Erinnerung klammerte sich beharrlich an Einzelheiten, als wollte sie alle zusammenraffen, um nicht eine einzige fallen zu lassen.

Dann entsann er sich, wie Sonjetschka und er nach der Trauung heimfuhren. Sie fuhren in einer einfachen Kutsche, denn für eine Equipage hatten sie kein Geld. Sonjetschka trug ein weißes Kleid mit hohem Spitzenkragen und ein goldenes Medaillon an einem feinen Kettchen um den Hals. Den Brautschleier hatte sie schon in der Kirche nach der Trauung abgelegt. „Auf der Straße sieht so etwas dumm aus", hatte sie gesagt. „Alle gaffen einen an."

Auf dem Medaillon waren ihre Mädcheninitialen eingraviert: S. K. Er sagte zu ihr: „Jetzt mußt du S. B. eingravieren lassen." Sie sagte: „Ich will es nicht ändern; das ist Mutters Medaillon."

Dann erinnerte er sich wieder an das Jahr 1919. Er wurde aufs Land geschickt, weil dort eine Typhusepidemie ausgebrochen war. Er steckte sich an, und als er wieder auf die Beine kam, entließ man ihn zur Erholung nach Hause. Er brachte Sonjetschka Mehl und Butter mit — alle sagten, er müsse das mitnehmen, und so hatte er es gekauft — und er war stolz, daß er ein so wirtschaftlicher und umsichtiger Mann war. Zu Hause ging es sehr schlecht: das Kanonenöfchen wurde mit der „Gotteswelt" und den „Tiefempfundenen Worten" geheizt; elektrisches Licht gab es nicht, und der Ausguß war verstopft. Das Spülicht mußte man vom drit-

ten Stock in den Hof hinuntertragen. Sonjetschka ließ ihn nicht an den Eimer heran und trug diesen selbst hinunter. Einmal gewann die Entrüstung Oberhand in ihm — war er denn ein Kind oder ein Kranker? Sie solle ihn doch nur ansehen, wie dick er nach dem Typhus geworden sei! Er sei gesund wie ein Stier! Und er nahm den Eimer und ging. Auf der Treppe war es dunkel, wahrscheinlich war auch schon vorher jemand mit Spülicht hinuntergegangen und hatte etwas verschüttet — jedenfalls waren die Stufen vereist; er rutschte aus, fiel hin und verschüttete alles. Der Eimer kollerte mit Getöse die Stufen hinunter. Er wollte ihn suchen, konnte ihn aber in der Dunkelheit nicht finden. Oben klappte eine Tür, dann sah er Sonjetschka mit einer Kerze in der Hand. Sie kam ohne Eile die Treppe herab und sagte: „Na, natürlich", fand den Eimer und wischte mit einem Tuch die Treppe auf. Ihm gab sie die Kerze zum Halten ...

Liebes, ich konnte niemals etwas für dich tun ...

Sie hatte wenig Zeit für die Wirtschaft, denn sie arbeitete. Auf dieser Grundlage kam es manchmal zu kuriosen Vorfällen. Einmal stellte sie Teig auf und vergaß ihn, weil sie mit irgend jemandes Zähnen beschäftigt war. Der Teig stieg höher und höher, hob den Deckel vom Backtrog und quoll auf Tisch und Boden über. Es war zu Laljas Geburtstag und die Freundinnen waren zum Kuchen eingeladen.

„Ach, was tut's!" sagte Sonjetschka, kaufte Teig im Geschäft, und der Kuchen stand rechtzeitig auf dem Tisch.

Er konnte ihr niemals schöne Kleider kaufen. Sie nahm alles Geld an sich und gab es für die Wirtschaft aus, für die Kinder. Sie selbst lief in alten Kleidern umher. Ihn betrübte das sehr — er hatte gehört, daß Frauen auf Kleider großen Wert legen, und er dachte, sie müsse darunter leiden, daß sie nichts zum Anziehen hatte. Und eines Tages behielt er heimlich von seinem Geld eine Summe zurück und ging, ihr ein Geschenk kaufen. Er wollte ihr ein seidenes Kleid erstehen, aber es stellte sich heraus, daß das verheimlichte Geld dafür nicht reichte. Da wollte er etwas Billigeres suchen. Er war früher nie in Geschäften für Damenkleidung gewesen und es wurde ihm ganz flimmerig vor den Augen von all den Knöpfen, Tüchlein und Täschchen. Schließlich kaufte er Handschuhe. Herrliche Glacéhandschuhe mit eingestickten Raupen — der Verkäufer sagte ihm, daß man dies Raupen nenne und daß das sehr modern sei. Die Handschuhe kamen ihm sehr klein vor, er fürchtete sogar, sie würden nicht passen. Aber Sonjetschka lachte nur, fuhr in den Handschuh, und da stellte sich heraus, daß die Handschuhe ungeheuer groß waren — die Finger waren einfach so zusammengefaltet, daß sie ganz klein erschienen ... Dem Doktor war das furchtbar peinlich. Sonjetschka verbot ihm, für sie Geschenke zu kaufen. Die Handschuhe bekam irgend jemand zum Geburtstag ...

Dreißig Jahre hatte er davon geträumt, mit ihr eine Dampferfahrt auf der Wolga zu machen. Mit ihr gemeinsam Urlaub nehmen und in einer schönen Kajüte reisen, daß sie sich ausruhen konnte von den Zähnen, den Kindern, der Wirtschaft, daß sie sich ausschlafen und ein bißchen zunehmen konnte — sie war wirklich sehr dünn. Er wollte galant sein, jeden ihrer Wünsche erraten, und sie sollte fühlen, wie sehr er sie liebte und wie gern er alles für ihre Erholung und ihr Glück tat. Zu Hause vermochte er nicht galant zu sein. Die Kinder nahmen sie ganz in Anspruch. Sonjetschka hatte immerfort zu tun, und wenn er ihr seine

Hilfe anbot, sagte sie: „Laß, Nikolai, ich mache es selbst." Und so kam es stets, daß sie alles selbst machte und er bloß umherstand und störte. Holz beschaffte sie, und als die Wohnung renoviert werden mußte, hatte sie auch alle die Laufereien ...

„Diesen Sommer mache ich unbedingt mit dir eine Wolgafahrt!" sagte er jedes Frühjahr.

Aber wenn dann der Sommer kam, stellte sich heraus, daß man am vernünftigsten nach Pargolowo oder Tarchowka in die Sommerfrische fuhr; das war billiger und auch einfacher. Daß Igor anfällig war und man ihn nicht allein lassen konnte. Oder daß er, der Doktor, einen Wintermantel brauchte und deshalb kein Geld für die Wolgareise blieb.

Und so ließ ihn Sonjetschka niemals galant sein.

Vielleicht ahnte sie gar nicht, wie sehr er sie liebte. Er hatte es nie verstanden, seine Gefühle schön auszudrücken. Er war tölpisch — das wußte er. Die Leute machten sich oft über ihn lustig, und mit Recht. Aber sie war stets so besorgt, so liebevoll.

Und er preßte den greisen Kopf zwischen die Hände und dachte voll Verzweiflung, wie entsetzlich es war, daß nicht er, ein Mann, den man zum Kriege einberufen hatte, sein Leben für das, was sie gemeinsam liebten, hingegeben, daß das Leben vielmehr sie hingaben, friedliche Frauen, so heitere, sanftmütige Geschöpfe, so ...

Ihr, meine Lieben, meine Heiligen, was konnte ich bloß machen, ich bin bei euch, meine Lieben ...

Dritter Teil

TAG

I

JULIA DMITRIJEWNA

In einer der zentralen Zeitungen erschien ein großer Artikel, gezeichnet: „Militärarzt dritten Ranges, Suprugow". Der Artikel schilderte die Arbeit des medizinischen Personals eines Lazarettzugs — anspruchslos, ohne Namensnennungen: die Reparatur der Waggons, das Wäschewaschen im Zug, die Wirtschaftserfolge, die ideale Organisation der Verwundetenverköstigung — frisches Fleisch, frische Eier, grüne Zwiebeln, in Kisten gezogen, selbsteingekochte Marmelade, selbstgetrocknete Pilze . . .

In diesem Artikel wurden auch die anerkennenden Urteile von Personen angeführt, die den Zug besucht hatten. Der Schluß lautete: „Dies ist bei weitem nicht alles, was wir zu tun gedenken, um den Transport der verwundeten und kranken Vaterlandsverteidiger besser zu organisieren."

Der Artikel machte in dem Zug einen Rieseneindruck. Er wurde gelesen und viel besprochen. Suprugow lief mit dem schüchtern strahlenden Gesicht eines Geburtstagskindes umher.

Doktor Bjelow legte die Zeitung beiseite und fragte Danilow:

„Was sagen Sie zu dem Artikel, Iwan Jegorytsch?"

„Was soll ich dazu sagen? Ganz gut", erwiderte Danilow. „Natürlich müssen wir unsere Erfahrungen mit anderen austauschen. Alle unsere Maßnahmen gereichen dem Staat nur dann zum Nutzen, wenn sie im ganzen Land zur Anwen-

dung kommen. Das hat Suprugow gut gemacht. Nur schade, daß er ein bißchen hinzugeschwindelt hat — die selbstgezogenen Zwiebeln sind einstweilen noch ein Vorsatz."

„Gestatten Sie, Iwan Jegorytsch", sagte der Doktor errötend, „mit welchem Recht schreibt er immer: wir, wir, wir? Was heißt hier: wir? Suprugow und ich haben sich überhaupt niemals mit organisatorischen Dingen befaßt — hinter all dem stecken Sie, Sie allein, und Ihr Name wird überhaupt nicht genannt!"

„Nun", meinte Danilow, „das ist unwichtig."

Der Doktor blinzelte.

„Glauben Sie nicht, daß er das absichtlich getan hat?"

„Nein", sagte Danilow, „das glaube ich nicht."

Er war fest überzeugt davon, daß Suprugow es absichtlich getan hatte.

Sogar vor sich selbst tat Danilow, als wäre es ihm einerlei. Hol's der Teufel, schließlich arbeitete er nicht, um in der Zeitung erwähnt zu werden! Aber doch saß irgendwo ein Wurm in ihm und nagte — siehst du, da hast du nächtelang nicht geschlafen, hast dir den Kopf zerbrochen, wie man es besser machen kann, und andere haben mit dir gemeinsam gearbeitet und sich ebenfalls den Kopf zerbrochen und sich aufgeregt, und über euch wird kein Wort verloren. Die Leute lesen die Zeitung und schreiben alles einzig und allein den Ärzten zu ... Zu Suprugow sagte er nur:

„Sie verursachen uns einige Scherereien, Doktor — wir müssen jetzt sofort mit den grünen Zwiebeln anfangen."

Aber am meisten gefiel der Artikel Julia Dmitrijewna — so wunderbar geschrieben! Und wie aufmerksam von dem Verfasser, daß er die musterhafte Arbeit des Verbandraums nicht unerwähnt gelassen hatte ...

Ihr Gefühl für Suprugow nahm nun bisher ungeahnte Ausmaße an.

Suprugow war der erste Mann, der ihre Gesellschaft suchte. Zuerst geschah das, weil Danilow ihn schlecht behandelte, Faina ihn mit ihren Liebenswürdigkeiten abschreckte und alle übrigen zwar seine Witze belachten, sich aber gleichgültig wegdrehten, sobald die Pointe erzählt war. In Gegenwart Julia Dmitrijewnas, die ihm gegenüber stets wohlwollend und teilnahmsvoll war — er sah es, obgleich er den Grund nicht erriet —, fühlte er sich sicherer. Zuerst war das eine Freundschaft, aber dann, nach dem Tod der Mutter, kam ihm plötzlich der Gedanke ans Heiraten.

Heiraten? ... Das hatte seine Annehmlichkeiten.

Vor allem einmal der Haushalt. Immerhin war es gut, wenn man eine Frau daheim hatte. Man brauchte sich nicht um das Mittagessen zu sorgen, um das Aufräumen, um die Wäsche. Um all diese Socken und Kragen ... Man konnte ein geistiges Leben führen und mußte nicht ewig in Lokalen sitzen. So ein Speisehaus — das war doch nicht recht standesgemäß für einen Arzt, und außerdem schmeckte einem dort das Essen nicht.

Er dachte an seine Wohnung, an die verzierten Kästchen und Schöpfkellen, an den Almanach „Die Heckenrose", an die in allen Regenbogenfarben schillernden venezianischen rosa Gläser, und sein Herz krampfte sich zusammen — bezahlte Hände schleppten das gewiß in alle Winde.

Und überhaupt hatte ein Mann verheiratet zu sein.

Aber andererseits war die Literatur wie auch das Leben voll mit Beispielen für die Unbeständigkeit der menschlichen Gefühle. Gab es denn auf Erden viele ungebrochene Ehen? Fast jede Familie hatte ihre Tragödie.

Für seine eigene Person fürchtete er nichts. Wen er auch heiratete, er wurde gewiß ein idealer Gatte — vorausgesetzt natürlich, daß die Frau mit seinen Gewohnheiten und Forderungen zu rechnen gewillt war. Er war häuslich, er trank nicht, er hatte für Liebeleien nichts übrig. Die Frage lautete nur: mochte wohl auch die Frau ebenso unwandelbar zu einem wohlgeordneten Leben neigen? Am Ende wollte sie dann plötzlich jeden Abend Gäste im Haus haben. Kosten, Unruhe, Zigarettenstummel ... Oder sie verliebte sich. Oder sie ließ es sich einfallen, ihm Eifersuchtsszenen zu machen. Die weibliche Eifersucht entbehrte ja bekanntlich fast immer der Grundlage ... Oder sie wollte Kinder haben. Kinder brachten bloß Schmutz ins Haus und zerbrachen das Geschirr.

Julia Dmitrijewna wollte als Gattin wohl ganz gewiß Kinder haben. Er lächelte höhnisch in sich hinein — sie und Mutterschaft, das paßte wahrlich nicht zusammen!

Aber trotzdem, es gab ja auch unschöne Frauen, die, wären sie nur hübsch angezogen ... oh weh, man brauchte sich bloß Julia Dmitrijewna gut gekleidet vorzustellen!

Dafür schien sie ganz offenbar eine Neigung für ihn zu haben. Sie war ein sehr vernünftiger Mensch und wirtschaftete gut. Sie hätte ihn sicherlich vergöttert.

Wirklich?

Wenn man berücksichtigte, daß sie eine alte Jungfer war, mußte sie ihm ewig dankbar und ergeben sein, weil er sie genommen hatte — ja, wenn man das berücksichtigte ...

Aber irgend etwas in Suprugow flüsterte ihm zu, daß Julia Dmitrijewna gleich nach der Hochzeit Ansprüche an ihren Mann stellen werde, die zu erfüllen ihm, Suprugow, nicht leicht fallen mochte.

„Sie wird verlangen, daß ich mich in der Öffentlichkeit betätige“, grübelte er. „Es ist ja nicht allzu schwer, sich das Ansehen eines öffentlich wirkenden Menschen zu verschaffen, und ich hätte nicht einmal etwas dagegen, denn das bringt Stellung und Autorität ... Aber sie wird von mir wollen, daß ich mich allen Ernstes dafür interessiere, und ich werde tun müssen, als ob ich mich interessierte, und werde gezwungen sein, diesen Dingen mein Leben zu weihen ... Sie wird ein Kind haben wollen, und sie wird es haben trotz allen meinen Gegenargumenten. Natürlich wäre mir diese Ehe eine ernstliche Stütze im Leben, denn Julia Dmitrijewna hat einen erstaunlich festen und männlichen Charakter, aber ist er nicht allzu fest und allzu männlich? Wird sie mich mit ihrer Willenskraft nicht ganz unterkriegen? Sie wird sich nicht verlieben, denn sie ist überhaupt nicht der Mensch für derlei Gefühle, aber wird sie aus mir nicht einen dummen Jungen machen, einen Untergebenen? Bestimmt wird Ordnung im Hause herrschen, aber ihre Ordnung, und ich werde mich wortlos fügen müssen. Ist es nicht reizend, wenn eine Frau gewissermaßen vor ihrem Mann auf den Knien liegt und es als Glück empfindet, jeden seiner Wünsche im voraus zu erraten? Aber kann man sich Julia Dmitrijewna in einer solchen Stellung denken? Natürlich nicht, und von einer Autorität im Haus könnte gar nicht die Rede sein ...“

Und dennoch verkroch er sich unwillkürlich unter die Fittiche dieser geraden, starken Seele, in der er eine Beschützerin witterte. Wir müssen jedoch Suprugow gegenüber Gerechtigkeit walten lassen — nicht Julia Dmitrijewnas Aussehen war der Grund seines Schwankens. Natürlich sah er, wie ungeheuer reizlos sie als Frau war, aber er sah eben-

falls, mit welcher Verehrung, ja fast Scheu man ihr im Zug begegnete, und es schmeichelte ihm, daß sich eine so machtbewußte, stolze Frau, die von allen um ihre Meinung befragt wurde, mit ihm, Suprugow, beschäftigte, daß sie sich gern mit ihm unterhielt und seine Gesellschaft merklich jeder anderen vorzog. Bisher hatte noch nie eine ernsthafte Frau für ihn Interesse gezeigt.

Er konnte Julia Dmitrijewna von sich erzählen, was er wollte, alles wurde mit so tiefer Aufmerksamkeit angehört, daß er in seinen eigenen Augen wuchs. Er glaubte, diese Aufmerksamkeit sei eine Folge seiner, Suprugows, Außerordentlichkeit. Und daß Julia Dmitrijewna als erste diese Außerordentlichkeit erkannt und richtig eingeschätzt hatte, verlieh ihr in seinen Augen unerhörten Wert.

Er erzählte ihr, mit einiger Übertreibung, von seiner harten, ärmlichen Kindheit, von seiner Studentenzeit, als er Schleppkähne ausladen mußte und dadurch seiner Gesundheit ernstlichen Abbruch tat, wie er sich aber dann mit seinen Fähigkeiten durchsetzte, sich eine Praxis gründete und ein behagliches Nest baute. Und seine selige Mama — Gott sei ihr Richter, wie man so sagt —, die habe sich um ihn nicht gekümmert, sei immer aus dem gemütlichen Nestchen fortgelaufen und habe das schwer verdiente Geld im Lotto verspielt; er aber sei im Grunde genommen stets einsam gewesen, sehr einsam ...

„Ich hoffe", sagte er einmal, „daß meine Einsamkeit nicht ewig dauern wird. Ich bin so gut wie überzeugt davon, daß sie bald ein Ende nimmt."

Sie erzitterte innerlich bei dieser leeren Phrase ... Und als es ihm ein andermal einfiel, ihr seine Wohnung zu schildern, und er sogar den Plan aufzeichnete — durchfuhr sie

der Gedanke: vielleicht werde ich in dieser Wohnung noch einmal zu Hause sein.

Vor allen konnte sie ihre Empfindungen verbergen, nur nicht vor Faina. Die witterte an den winzigsten Symptomen einen „Roman" und brachte ihm höchstes Wohlwollen entgegen. Faina war zwar auf Suprugow wütend, weil er sie nicht beachtete, und keiner anderen hätte sie erlaubt, ihr in den Weg zu treten. Aber Julia Dmitrijewna nicht hinderlich zu sein war ein Akt von so edler Menschlichkeit, daß Faina, die für jede Pose schwärmte, sogleich die Rolle einer Beschützerin dieser aufkeimenden Liebe übernahm. Um dem „Roman" nicht hinderlich zu sein, ging sie unter allerlei Vorwänden aus dem Abteil, sobald Suprugow sich zeigte. Auf diese Weise konnte Julia Dmitrijewna während der Leerfahrten ungestört an den Abenden mit Suprugow plaudern. Allerdings stand die Coupétür immer offen — dafür sorgten beide, vor allem aber Julia Dmitrijewna. Sie legte Wert auf ihren Ruf als anständiges Mädchen.

„Zweimal habe ich geliebt", sagte Suprugow, „aber kein einziges Mal hat mir die Liebe wahres Glück geschenkt."

Er hatte sich zum erstenmal verliebt, als er Student war. Das war zu Anfang der N.-Oe.-P.-Zeit gewesen — man hungerte und fror. Sinotschka trug Holzsandalen, die mit schmalen Riemen an den Füßen festgeschnallt waren. Manchmal platzte ihr Riemen auf der Straße, dann hüpfte Sinotschka auf einem Bein in einen Hausflur und brachte dort mit Hilfe einer Sicherheitsnadel ihr Schuhwerk wieder in Ordnung.

Suprugow lief in ausgefransten Hosen umher und aß in

der Studentenküche. Er traf mit Sinotschka bei kleinen geselligen Abenden ihrer gemeinsamen Bekannten zusammen. Dort gab es auch nichts zu essen, aber man war lustig — er war noch jung damals. Man tanzte Walzer und sang sentimentale Lieder.

Sie gingen zu zweit in den Kinematographen und sahen Vera Cholodnaja in den „Träumen am Kamin" und Mosshuchin im „Jubelnden Satan". Wenn im Saal das Licht ausging, nahm Suprugow Sinotschka zärtlich bei der Hand. Er war nach allen Regeln der Kunst in sie verliebt und sogar auf Mosshuchin eifersüchtig.

Im Sommer unternahmen sie Spaziergänge auf dem Friedhof. Das war ein vornehmer Friedhof und gut gepflegt. Zwischen den Blumenbeeten und Rasenflächen standen Marmorengel mit graziös seitwärts gespreiztem Spielbein. Im Schatten ihrer leicht bestaubten Flügel erlaubte sich Suprugow, Sinotschka zu küssen. All das wäre sehr angenehm gewesen, aber Sinotschka benahm sich anspruchsvoll, ja geradezu unverschämt. Sie sei keine Puppe, sagte sie, sondern ein lebender Mensch; sie gestatte ihm nicht, sie weiter so zu behandeln. Und wenn sie ihm nicht genügend gefalle, dann könne man ja Schluß machen.

Suprugow wies ihr nach, daß nichts Gutes dabei herauskäme: sie seien beide noch so jung und materiell nicht gesichert. Aber Sinotschka zeigte sich halsstarrig, und er mußte ihrer Laune nachgeben. Ihre fraulichen Zärtlichkeiten schenkten ihm manche Minute des Glücks, aber immer wenn er nach einer Zusammenkunft mit Sinotschka heimging, hatte er das Gefühl, nicht das Rechte zu tun. Schon früher hatten ihn die Fransen an der Hose gestört, nun aber empfand er sie als Schande.

Sinotschka verlangte, er solle mit ihr zum Standesamt gehen. Er tat es, denn er fürchtete, man könnte ihn einen Schuft heißen, wenn er nicht hinging. Aber in tiefster Seele hielt er das alles für ganz und gar unzeitgemäß.

Nach der Hochzeit lebten sie weiterhin getrennt, unter verschiedenen Dächern: Sie wohnte mit Papa und Mama in einem winzigen Zimmerchen und er in einem noch winzigeren mit seiner Mutter. Sinotschkas Papa und Mama waren dagegen, daß in ihre elf Quadratmeter Wohnfläche mit dem feuerspeienden Kanonenofen in der Mitte noch Suprugow mit seinen Fransenhosen einzog. Suprugows Mutter, eine unbekümmerte, großzügige Frau, hätte Sinotschka gern mit in ihre sechseinhalb Quadratmeter genommen, aber in diesem Punkt entwickelte Suprugow eine eiserne Festigkeit: nein, da mußte er schon bitten. Das konnte er nicht. Er mußte schließlich irgendwo auch Platz für seine Studien haben. Da halfen weder Tränen noch Skandale. Sinotschka hatte sich abzufinden.

Und so lebten sie — weder Ehegatten noch Liebesleute, weiß der Teufel was —, nicht die leiseste Poesie, einzig Unbequemlichkeiten und Demütigungen. Schuld an allem trug Sinotschka. Er hatte sie gewarnt.

Eines Tages wurde Sinotschka schwanger. Etwas Niederschmetternderes hätte sie sich nicht ausdenken können.

Als Suprugow das erfuhr, durchlief ihn wahrhaft eisiger Schreck.

Ein Kind?! Der Schwiegervater und die Schwiegermutter schoben es samt Sinotschka sicherlich prompt zu Suprugow ab, in seine sechseinhalb Quadratmeter. Das waren doch steinharte Egoisten. Seine, Suprugows, Zukunft interessierte sie nicht im geringsten! Von früh bis spät Kindergequäke,

Nachttöpfe, Windeln ... Er verlor ja dabei noch den Verstand.

Und dann die Kosten für das Kind! Da mußte er doch das Studium aufgeben und als Heilgehilfe irgendwohin aufs Land gehen.

Er beschloß, nicht klein beizugeben. Er verlangte, daß Sinotschka sich das Kind nehmen lasse. Schließlich war sie selber schuld. Und es war auch nichts Besonderes dabei. Tausende taten das ...

Aber da mischte sich unerwartet Sinotschkas Mama ein. Sie sagte: „Schluß! Sie haben Sinotschkas Leben zuschanden gemacht; ich erlaube nicht, daß Sie sie auch körperlich zuschanden machen."

Und wie sie ihn dabei anschrie! Sie sagte sogar: „Sie sind ein Schuft." Als Sinotschka das hörte, fing sie zu schreien an, und Sinotschkas Papa schrie auf sie beide ein. Mutter und Tochter begannen zu heulen und fielen einander in die Arme. Suprugow schwieg; ihm zitterten die Knie ... Die Mama wischte sich die Tränen ab und sagte: „Machen Sie, daß Sie wegkommen, ich will Sie nicht mehr sehen!"

Immerhin ließ Sinotschka die Operation vornehmen, und als sie nach einiger Zeit wieder zu ihm kam, sah sie abgemagert und weniger hübsch aus. Aber er war schon von ihr geschieden. Er war einfach zum Standesamt gegangen und hatte sich scheiden lassen. Und tatsächlich — es war doch unerhört! Zuerst hatte man ihn in diese Geschichte hineingezerrt und nun erhob man solches Geschrei. Er hatte genug!

Aber er erlag noch einmal der Liebe. Vielleicht hatten die alten Bücher recht, in denen es heißt, daß dieses Gefühl die Welten bewegte.

Eine Patientin kam zu ihm ... Ach, es war angenehm, sich ihrer zu erinnern: dieses Näschen, diese kleinen Ohren ... In ihrem Wesen war sie vielleicht noch kühner und energischer als Sinotschka, aber gleichzeitig — welche Weiblichkeit, welcher Charme in ihrer ganzen Art ...

Diese Verbindung war kurz, aber stürmisch. Die Frau vergötterte ihn! Sie machte ihm jeden Tag ein Geschenk. Entzückende Geschenke. Lauter so hübsche antike Sachen; er bewahrte die noch heute auf. Ja, aber hernach stellte es sich heraus, daß sie für ihre Geschenke von ihm Gegengaben erwartete. Sie war schrecklich habgierig; ihr Mann verdiente ausgezeichnet, während er, Suprugow, eine Mutter zu erhalten hatte und doch erst anfing, sich eine anständige Position zu schaffen ... Und überhaupt war er grundsätzlich gegen eine Liebe, die sich für Geld oder Geschenke verkaufte.

Kurz gesagt, zuerst sagte sie ihm verschiedene Anzüglichkeiten und dann machte sie ihm Skandale. Er sah ein, daß ein Bruch nicht zu vermeiden war. Und wirklich, bald darauf gingen sie auseinander. Schade, es war ein schönes Gefühl gewesen, doch vermutlich war die Liebe eben doch nur in Büchern so herrlich; im Leben aber brachten diese stürmischen Leidenschaften weit weniger süße als bittere Minuten.

Beide Liebesgeschichten wirkten in Suprugows Schilderung geradezu vornehm. Seine eigene Rolle war als melancholisch edel hingestellt. Und Julia Dmitrijewna, der es ein Bedürfnis war, ihn unglücklich und edel zu sehen, lauschte ihm mit verhaltenem Atem.

Zum erstenmal erschlossen sich ihr die Geheimnisse eines Männerherzens. Und auch zum erstenmal ergriff die Eifer-

sucht ihr ehrliches Herz. Ihre Eifersucht galt jenen beiden lang zurückliegenden Neigungen. Auf Professor Skuderewski war sie nicht eifersüchtig gewesen, aber auf Suprugow war sie eifersüchtig. Und das kam daher, daß Professor Skuderewski eine Illusion gewesen war, während Suprugow zu ihrer Freude und zu ihrem Leid langsam, aber sicher eine Hoffnung wurde.

Neue Leute tauchten in dem Zug auf.

Danilow suchte einen Tischler. Er brauchte einen Meister für kleinere Arbeiten — Bretter für die Bahren, Kopfstützen, leichte und zarte Geräte für die Heilgymnastik. Außerdem wollte er in den Pullman-Waggons neben jedem Bett ein bewegliches Hängeschränkchen anbringen lassen — das war seine eigene Idee —, das man beliebig zu dem Verwundeten heranschieben und in dem der Patient seinen Tabak, seine Bücher und dergleichen aufbewahren konnte. In den anderen Wagen plante er, statt der Tischchen zwischen den Bänken Nachttische aufzustellen.

„Wenn Gott mir bloß einen Tischler schicken wollte!" sagte Danilow oft genug.

In der Station Iwanowo schickte ihm Gott den Tischler Boguschow, genannt Onkel Sascha.

Onkel Sascha war früher Schaffner bei der Eisenbahn gewesen. Seine Familie hatte in Luga gelebt: die Mutter, die Frau, eine verwitwete Schwester, zwei Töchter und eine halbwüchsige Nichte. Der Kürze halber nannte er sie: meine sechs Weiber. Als die Deutschen sich Luga näherten, begleitete Onkel Sascha einen Zug mit Evakuierten. Seine sechs Weiber nahm er in demselben Zug mit. Er konnte sie

nicht in dem ersten Wagen unterbringen, in dem er selbst Schaffner war; dafür nahm sie der Schaffner des letzten Wagens, ein alter Freund, ein seelensguter Mensch, bei sich auf. Die Deutschen bombardierten den Zug; die zwei letzten Wagen wurden völlig zerstört; kein einziger Passagier konnte sich retten. Onkel Sascha half mit, als die Leichen unter den Trümmern geborgen wurden. Er erkannte alle seine sechs Weiber. Und auch den alten Freund sah er, den Schaffner, diesen seelensguten Menschen... Onkel Sascha wurde krank.

Fast anderthalb Jahre lag er in Iwanowo in der Nervenheilanstalt. Dann wurde er entlassen. Und dort, in Iwanowo, las ihn Danilow auf.

Onkel Sascha stellte in dem Infektionswagen eine winzige Hobelbank auf und machte sich an die Arbeit. Er hatte eine umgängliche, heitere Art und eine leichte Hand. Danilow fand Gefallen an ihm. Als erstes baute Onkel Sascha verschiedene heilgymnastische Apparate für Bein- und Fingerübungen. Dann gab ihm Danilow den Auftrag, Schauobjekte für die Ausstellung anzufertigen, die von der Verwundeten-Evakuierungsverwaltung anläßlich der bevorstehenden Militärärztekonferenz veranstaltet wurde.

Mit der Tischlerei beschäftigte sich Onkel Sascha in seiner Freizeit — der Personalliste nach hatte der Lazarettzug kein Anrecht auf einen Tischler, und so diente Onkel Sascha offiziell als Schaffner des Apothekenwagens.

Es sah aus, als ob Onkel Sascha in der Heilanstalt seinen Kummer überwunden hätte. Er sprach nie über das Vergangene, und niemand sah ihn weinen oder grübeln. Er mußte nur immerfort beschäftigt sein. Wenn er nichts zu tun hatte, wurde er unruhig, und seine Hände fingen zu

zittern an ... Während seiner Dienststunden saß er neben dem Ofen im Heizraum des Apothekenwagens und strickte Strümpfe. Das Stricken hatte man ihm im Krankenhaus beigebracht.

Onkel Sascha sang gern. Er mußte früher einmal eine angenehme Tenorstimme gehabt haben, jetzt hatte er sie verloren, aber mit einiger Anstrengung konnte er noch immer die hohen Noten herausbringen. Dabei spannte sich sein ganzer Körper, und das kleine Gesichtchen mit dem langen, grauen Schnauzbart lief rot an. Wenn er einen Ton ganz lang dehnte und ihn mit einem verwegenen Akkord auf der Gitarre begleitete, lächelte er, als wollte er sagen: „Ihr kennt mich noch lange nicht!"

Er sang nur alte Lieder — „Der weise Oleg zieht heuer ins Feld", „Die Flammen prasseln laut zu Moskau", „Mein Lagerfeuer". Wenn er mit dem „Weisen Oleg" anfing, verdrückten sich die Zuhörer leise aus dem Wagen — das Lied hatte kein Ende.

Danilow hörte Onkel Sascha an und sagte:

„Sie sollten den Verwundeten etwas vorsingen."

„Aber gern", erwiderte Onkel Sascha eilig. „Die Rote Armee hat mich auf den Bahnhöfen immer gut aufgenommen. Sogar bei den höchsten Kommandierenden hatte ich Beifall. Ein Generalleutnant hat mir einmal für ‚Die Flammen prasseln' eine Hunderterpackung Zigaretten geschenkt."

Wenn alle Prozeduren beendet waren und das Abendessen verteilt wurde, zog Onkel Sascha einen weißen Kittel über seine wattierte Jacke, kämmte sich den Schnauzbart, nahm die Gitarre unter den Arm und machte sich auf den Weg in die anderen Waggons.

Es war schwer zu sagen, worin das Geheimnis seines Erfolges lag, aber der Erfolg blieb nie aus. Onkel Sascha stellte einen Hocker in die Mitte des Wagens, setzte sich zurecht und fing an: „Mein Lagerfeuer glänzt im Nebel".

„Ach, mein Liebster, fremde Hand
Wird mir bald den Knoten lösen,
Den die deine liebend band ..."

sang er, wobei er melancholisch das bärtige Haupt schüttelte, und es lachte keiner. Und wenn er dann aufstand, um in einen anderen Wagen zu gehen, flogen ihm aus den verschiedensten Kehlen Rufe nach:

„Onkel, sing noch etwas! Laßt den Onkel nicht fort, er soll uns noch etwas vorsingen."

Manche Stücke begleitete Onkel Sascha mit politischen Kommentaren. Wenn er das Lied vortrug:

„Der Mächt'ge saß in tiefem Brüten,
Die Arm' gekreuzt, gesenkt den Blick,
Und in der Flammen wildem Wüten
Sieht er sein künftiges Geschick ..."

unterbrach er sich und warf ein:

„Das hat der Hitler nicht rechtzeitig bedacht."

Und dann griff er mit Leidenschaft in die Saiten.

„Der Mensch trau' nicht dem Schicksalslauf,
Gar wandelbar ist dessen Treue.
Es hebt zum höchsten Licht ihn auf,
Stürzt ihn hinab in schwarze Reue."

„Onkelchen, nochmal, dacapo!" rief es von den Betten.

Danilow sagte:

„Wann werden wir endlich eine eigene Liebhabertruppe haben?"

Er ließ Schwester Smirnowa — sie war Leiterin der Komssomolzelle — zu sich kommen und kanzelte sie gehörig ab.

„Wie oft haben wir das schon bemängelt! Das ist doch eure unmittelbare Aufgabe. Ihr seid ja jung! Da kommt ein alter kranker Mann und macht den Leuten soviel Freude."

Die Liebhabertruppe kam bald zustande, Danilow hatte nur den Anstoß geben müssen. Sie war für das Zugpersonal noch nötiger als für die Verwundeten. Plötzlich wollten alle tanzen und singen. Niswezki trat bei, Schwester Faina und sogar Suchojedow — er spielte auf der Balalaika. Danilow kaufte ein paar Saiteninstrumente, und die Mädchen gingen nun zu Suchojedow und Onkel Sascha lernen.

Ganz unerwartete Talente entwickelte die dicke Ilja; sie entpuppte sich als guter Conférencier. Feinen Humor konnte man ihr nicht nachsagen, aber dafür war sie von pfiffiger Lustigkeit und verstand es, ohne jedes Nachdenken, aus dem Stegreif, mit dem Publikum schlagfertige Worte zu wechseln, als wären das hin- und hergeworfene Bälle, eine Fähigkeit, durch die sich in alten Zeiten die Hanswurste auf den Jahrmärkten auszeichneten, die Lieblinge der Kinder und Soldaten.

„Ein gescheites Mädel", dachte Danilow staunend.

Die Deutschen waren aus Stalingrad geworfen und wurden nun von der russischen Erde verjagt. Die Kämpfe waren hart, das Sanitätswesen hatte heiße Tage.

Die Rote Armee drängte den Feind nach Westen; eines nach dem anderen wurden die von den Deutschen besetzten Gebiete befreit.

Aus den befreiten Gebieten ergoß sich über das Sowjetland ein solcher Strom menschlichen Leids — Flüchtlinge ohne Obdach, verwaiste Kinder, aus den Fugen geworfenes Leben —, daß einem noch uneingeweihten Menschen schier der Kopf wirr wurde.

Auf einer Station, mitten in der Steppe, wo nur brandschwarze Schornsteine in die Luft ragten und der ganze Bahnhofsbetrieb in einer notdürftig zusammengenagelten Bretterbude untergebracht war, tauchte Wassjka in dem Lazarettzug auf.

Sie war ein grauäugiges Mädel mit einem dünnen, seidenweichen Flachszöpfchen, sehr mager und sehr verhungert.

Kostrizyn brachte sie und erklärte:

„Bitte, da haben Sie eine echte Kollektivbäuerin, die mehr versteht als ich. Und daß man kriegstaugliche Leute bei den Hühnern hält, das kann doch bei keiner Armee Vorschrift sein."

„Wie alt bist du?" fragte Danilow.

„Siebzehn", sagte Wassjka.

„Woher bist du?"

„Aus Petrajewa. Aber das gibt's nicht mehr."

„Zerbombt?" fragte er.

„Sie haben es in Brand gesteckt", stieß sie leise hervor. Während sie antwortete, huschte der Blick ihrer hellen, ein wenig vorquellenden Augen hurtig über Danilow. Auch Julia Dmitrijewna, die danebenstand, wurde eingehend betrachtet. Wassjka sprach rasch und außer Atem, als wäre sie in schnellem Laufen plötzlich stehengeblieben.

„Hast du Ausweise?"

„Hab' ich", sagte Wassjka und zog aus dem Halsausschnitt ein sorglich zusammengefaltetes Blättchen Papier, auf dem die Tinte zerlaufen war wie von Tränen. Dort stand geschrieben, daß Wassjka Burenko im Jahre 1941 die fünfte Klasse der Siebenjahrschule von Sagaidak in der Ukraine mit den folgenden Noten beendet habe... Die Noten waren lauter „Sehr gut".

„Das ist aber kein Dokument", sagte Danilow.

„Was denn?" fragte Wassjka.

„Wie bist du von der Ukraine hergekommen?"

„Mit dem Zug. Wir sind vor den Deutschen ausgerissen, aber die kamen uns nach."

„Hast du in dieser Gegend Verwandte?" fragte Julia Dmitrijewna.

„Hab' ich", sagte Wassjka. „Die eigene Großmutter. Nicht ganz hier, aber gleich in der Nähe, in Licharewo, ein Stückchen über den kleinen Hügel, sechs Kilometer weit."

„Und warum bist du von deiner Großmutter fortgegangen?" wollte Julia Dmitrijewna wissen.

„Sie wohnt bei Bekannten, und ich mag nicht. Auch ihr Haus wurde in Brand gesteckt, und sie wohnen in einer Erdhütte."

„Und dein Vater, deine Mutter?"

„Mutter hab' ich nicht. Wo der Vater ist, weiß ich nicht. An der Front. Wir hören nichts von ihm."

Wassjka plapperte das ebenso leicht heraus wie alles andere; nur die hellen Brauen stiegen schmerzlich in die Höhe.

„Ich nehm' dich", sagte Danilow, „nur wollen wir eines

miteinander ausmachen: in Zukunft wird nicht geschwindelt. Siebzehn bist du nicht."

„Bei Gott, ich bin siebzehn — die Augen sollen mir auslöschen", sagte Wassjka.

„Und was hast du den Deutschen gesagt, damit sie dich nicht nach Deutschland schleppen?" fragte Danilow, der mit den Zuständen in den besetzten Gebieten schon einigermaßen vertraut war.

„Dreizehn", sagte Wassjka.

Danilow und Julia Dmitrijewna lachten.

„Das sieht schon eher nach Wahrheit aus", meinte Danilow. „So, und wie heißt du?"

„Wassjka."

„Wassjka, meinetwegen Wassjka", sagte Danilow.

Wassjkas Habe bestand aus einem Bündelchen, aus einem grauen karierten Tuch, einer riesigen alten Männerjacke, die sie über ihrem Kattunkleidchen trug, und Schaftstiefeln mit Löchern.

„Was hast du da?" fragte Julia Dmitrijewna und deutete auf das Bündelchen. „Vielleicht läßt du das hier?"

„Nein", sagte Wassjka und preßte sich das Bündel an die Brust.

Sie dachte, was man wohl jetzt mit ihr anfangen werde? Bekam sie erst einmal zu essen, oder mußte sie gleich lernen, wie man die Verwundeten kuriert? Aber Julia Dmitrijewna führte sie in einen einfachen Güterwagen. Zuerst kam sie in einen Verschlag, wo hinter Brettern Ferkel grunzten. Zwei rein gewaschene, satte Ferkelchen, die gemütlich schmatzten. „Hier ist's aber sauber", dachte Wassjka, „es riecht nicht einmal nach Mist." Julia Dmitrijewna öffnete eine niedere Tür, und Wassjka trat in einen großen Raum.

An den Wänden hingen umfangreiche Waschkübel und Waschbretter. An zwei Wänden standen Metalltische, und an der dritten war etwas, dessen Zweck Wassjka nicht begriff; es sah aus wie ein großer grünbemalter Schrank und hatte schmale Rohre. An der Seite war ein großes Thermometer angebracht, und ein Mann in einem weißen Kittel, der die Hände auf dem Rücken verschränkt hielt, stand davor und schaute auf das Thermometer. „Ein Doktor", dachte Wassjka.

„Suchojedow", sagte Julia Dmitrijewna, „machen Sie die Kittel fertig und rufen Sie eine Sanitäterin. Die soll die Neue hier bearbeiten. Setz dich vorerst hin, Kind."

Und sie ging. Wassjka setzte sich auf einen Schemel. In dem Wagen war es heiß; es roch nach etwas Saurem.

Plötzlich bekam Wassjka einen Stoß, daß sie beinahe von dem Schemel geflogen wäre. Sie hielt sich aber gerade noch an der Metallplatte des Tisches fest.

„Wups, jetzt fahren wir", dachte sie.

Auf dem Tisch lag ein Haufen blauer Decken. Suchojedow zählte sie, sagte: „neunzehn", seufzte und schaute Wassjka an. Wassjka fand, daß es nun Zeit sei, ein Gespräch anzuknüpfen.

„Onkelchen", fragte sie, „was wird denn mit den Decken da gemacht?"

„Man steckt sie dort hinein und fertig", antwortete Suchojedow und musterte das forsche kleine Ding.

Was hatte so ein Kind hier zu suchen?

„Wozu?" fragte Wassjka.

„In den Dampf."

„Und warum?"

„Gegen die Mikroben."

„Und die krepieren davon?"

„Alle wie ein Mann."

Wassjka saß ein Weilchen still.

„Onkelchen", fragte sie, „und wozu sitze ich hier?"

„Du wartest, bis du an die Reihe kommst."

„Wohin an die Reihe?"

„Ein aufgewecktes Ding!" dachte Suchojedow. „Ein Knirps, aber das Mundwerk auf dem rechten Fleck." Dabei sagte er finster:

„In zwanzig Minuten hol' ich die Kittel heraus, und dann kommst du dran."

„Wohin?" fragte Wassjka.

„Dort hinein, in die Desinfektionskammer!" Und Suchojedow ging an den grünen Kasten und drehte verschiedene Schrauben auf und zu.

„Wieviel Grad?" fragte Wassjka leise.

„Einhundertvier."

Damit brach das Gespräch für längere Zeit ab.

„Onkelchen?"

„Was willst du?"

„Und wenn ich nun nicht mag?"

„Was du magst, ist nicht so wichtig", sagte Suchojedow. „Bei uns sind alle hier durch, vom Doktor bis zum Heizer."

Wassjka nickte.

„Na, dann ist's nicht so schlimm", dachte sie, „wenn da alle durch sind, dann halte ich's auch aus." Und sie wollte schon recht schnell in den grünen Kasten klettern, um zu sehen, was es dort gab.

Aber Suchojedow hatte nun ein bißchen Mitleid und sagte:

„Du brauchst keine Angst zu haben, Kleine."

„Ich habe auch gar keine, Onkelchen", sagte Wassjka.

Wassjka bekam einen alten Kittel, dessen Bänder abgerissen waren, und ein Stück Verbandstoff, um sich das Haar einzubinden.

Der Kittel war sehr lange. Wassjka nahm eine Schere, schnitt den Saum ab und vernähte ihn. Dann nähte sie auch Bändchen an den Kragen und an die Ärmel. Als sie sah, wie Schwester Faina sich das Kopftuch wickelte, baute sich Wassjka einen ähnlichen Turban. Aber Julia Dmitrijewna sagte:

„Binde dir das Tuch anständig um."

Zur Sanitäterin konnte man Wassjka nicht machen, dazu war sie zu jung; so gab man sie zu Onkel Sascha als Lehrling und Gehilfin.

In dem Apothekenwagen gefiel es ihr sehr. Die Wände waren genau so schön weiß wie in ihrer kleinen Hütte, die die Deutschen niedergebrannt hatten. Und alles so sauber und herrlich, ach du lieber Gott!

Wassjka saß im Heizraum, und sogar der war sauber und vor allem sehr warm. Und draußen herrschte doch ein so kaltes, regnerisches Frühlingswetter.

Onkel Sascha belehrte Wassjka:

„Wir haben keine einfachen Passagiere; unsere Passagiere sind kostbar. Diese Leute haben für uns beide ihre Gesundheit eingebüßt; der Blutverlust hat sie geschwächt, und sie wollen es warm haben. Unsere Sache als Schaffner ist, daß sie es warm bekommen. Aber andererseits vergiß nicht: die Kohle darf nicht verschwendet werden. Paß gut auf, und wenn's nötig ist, machst du die Ofentür auf und schiebst die Luftklappe zu oder umgekehrt. Schwierigkeiten gibt's, aber du mußt lernen, darüber wegzukommen. Die staatliche

Kohlenration ist knapp, und bei starkem Frost braucht man sechs Eimer Kohle am Tag, manchmal sogar sieben. Wir zwei haben dafür zu sorgen, daß die erforderliche Kohle da ist."

Die erforderliche Kohle besorgte Onkel Sascha folgendermaßen: wenn sie auf einer Station haltmachten, nahm er den Eimer und ging Kohle stehlen. Die Stationswache erwischte ihn meist und brachte ihn zum Kommandanten. Dann wurde Danilow benachrichtigt und er ging, Onkel Sascha herauszuhauen.

Wenn angeheizt war, stellte sich Wassjka in den Korridor ans Fenster und wartete, daß die Tür zum Waschraum aufging. Die Tür ging oft auf, und Wassjka erblickte dann ein weißes Paradies mit einer Topfpalme, mit glänzenden Dingern an den Wänden und mit einer Tür, in die ein Spiegel eingelassen war und die in den Verbandsraum führte. Auf den Klappstühlen und dem weißbezogenen Sofa saßen Verwundete und warteten auf ihren Verband. Leise spielte das Radio. Das Ganze war so bequem, so schön, so ganz anders als all das Entsetzliche, das Wassjka während der Okkupationszeit gesehen hatte . . .

Die Verwundeten waren alle gleich angezogen; sie trugen weiche blaue Schlafröcke. Die lautesten saßen hier still, rauchten nicht und blätterten manierlich die ausgelegten Zeitschriften durch. Wassjka glaubte, sie alle hätten vor Julia Dmitrijewna Angst.

Julia Dmitrijewna kam um sechs Uhr morgens in den Verbandsraum und verließ ihn um elf Uhr abends. Einmal wollte Wassjka nachzählen, wieviel Verwundete während des Tags zum Verbinden kamen: bis zum Mittagessen zählte sie sechsundvierzig und nachher kam sie mit der Rechnung

durcheinander ... Man begann mit dem Verbinden gleich nach dem Frühstück und machte um neun Uhr abends Schluß.

Mitunter gingen die Tür zum Waschraum und die zum Verbandsraum gleichzeitig auf und dann konnte Wassjka Julia Dmitrijewna sehen, die in ihrem schneeweißen Kittel ganz breit aussah. Mit dem hochroten Gesicht, das unter dem weißen Kopftuch versteckt war, und den bis zu den Augen erhobenen roten Händen schien Julia Dmitrijewna jemandem zu drohen ... Oder Wassjka sah, wie Julia Dmitrijewna sich über den Verbandtisch beugte und etwas sehr Geheimnisvolles und Verzwicktes tat.

Wassjka stand ganz mäuschenstill im Korridor; sogar die zornige Schwester Smirnowa jagte sie nicht weg.

Nach neun Uhr abends wurde es in dem Wagen leer. Es blieben nur Julia Dmitrijewna und Klawa — die glückliche Klawa! Aus dem Verbandraum hörte man das Klirren von Metallinstrumenten. Klawa lief hinaus und brachte kochendes Wasser — es roch scharf und säuerlich. Dann ging auch Julia Dmitrijewna, und Klawa blieb allein. Sie wusch und scheuerte den ganzen Wagen. Sie erlaubte Wassjka, in den Waschraum und in den Raum für Heilgymnastik einzutreten. Sie durfte auch auf dem weichen Läufer durch den Korridor gehen. Einzig die Apotheke war immer abgeschlossen, und auch in den Verbandraum ließ Klawa sie nie.

Klawa war ewig müde und antwortete nicht auf Wassjkas Fragen. Wassjka ging leise durch den Waggon, schaute in den Spiegel und streichelte die harten, glänzenden Palmenblätter.

Gegen drei Uhr nachts ging auch Klawa, vor Müdigkeit

taumelnd, zu Bett, und dann war Wassjka die alleinige Herrin in diesem Zauberreich. Den Verbandraum schloß Klawa allerdings ab und nahm den Schlüssel mit. Aber auch in dem Waschraum war es sehr interessant. Man konnte sich zum Beispiel aufs Sofa legen, sich die Zeitschriften anschauen und dabei denken: da liege ich nun hier auf einem Sofa und schaue mir Zeitschriften an, und über mir schaukeln Palmenblätter. Wer mich so sieht, der muß doch denken: ach, was ist das für ein Mädel, das da auf dem Sofa liegt, was dieses Mädel doch für ein herrliches Leben hat ...

Wassjka hatte ein sehr feines Gehör — wie ein Hase. Es brauchte nur in der Ferne eine Tür zuzuklappen, schon sprang sie auf, strich den Sofabezug glatt — nichts zu bemerken — und husch, war sie im Heizraum ...

Aber einmal kam Onkel Sascha nachts die Heizung nachsehen und fand Wassjka schlafend auf dem Sofa. Er konnte sie nicht so schnell wachkriegen, aber als sie endlich die Augen aufschlug, fuhr er sie an und stampfte sogar mit den Füßen.

„Was machst du da? Ach so eine bist du!" rief er, bemühte sich dabei aber doch, keinen Lärm zu machen. „Hier sitzen die Verwundeten, und da legt sie sich in der Wattejacke hin und sät Mikroben ... Und wenn der politische Leiter plötzlich hereinschaut? ... So ein Ding! Daß ich dich nicht mehr hier sehe!"

Er beschwerte sich nicht über Wassjka, aber von nun an zeigte er sich jede Nacht, wenn sie Dienst hatte. Und Wassjka legte sich sicherheitshalber nicht mehr auf das Sofa.

Danilow hieß jetzt nicht mehr Kommissar, sondern politischer Leiter — Vertreter des Chefs für die politische Arbeit. Er hatte den Hauptmannsrang erhalten; Suprugow war Oberleutnant geworden, und Doktor Bjelow Major des Sanitätsdienstes. Auch viele Frauen trugen schon Achselklappen mit Sternchen an ihrer Uniform.

Wassjka stand im Gang und dachte: „Ich werde auch Achselklappen haben. Ich werde ebenso eine Operationsschwester wie Julia Dmitrijewna und werde alles genau so gut machen wie sie. Und wenn ich will, dann studiere ich und werde Doktor — darauf kann man sich verlassen."

Julia Dmitrijewna merkte, daß Wassjka sich ewig vor der Tür des Waschraums herumtrieb. „Das Mädel hat gescheite Augen", dachte sie ...

Einmal ging sie in den Abendstunden in den Heizraum. Wassjka kniete vor dem Ofen und stellte vorsichtig eine Konservenbüchse in das Feuerloch.

„Du wirst dir die Hände verbrennen, Wassjka", sagte Julia Dmitrijewna. „Was kochst du denn da?"

„Tischlerleim für Onkel Sascha", sagte Wassjka.

„Paß auf, er verbrennt."

„Nein, ich schaue nach."

Aus dem Feuerloch fiel heißer Lichtschein auf Wassjkas Gesicht, das durchscheinend rosa glühte, und auf Wassjkas Haar lag ein Streif von goldrotem Glanz ... „Ein so kleines Ding", dachte Julia Dmitrijewna, „ein solches Kind ..."

Sie streckte die Hand aus und strich der Kleinen ungeschickt das Haar über der Stirn glatt.

„Streich es aus der Stirn", sagte sie, als schämte sie sich ihrer zärtlichen Regung. „Glaubst du, daß du die Verwundeten nach dem Verbinden ankleiden könntest?"

„Kann ich", antwortete Wassjka.

„Du mußt aber behutsam sein, sonst tust du ihnen weh. Und flink muß es gehen, denn die anderen warten."

„Es geht auch flink."

„Wir werden ja sehen", sagte Julia Dmitrijewna.

An der Tür blickte sie sich noch einmal nach Wassjka um. Die beugte sich zum Ofenloch; das Ende ihres flachsblonden Zöpfchens hing in die Kohlenkiste ...

Es war auf der Rückreise, als Julia Dmitrijewna eines Tages Wassjka sah und sagte:

„Komm in den Verbandraum, ich will versuchen, dich anzulernen. Einen Kittel hol dir bei Klawa."

Und nun betrat Wassjka zum erstenmal das Allerheiligste des Apothekenwagens.

Julia Dmitrijewna legte beide Hände feierlich auf einen spiegelglatten runden Metallkasten und sagte: „Das ist die Sterilbüchse."

„Sterilbüchse", wiederholte Wassjka.

„In dieser Büchse halte ich den sterilen Verbandstoff. Wir sterilisieren ihn gleich hier im Sterilisierapparat."

„Steril ... Sterilisierapparat", wiederholte Wassjka in einem Atemzug.

„Noch einmal!" sagte Julia Dmitrijewna.

„Das ist die Sterilbüchse", stieß Wassjka rasch hervor und legte beide Hände auf den blitzenden Deckel.

„Nicht anfassen!" sagte Julia Dmitrijewna. „Du darfst nichts unnötig anfassen. Die Hände sind die Sammler und Träger von Infektionen, das heißt, von Ansteckungen."

„Aber du faßt alles an", dachte Wassjka blitzartig, doch ohne jede Mißgunst, und vermerkte in ihrem Köpfchen noch ein gescheites Wort: Infektionen.

„Gut", bemerkte Julia Dmitrijewna, als die Stunde zu Ende war. „Du kannst gehen."

„Ein erstaunlich intelligentes Mädchen", sagte sie zu Danilow.

„Ja?" fragte Danilow, nicht ganz überzeugt.

Er hatte eine andächtige Scheu vor dem Verbandraum und den Instrumenten. Er konnte nur schwer daran glauben, daß Wassjka zu einer so heiklen Sache tauge.

„Wie kommen Sie plötzlich auf die Idee, einen Lehrling zu nehmen?" fragte Suprugow. „Und noch dazu einen so kleinen?"

„Sie hat großes Interesse", meinte Julia Dmitrijewna, „und wenn man sich richtig mit ihr befaßt, wird etwas Tüchtiges aus ihr."

„Erlauben Sie", sagte Suprugow. „Sie haben doch so wenig Zeit."

„Wir müssen die Jugend anlernen", erklärte Julia Dmitrijewna in ihrem leidenschaftslosen, keinen Widerspruch duldenden Ton.

Eines Tages ließ Wassjka eine Spritze fallen, und die Spritze zerbrach. Julia Dmitrijewnas Augen funkelten, und sie jagte Wassjka aus dem Verbandraum. Aber abends, als sie mit Suprugow plauderte, kam ihr mehrmals der Gedanke an Wassjka — was das Mädel jetzt wohl machte? Sie malte sich aus, wie Wassjka traurig vor dem offenen Ofenloch hockte, das Zöpfchen hing wieder in die Kohlenkiste, und der goldrote Lichtstreif spielte auf ihrem Haar...

„Sie wird wohl nicht mehr kommen", dachte sie.

Aber am nächsten Morgen kam Wassjka, als ob nichts geschehen wäre, zur festgesetzten Zeit.

II

DOKTOR BJELOW

Und wieder war ein Jahr um.

„Es ist doch höchst merkwürdig", schrieb Doktor Bjelow in sein Tagebuch, „daß nicht I. J. den Orden bekommen hat, sondern ich, der ich wirklich nichts Beachtliches geleistet habe und all diese Jahre nur praktischer Arzt war, manchmal sogar ein Arzt, dem es an Aufmerksamkeit und Besonnenheit fehlte (man denke an den tragischen Tod von L.). Ich bin ganz mutlos und habe zu I. J. gesagt, ich würde alle Hebel in Bewegung setzen, um der Gerechtigkeit zum Sieg zu verhelfen. Aber I. J. ist der Meinung, daß derlei Schritte meinerseits nicht besonders taktvoll wären. Natürlich wollte er mir einreden, ich hätte den Orden durchaus verdient; er ist ein sehr wohlwollender Mensch.

Ich finde, daß er in letzter Zeit schmäler geworden ist. Er widmet seine Zeit ausschließlich dem Zug und ist unermüdlich in Bewegung, um den Arbeitseifer der Leute auf der Höhe zu halten, so daß ich mich meiner eigenen Untätigkeit vor ihm geradezu schäme.

Ganz anders Z., der vorzüglich aussieht. Er hat sich sogar einen kleinen Bauch angeschafft. Ich hatte den Eindruck, Z. sei verstimmt, weil er sich übergangen fühlt. Er tut mir sehr leid, aber ich denke, daß er einen Orden ebensowenig verdient wie ich. Er sagte zu mir:

‚Geben Sie doch zu, Doktor, daß man ohne meinen Artikel nicht so schnell auf uns aufmerksam geworden wäre.'

Das trifft zweifellos zu. Ich erinnerte ihn daran, daß auch seine Rede bei der Militärärztekonferenz in dieser Hinsicht günstigen Einfluß gehabt habe. Er wußte die Aufmerksamkeit der Konferenz für volle vierzig Minuten zu fesseln und wurde vom Vorsitzenden kein einziges Mal unterbrochen, obgleich die Geschäftsordnung sonst streng eingehalten wurde. Man hörte ihm aufmerksam zu, und mehrmals wurde Beifall und zustimmendes Lachen laut. Z. begann mit einer gewissen Befangenheit, gewann aber im Lauf seiner Rede zusehends Sicherheit und schloß sehr schwungvoll und geistreich unter lautem Beifall. In der Pause waren wir von einer Menge Delegierter umringt. Oberst Woronkow, der Leiter der Verwundeten-Evakuierungsverwaltung, drückte uns die Hand und äußerte den Wunsch, wir sollten ihm ein Album, in dem alle unsere Vervollkommnungen zusammengestellt seien, persönlich vorlegen; er wolle es nach Moskau in die Sanitätshauptverwaltung mitnehmen.

Und dennoch kann ich nicht darüber hinweggehen, daß Z. weder in dieser Rede noch in seinem Artikel I. J. erwähnt hat, sondern ständig wiederholte: ‚Wir, wir, wir.' Ich sprach mit ihm darüber; er antwortete: ‚Die Verdienste einer Person hervorzuheben, heißt das Verdienst der Gesamtheit schmälern. Ich hielt das für eine Ungerechtigkeit gegenüber unserem Kollektiv.'

Ja, ja, wir reden alle gern und viel über Gerechtigkeit...

Ich wollte eigentlich das Wort ergreifen und Z.s Fehler so taktvoll wie möglich richtigstellen. Die Konferenz sollte wissen, wer der eigentliche Initiator und Urheber aller unserer Verbesserungen war. Aber die folgenden Redner sprachen ausschließlich über Vitaminmangel und dessen Bekämpfung, so daß es unmöglich war, wieder zu unseren Kochapparaten und Ferkeln zurückzukehren. Außerdem bin ich ein sehr schlechter Redner und drücke mich weit unbeholfener aus, als ich schreibe. Immerhin setzte ich einen Bericht über I. J. auf und übergab ihn dem Oberst.

Ich kann mich von dem unangenehmen Gedanken nicht freimachen, daß Z. die führende Rolle I. J.s absichtlich zu vertuschen sucht."

Das dicke rastrierte Heft war fast bis zum letzten Blatt vollgeschrieben. Der Doktor hatte in jüngster Zeit wieder eine Leidenschaft für sein Tagebuch gefaßt. Es ging ihm wie Onkel Sascha — er mußte jetzt immerfort eine Beschäftigung haben. Sobald er nichts tat, spürte er, wie er seelisch verfiel. Dann zitterte ihm der Kopf, und alle die Erinnerungen, die sein Herz in Stücke rissen, stürmten wieder auf ihn ein.

Er wollte sich in jede, auch die kleinste Angelegenheit des Zuges hineinknien, schrieb darüber, war unermüdlich in Bewegung und verscheuchte die Erinnerungen, so gut er konnte... Aber wo er auch ging und was er auch tat, zwei helle Gesichter, zwei Gestalten — für ihn ewig lebendig — begleiteten ihn.

Und als dritte war da die undeutliche Gestalt des Sohnes.

Kein Brief, kein Laut, kein Lebenszeichen.

War er gefallen?

Man riet dem Doktor, er solle nach Moskau an die und die Adresse schreiben, und er werde Auskunft erhalten. Er hatte die Anfrage abgeschickt; die Antwort war noch nicht da.

Der Junge war tot, natürlich. Wie alt war er, als er starb, was hatte er für ein Gesicht?...

„Wir fahren durch die befreiten Gebiete der Ukraine",

schrieb der Doktor, „und manchmal kommen wir ziemlich nahe an die Front heran. Die Deutschen haben jene Vorherrschaft in der Luft verloren, die sie zu Anfang des Krieges besaßen, und wir brauchen ihre Bombenangriffe fast nicht mehr zu fürchten. Wir können uns noch nicht an den Anblick der grauenhaften Zerstörung gewöhnen, die sie über unsere Städte und Dörfer brachten, und wir reagieren oft schmerzhaft auf diesen Anblick. Doch möchte ich hier einfügen, daß ich nun den tiefen Sinn des Sprichwortes begriffen habe: Geteiltes Leid ist halbes Leid. Die Leiden und Verluste der Zivilbevölkerung in diesen Gegenden, in denen die Deutschen hausten, sind so ungeheuerlich, daß ich ..." (ausgestrichen) „... daß mir ..." (ausgestrichen). „Ich möchte natürlich nicht sagen, daß mich das für meinen persönlichen Kummer weniger empfindlich macht oder daß es mich in irgendeiner Weise tröstet, aber ..." (ausgestrichen).

„... Die Bahnhofsgebäude sind hier überall zerstört, und an vielen Orten fehlen die Wasserpumpen. Manchmal müssen wir das Wasser eimerweise aus einem Fluß oder Brunnen holen, um unsere Behälter zu füllen. In solchen Fällen greifen alle zum Eimer und gehen Wasser holen, die Offiziere und Unteroffiziere nicht ausgenommen. Alle Behälter, die Fässer und der Kocher in der Desinfektionskammer werden angefüllt, und dennoch müssen wir mit dem Wasser haushalten, denn wir wissen nicht, wann wir unsere Vorräte wieder ergänzen können. Bei der Station Brateschki fanden unsere Leute eine an vier Stellen durchschossene Zisterne. Die Eisenbahner fragten: ‚Was zum Teufel braucht ein Lazarettzug diesen Schrott?' Als wir die Zisterne in den Gepäckwagen schafften, mußten Boguschow und Protassow die Türrahmen herausnehmen, die sie nachher wieder einsetzten. I. J. sagt, er wolle die Zisterne, sobald sich auf einer Station die Gelegenheit biete, schweißen lassen, und dann hätten wir einen weiteren Wasserbehälter für zweitausend Liter. Krawzow machte den Vorschlag, die Zisterne durch einen Gummischlauch mit den Kochkesseln des benachbarten Küchenwagens zu verbinden.

Ich höre nicht auf, über die Geduld, über den Arbeitseifer und über die unerschöpfliche Energie unserer Leute zu staunen. Ja, zu staunen, Neid zu fühlen und den Wunsch, es ihnen gleichzutun ..."

Der Lazarettzug war auf Leerfahrt und hielt in K., wo die Suppenkessel verzinnt werden sollten.

Der Aufenthalt war für fünf Tage angesetzt. Doktor Bjelow sagte zu Danilow:

„Ich führe gern auf einen oder zwei Tage nach Leningrad."

„Wozu denn?" fragte Danilow.

Der Doktor wandte den Kopf ab und schwieg.

„Ich denke, ich fahre doch. Es wird sich wohl nicht auf die Arbeit auswirken — was meinen Sie?"

„Nein, gewiß nicht", sagte Danilow. „Fahren Sie nur ruhig."

Er brachte den Chef mit allem Komfort im Dienstwagen eines Zuges unter, der mit Rückevakuierten nach Leningrad ging. Ein kurzes leises Gespräch mit dem Oberschaffner hatte zur Folge, daß dieser dem Doktor sein eigenes Bett anbot.

Es war ein geschlossener Güterwagen, in dem ein kleines, glühheißes Eisenöfchen stand und angenehme Wärme aus-

strahlte. Der Doktor bewirtete die Zugkolonne mit Fleischkonserven und wollte sich auf keinen Fall auf das Bett legen, wurde aber dazu genötigt.

Im Gespräch mit dem Oberschaffner erfuhr er, daß sein Zug bei den Eisenbahnern gut bekannt war.

„Unsere Zeitung hat über Sie geschrieben", sagte der Oberschaffner. „Sie wurden uns als Beispiel hingestellt, weil Sie immer so sauber fahren. Sogar die Außenwände der Waggons sind gewaschen und die Scheiben blank. Erinnern Sie sich, wie Sie einmal in Wologda auf das erste Gleis verschoben wurden? Es sollte gerade ein General kommen, der Chef jener Strecke, und da befahl der Kommandant: stellt mir den Prachtzug da vor die Bahnhofsfenster ..."

Und der Doktor blinzelte ein Weilchen angestrengt und entsann sich schließlich. Richtig, sie waren damals auf das erste Gleis umgeleitet worden, und der General kam den Zug ansehen und schrieb anerkennende Worte in das Buch ... Er durfte nicht vergessen, das Iwan Jegorytsch zu erzählen.

Aber heute empfand er die Untätigkeit besonders drükkend. Der Doktor konnte nicht schlafen, trotz aller Mühe. Er sprach mit den Leuten; er versuchte es mit einem Roman, der auf dem Tischchen des Oberschaffners lag, aber der Liebeskummer der Helden griff ihm nicht ans Herz ... Der Schaffner brachte die neue Nummer der „Prawda", und der Doktor las die Zeitung von der ersten bis zur letzten Zeile. Sogar die Theateranzeigen: im Großen Theater spielte man „Iwan Sussanin", im Künstlertheater „Zar Fjodor". Alles war beim alten. Das Leben ging seinen Weg. Und draußen war es Tag.

Er gab sich Mühe, nicht daran zu denken, daß der Zug

bald in Leningrad ankam, und was er dort vorfinden mochte und was er dort eigentlich wollte. Er hätte nicht fahren sollen. Das waren Phantastereien. Auch der schwere Kummer hatte ihn nicht von seinen Träumereien geheilt.

Hundertemale stellte er sich seine Ankunft in Leningrad vor ...

Selbst im Traum sah er das vor sich. Im Traum waren Sonjetschka und Lalja am Leben. Das Haus stand unversehrt an seiner alten Stelle, und die beiden kamen ihm entgegen, sprachen und lachten ... Alexander Iwanowitsch hatte einfach alles verwechselt; er war doch schon altersschwach und sehr überarbeitet. Ein andermal war das Haus im Traum nicht mehr da; statt dessen lag da ein winzig kleines Aschenhäufchen. Sonjetschka und Lalja standen daneben; sie lebten und sie erklärten ihm, dem Doktor, daß dieses Aschenhäufchen ihr Haus sei.

Das Aufwachen nach solchen Träumen war das Schlimmste.

Nein, im Wachen machte er sich natürlich keine Hoffnung, Sonjetschka und Lalja zu finden. Solche Irrtümer gibt es nicht. Der Brief war von einem alten, guten, aufmerksamen Freund gekommen, der die Leichen selber auf den Friedhof gebracht hatte ...

Im Wachen beherrschte ihn eine andere Zwangsvorstellung — er dachte, er müsse in Leningrad mit Igor zusammentreffen.

Igor war nicht tot. Der Doktor kam in Leningrad an; er ging zu Fuß nach Hause. Vom Moskauer Bahnhof den Newski-Prospekt entlang, über die Litejnaja, von der Litejnaja in die Pestelstraße. Am Michail-Palais vorbei über das Marsfeld, am Suworow-Denkmal vorbei über die Kirow-Brücke auf die Petrograder Seite.

Da stand auch schon die Moschee — Sonjetschka sagte immer, die Minaretts der Moschee sähen aus wie Schlangenköpfe. Sie sagte auch, daß die Kasaner Kathedrale von ihren Flügeln gleichsam umfangen und emporgehoben werde. Manchmal, wenn ihr die häuslichen Sorgen über den Kopf wuchsen, sagte sie: „Ich habe euch alle so satt!" und ging allein fort, um einen Blick auf die Moschee, auf die Kasaner Kathedrale und auf die Newa zu werfen. Und wenn sie dann müde und besänftigt mit staubigen Schuhen heimkam, fragte sie schuldbewußt: „Nun, wie seid ihr ohne mich ausgekommen?" und kochte Tee ...

Und dann ging der Doktor durch seine Straße und sah von ferne die Trümmer des Hauses. Und von der anderen Straßenecke kam ihm Igor entgegen, in Uniform. Er war lang und mager und hatte die Schultern leicht hochgezogen. Er schlenkerte beim Gehen ein wenig mit den Beinen ... Doch nein — das hatte man ihm beim Militär abgewöhnt ... Er ging aufrecht.

Sie kamen einander immer näher. „Vater!" rief Igor und fiel ihm um den Hals. „Lieber Vater, bist du es? Ich hab' dich in der Uniform nicht erkannt ..." Und beide weinten vor Glück.

Nein, Igor weinte wohl nicht und fiel ihm auch nicht um den Hals. Er reichte ihm die Hand und sagte: „Guten Tag, Vater." Und der Doktor schluckte dann die Tränen, die ihm schon jetzt im Halse saßen. Er stand neben dem Sohn, und sie blickten gemeinsam auf die Trümmer ihres Hauses. Es dunkelte. „Da hilft nichts, gehen wir", sagte Igor. Und sie gingen dann nebeneinander, zu Alexander Iwanowitsch, bei dem sie übernachten wollten. Die alte Polina Alexejewna, die er einmal, als sie an einer Leberentzündung krank war,

behandelt hatte, machte ihnen die Tür auf und schlug vor Staunen die Hände zusammen. „Mein Gott, Sie sind es?" rief sie. „Igor ist doch bei uns. Er ist eben angekommen. Igor, komm flink her! ..." Aber nein! Wo kam denn auf einmal der zweite Igor her? Er hatte Igor doch schon gefunden. Sie waren ja zu zweit zum Übernachten hergekommen. Die Bilder verwirrten sich, die Gedanken liefen durcheinander. Polina Alexejewna war während der Blockade Hungers gestorben. Und solche Begegnungen gab es nur auf der Bühne; im Leben kam so etwas nicht vor ...

Und was kam vor? Und kam überhaupt etwas vor? Oder war auf Erden nichts mehr geblieben als Qual und Leid?

Und dann schlummerte er doch noch ein. Als er aufwachte, war es Abend und ein kleines Lämpchen brannte. Der Wagen war leer. Der Zug stand. Der Doktor setzte sich im Bett auf und überlegte, wo er erfahren könnte, ob es noch weit sei. Der Oberschaffner kam herein und sagte:

„Leningrad."

In K. stand dem Zug ein langer Aufenthalt bevor.

Da keine dringenden Arbeiten zu erledigen waren, gab Danilow einem Teil des Personals Ausgang.

Die Mädchen putzten ihre Stiefel, puderten sich, schauten in den Spiegel und liefen in die Stadt — ein wenig durch die Straßen gehen, sich das Zivilistenleben anschauen und einmal wieder im Kino sitzen ...

Wassjka und Ilja gingen in ein Friseurgeschäft. Die Luft war dumpf, und es roch süßlich. An der Garderobe sagte ihnen ein grauhaariger Mann, der ganz so aussah wie Doktor Bjelow, sie sollten ihre Mäntel ablegen. Sie gaben ihm

ihre Militärmäntel und nahmen manierlich auf zwei Stühlen Platz.

In dem Friseurgeschäft herrschte ein ungeheuer interessantes, ein ganz erstaunliches Treiben. In der Ecke stand ein kleines Tischchen, an dem zwei Frauen saßen. Die eine hatte einen weißen Kittel an und hantierte mit kleinen Beißzangen an den Fingern der anderen.

„Was macht sie da?" fragte Wassjka.

„Du Dummchen", flüsterte Ilja, „sie manikürt."

Vor hohen Spiegeln saßen junge und ältere Frauen auf Sesseln. Ihre ergebenen Gesichter wurden von den Spiegeln zurückgeworfen. Um ihre Hälse lagen Handtücher. Geschäftige Friseusen, junge und alte, machten sich an diesen Frauen zu schaffen. Scheren klirrten, dunkle und helle Haarbüschel fielen auf den Boden. Eine sanft aussehende Brünette, auf dem letzten Sessel, hatte Brauen und Wimpern dick beschmiert. Die Friseuse hauchte auf eine lange Schere und wickelte das Haar der Brünetten darauf. Deren Kopf strömte Dampf aus. Sie blinzelte vorsichtig mit den verklebten Wimpern und ließ alles mit sich geschehen.

Im nächsten Zimmer geschah etwas ganz unbeschreiblich Tolles. Da saß eine Frau, von deren Kopf vierzig oder noch mehr elektrische Schnüre zur Wand liefen. Sie konnte den Kopf nicht bewegen und ließ nur ihre Augen im Kreis herumschweifen.

„Und was ist das?" fragte Wassjka, vor Interesse glühend.

„Dauerwellen", antwortete Ilja.

Eine Friseuse ging an die Frau mit den elektrischen Schnüren heran und tat mit dem Kopf der Frau ungefähr das gleiche, was Niswezki an seiner Schalttafel tat.

Die Frau, die an dem kleinen Tisch gesessen hatte, stand

auf und fuchtelte mit den Händen. Wassjkas Augen hingen wie gebannt an ihren Nägeln; die waren blank und bonbonrosa.

Nun erhob sich auch die Brünette, und Wassjka war hingerissen von soviel Schönheit. Das Haar der Brünetten ringelte sich in kleinen festen Würstchen über dem Kopf. Die Wimpern bogen sich kohlschwarz aufwärts und die Brauen zeigten unbeschreibliche Pracht; sie reichten vom Nasenbein bis an die Schläfen und waren so glatt, so gleichmäßig, wie sie es in Wirklichkeit nie sein konnten.

Brennender Neid durchbohrte Wassjka. Sie wollte auch so schön sein.

„Setzt euch, Mädchen", sagte die Friseuse.

Ilja setzte sich vor einen Spiegel, aber Wassjka ließ sich maniküren. Das Wasser in der kleinen Schüssel war entsetzlich heiß, und die Maniküre, die sich mit Wassjkas harten, verarbeiteten Fingern abquälte, schnitt sie zweimal ins Fleisch, aber Wassjka zuckte nicht mit der Wimper: wenn es alle aushielten, konnte sie es auch.

Voll Entzücken schaute sie auf ihre leuchtend roten Fingernägel. „Welch himmlische Nägel hat dieses Mädel", würden ihr alle sagen. „Ach, seht nur, seht, diese Nägel!"

Sie setzte sich vor den Spiegel.

„Dauerwellen?" fragte die Friseuse.

Wassjka wollte „ja" sagen, aber Ilja mischte sich ein.

„Für Dauerwellen haben wir keine Zeit; wir müssen in einer Stunde zurück sein, laß dich nur ondulieren."

„Ondulieren", hauchte Wassjka.

Die Friseusen mühten sich von ganzem Herzen. Diese Mädchen im Soldatenrock erweckten ihre Sympathie. Die Friseusen fragten sie aus: wer sie seien, woher sie kämen

und wo überall sie schon gewesen. Das Gespräch griff bald auf die anderen über; es beteiligten sich die Kundinnen, das Manikürmädchen und der alte Mann aus der Garderobe. Nur die Frau mit den elektrischen Schnüren schwieg und starrte wie eine Spinne aus dem Nebenzimmer herüber.

„Augenbrauen, Kindchen?" fragte die Friseuse, und Wassjka nickte nur, als die Friseuse schon zu dem Rasiermesser griff und Wassjkas Brauen so gut wie völlig abschnitzelte.

„Oh weh!" sagte Wassjka. „Ist das nicht zu dünn?"

„Haben Sie breite lieber?" fragte die Friseuse. „Gleich machen wir sie breit."

Schließlich waren alle die herzerfreuenden Prozeduren zu Ende.

„Sechs Monate Garantie", sagte die Friseuse und musterte Wassjka wohlgefällig. „Haben Sie keine Angst, Kleine; das geht nicht ab und bleicht nicht aus, das ist farbecht. Ich wünsche Ihnen alles Gute."

Sie bezahlten, zogen sich die Mäntel an und marschierten, von herzlichen Wünschen begleitet, zum Bahnhof.

Danilow wanderte gerade neben dem Zug auf und ab.

„Was ist denn das?" sagte er, als ihm Wassjka vor Augen kam.

Über ihr helles sommersprossiges Kindergesicht zogen sich von der Nasenwurzel bis zur Schläfe tiefschwarze breite Brauen. Sie gaben dem Gesicht einen ältlichen, weinerlichen, bedrohlichen Ausdruck.

„Ihr wart wohl im Schönheitssalon?" fragte Danilow, der nun auch die Locken unter der Feldmütze entdeckte und dem der Parfümduft in die Nase stieg. „Na, ondulieren geht ja noch an. Aber alles andere wird weggewaschen."

Wassjka stand vor ihm, die Hände an der Rocknaht.

„Erlauben Sie mir, zu melden, Genosse politischer Leiter", sagte sie, „das geht nicht ab und bleicht nicht aus; es ist farbecht."

„Ich werde dir's selber abscheuern", sagte Danilow. „Wenn ich das mache, geht's ab."

„Sie werden sehen, daß das nicht stimmt!" erwiderte Wassjka.

Am selben Tag erschien in der Zeitung eine Reportage über den Zug.

Danilow las sie mit großem Interesse, und es schien ihm wieder, als wäre so manches unnötig schöngefärbt und anderes nur halb gesagt.

Er las den Artikel noch einmal und lachte leise auf: man merkte ja doch nicht alles auf den ersten Blick; das Interessanteste hätte er beinahe übersehen.

Die Reportage handelte im Grunde genommen weniger von dem Zug als von Doktor Suprugow. „Doktor Suprugow erzählte, mit welcher Begeisterung das Personal des Lazarettzugs die schwere Zisterne auf den Schultern in den Gepäckwagen trug ... Doktor Suprugow sagte, daß ... Doktor Suprugow zeigte uns ..."

Suprugow, Suprugow, immer wieder Suprugow! Er zeigte, er erzählte, er spornte an! Ach, welch gerissener Kerl war doch dieser Hurensohn! Danilow lag der Länge nach auf dem Diwan und lachte herzlich.

So fand ihn Julia Dmitrijewna.

„Worüber lachen Sie?"

Er reichte ihr die Zeitung.

„Das habe ich gelesen", sagte sie. „Finden Sie es denn komisch? Ich habe nichts Lächerliches daran bemerkt."

Die Reportage hatte ihr gut gefallen. Die so häufige Wiederholung des Namens Suprugow bereitete ihr ja ein solches Entzücken.

Der Oberschaffner sagte, der Doktor solle vor Tagesanbruch nicht weggehen. Doktor Bjelow gehorchte. Er setzte sich vom Bett auf die Bank; dort saß er lange und schwieg.

Ein junger Schaffner brachte Holz, heizte das Eisenöfchen und kochte Tee. Er goß dem Doktor ein Glas ein — der trank es aus. Ein anderer junger Bursche mit einem Schachbrett unter dem Arm ging dem Schaffner nicht von den Fersen; er sagte immer wieder:

„Mischka, spielen wir?"

Mischka antwortete nicht.

„Spielen wir doch!" quälte der Bursche.

„Hast du noch nicht genug Partien verloren, willst du noch eine verlieren?" fragte Mischka.

„Ich weiß jetzt, woran das liegt", sagte der andere. „Ich werde eine andere Eröffnung versuchen."

Nach langem Hin und Her war Mischka einverstanden. Er spielte eine Partie, gewann rasch und sagte:

„Hol' dich der Teufel, du verlierst ja immer — das ist doch schon langweilig mit dir." Und beide Burschen machten sich's auf Kisten bequem und schliefen.

Und die Nacht ging vorbei.

Der Doktor verabschiedete sich von dem Oberschaffner, stieg aus dem Wagen und trat den Heimweg an.

Vom Newski-Prospekt bog er zur Litejnaja ein, von der

Litejnaja in die Pestelstraße. Vorbei am Michailow-Schloß über das Marsfeld, am Suworow-Denkmal vorbei über die Kirow-Brücke auf die Petrograder Seite: ein Weg, tausendmal im Geiste gegangen.

Hätte man ihn gefragt, wie der Newski-Prospekt aussehe und was er auf der Litejnaja gesehen habe, er wäre die Antwort schuldig geblieben. Er sah nichts. Nicht einmal die Moschee.

Immer heller wurde der Tag, je näher der Doktor seinem Hause kam.

Und da war auch das Haus ... Aber es sah ja genau so aus wie früher!? Ach ja, jetzt fiel ihm ein, man hatte ihm erzählt, daß man so etwas mit Furnierholz maskierte, damit die Zerstörungen nicht so ins Auge fielen und die Straßen ein normales Bild böten. Das Haus war auf Holz gemalt. Es bot ein normales Bild.

In Wirklichkeit stand kein Haus da ...

Man konnte nicht hineingehen.

Er trat bis zur Mitte des Fahrdamms zurück, um das auf Holz gemalte Haus besser betrachten zu können. Auf dem Fahrdamm wurde ihm übel, und er fiel wie ein Sack zu Boden. Als er wieder zu sich kam, lag er in dem Stübchen der Hausmeisterin auf einer Truhe.

Die Frau stand neben ihm und sagte:

„Ach, das hätte Sofia Leontjewna sehen sollen, was für ein junger Mann er geworden ist, Gott helf' ihm weiter!"

Die Hausmeisterin kannte ihn, aber er konnte sich ihrer nicht entsinnen und sagte es ihr. Da rief sie:

„Ich bin doch die Schwester von der ‚Wäsche', entsinnen Sie sich nicht?"

An die „Wäsche" erinnerte er sich, aber die Schwester

hatte er doch wohl nie gesehen. Sie redete immerzu auf ihn ein; zuerst verstand er nicht, dann verstand er und sprang auf, aber die Knie knickten ihm ein.

Igor war vor einem Monat hier gewesen. Hier in diesem selben Stübchen hatte er gesessen und „Wäsches" Schwester über den Tod der Mutter und Laljas ausgefragt. Er weinte nicht und sagte auch nichts weiter — er fragte bloß. Er wollte wissen, wo der Vater war. Sie hatten die Adresse nicht. Er schrieb einen Zettel und ließ ihn da, für den Fall, daß der Vater herkam. Und er sagte, er wolle ebensolche Zettel bei allen Bekannten lassen, die er nur finden könne.

„Wo ist der Zettel?" fragte der Doktor.

Den Zettel hatte die Schwester irgendwo hingetan. Sie war jetzt auf Arbeit; sie machte Nachtschicht, aber sie mußte bald kommen. Und dann kam sie. Es dauerte hundert Jahre, aber schließlich kam sie doch. Sie war sehr alt geworden, doch sie lebte und arbeitete. Und auch Lida, ihre Tochter, arbeitete; sie hatte sich kürzlich verheiratet und sollte bald ein Kind bekommen. Und dann suchte „Wäsche" weitere hundert Jahre den Zettel und dann fand sie ihn, und der Doktor hielt ihn in seiner Hand.

„Vater, wo bist du, lebst du? Ich will sehr, daß du lebst", las er. Es kamen noch ein paar Worte und fünf Ziffern: die Feldpostnummer, die Adresse seines Sohnes, die irdische, diesseitige Soldatenadresse des lebendigen Sohnes . . .

Ich lebe, Igor! Wir beide sind am Leben! Wir machen unsere Sache bis zum Schluß, und dann sehen wir einander wieder. Willst du das? Ich lebe, mein Junge, ich lebe!

III

LENA

Die Leute in dem Lazarettzug lernten die ganze Zeit.

Die Schwestern studierten unter der Anleitung Julia Dmitrijewnas das chirurgische Instrumentarium und die Technik komplizierter Verbände. Die Sanitäterinnen hörten Vorträge der Ärzte. Schwester Faina arbeitete einen Monat lang in einem Lazarett, wo sie sich in der Physiotherapeutik ausbildete. Und Schwester Smirnowa verließ ebenfalls für eine Zeitlang den Zug und besuchte einen Kurs für Heilgymnastik.

Fima, das Küchenmädchen, wurde in eine Kochschule geschickt. Sie kam mit einem guten Zeugnis zurück und wurde zum Koch ernannt — die bisherige Köchin hatte es den Verwundeten nicht recht gemacht.

Lena fand an den leichten zierlichen Geräten für Heilgymnastik Interesse. Sie hatte der Schwester Smirnowa diese nicht allzu komplizierte Wissenschaft bald abgeguckt. Ihre Übungen mit den Verwundeten erreichten den Zweck besser, denn als Turnerin kannte sie Geheimnisse und Möglichkeiten des menschlichen Körpers, die der Smirnowa unbekannt waren.

„Die Ogorodnikowa ist beträchtlich ernster geworden", sagte Julia Dmitrijewna.

Lena lächelte in sich hinein: sie hatte sich nicht verändert.

Niemand verstand so gut wie die Ogorodnikowa, mit den Verwundeten umzugehen. Und kam einmal ein besonders schwer zu Behandelnder in den Zug, so legte man

ihn bestimmt in Lenas Wagen: Lena konnte ihn ganz gewiß beruhigen.

„Sag uns doch, was machst du denn, daß sie bei dir alle so seidenweich werden?" fragten die Sanitäterinnen.

„Das weiß ich selber nicht", antwortete sie.

Sie plauderte mit den Verwundeten, damit sie nicht an ihre Schmerzen dächten. Sie fragte sie nach der Heimat aus, nach der Schulzeit, nach den Angehörigen. Es gab ja so vieles, was man einen Menschen fragen konnte! Weinte einer, strich sie ihm übers Haar oder gab ihm wohl auch einen Kuß auf die Stirn und tröstete ihn. Hatte einer Mucken, ließ sie sich nicht aus der Ruhe bringen; sie trachtete, seine Launen zu erfüllen, und scherzte dabei, bis der Verwundete mitlachte.

Sie wurde zum Untersergeant befördert. Die Achselklappen mit den Sergeantenabzeichen legte sie mit der gleichen frohen Genugtuung an, mit der sie sich früher ein erkämpftes Sportabzeichen an die Brust geheftet hatte.

„Oh, Lenotschka, du bist alt geworden!" sagte die dicke Ilja bedauernd.

Lena schaute in ihren kleinen palettenförmigen Spiegel: ja, wirklich, winzige Fältchen zogen sich um die Augen — wo kamen die bloß her? Die Wangen waren blaß — nun, natürlich, es fehlte ihr an frischer Luft, und sie trainierte nicht; sie war ja von Kind auf an tägliches Turnen gewöhnt.

Aber das machte nichts. Bald war ja Schluß, dann wollte sie wieder trainieren. Sie wollte Kindern Turnunterricht geben, wollte bei Sportkämpfen Preise erobern und Danja lieben, ja, Danja lieben!

Sie hatte keine Briefe mehr bekommen. Dieses sinnlose Mißverständnis dauerte noch immer fort und es machte die

Trennung noch qualvoller. Aber was konnten nicht alles für Mißverständnisse in Kriegszeiten vorkommen?

Bald mußte Schluß sein. Die Deutschen wurden bereits jenseits der Landesgrenzen geschlagen, in Polen. Der Zug fuhr über die Grenze, wenn er Verwundete holte. Diese verfluchten Deutschen, wenn sie doch schon kapitulierten! Wenn sie es aber nicht anders wollten, so sollten sie eben immer neue Hiebe dafür bekommen, daß sie Lenas Leben zerbrochen hatten.

Einmal hätte sie fast geglaubt, Danja sei tot. Warum hätte sie es fast geglaubt? Das Wetter war sehr schlecht, der Regen trommelte seit vier Tagen unaufhörlich, und man mußte sogar am Tag Licht einschalten. Alle waren in trüber Stimmung. Und da bekam Nadja die Mitteilung, daß ihr Bräutigam gefallen war. Sie wollte schon längst zu Besuch zu ihm fahren, aber ehe sie dazu kam, war er an die Front versetzt worden und fiel beim Übergang über irgendein kleines Flüßchen, das gar nicht einmal auf der Karte stand. Seine Kameraden schrieben das alles an Nadja. Und als Lena sie tröstete, durchfuhr sie plötzlich der Gedanke — und wenn auch Danja? ... Aber das war nur eine minutenlange Schwäche. Nein, der Tod konnte ihm nichts anhaben. Bald war Schluß, und dann trafen sie einander. Lena sah nun öfter in den Spiegel, und einmal wurde ihr plötzlich klar, daß sie tatsächlich häßlicher geworden war — fünfundzwanzig Jahre und schon häßlich! Sie war ganz außer sich; alles in ihr bäumte sich auf und schrie: ich will nicht!

Das kommt davon, daß ich ohne Glück lebe. Ich lebe nicht nur ohne Glück, ich unterdrücke sogar meine Sehnsucht nach Glück, ich trample sie tagtäglich mit den Füßen nieder und zertrample sie immer mehr ... Ich kann nicht

mehr so weiter. Genossen, macht schnell, macht schnell! Macht nur schnell mit den Faschisten ein Ende, sonst verwelke ich ganz, so ohne Glück!

Warum verliebt sich niemand in mich? Ich will, daß sich jemand verliebe, ganz gleichgültig wer. Meinetwegen Niswezki.

Er war krank, der arme Kerl. Das machte nichts. Sie brauchte ihn weder krank noch gesund. Er sollte sich nur verlieben, weiter nichts.

Sie ging nun absichtlich öfter dorthin, wo sie Niswezki wußte, und setzte oder stellte sich so, daß er nicht umhin konnte, ihr Gesicht zu sehen. Sie lachte, scherzte, kniff die Augen schmal — alles nur, damit er sich verliebe. An ihn wandte sie sich nicht; sie sprach vielmehr mit anderen. Er sah sie erstaunt und traurig an, hob unschön die Brauen und zog die gelbliche Stirn kraus; sie aber dachte kalt:

„Verlieb dich doch schon ein bißchen schneller."

Er verliebte sich sehr schnell. Er ging nun oft durch ihren Wagen. Sie drehte sich nicht einmal um — du läufst mir nach, sehr gut, lauf nur, ich brauche dich nicht!

Auf Julia Dmitrijewnas Bitte wurde Wassjka als Sanitäterin in den sechsten Wagen übernommen.

Lenas Wagen galt als der beste im Zug, und Wassjka lief oft zu Lena, um sich Rat und Hilfe zu holen.

Einmal nachts, als Wassjka Dienst hatte, ereignete sich im sechsten Wagen ein unangenehmer Vorfall: bei einem Verwundeten, dessen Arm am Schultergelenk amputiert war, brach erneut das Blut durch. Als Wassjka durch den Wagen ging, bemerkte sie einen dunklen Fleck auf dem

Kissen; sie sah genauer hin, es war Blut! Der Verwundete schlief. Wassjka stürzte in den nächsten Wagen und bat die diensthabende Sanitäterin, schnell Schwester Faina zu holen. Sie kam zurück, nahm ein reines Laken und ging zu dem Verwundeten hin. Der mußte wie zum Tort sehr fest schlafen, und sie fürchtete, ihn laut zu wecken, um nicht die anderen im Schlaf zu stören.

„Onkelchen!" flüsterte sie ihm verzweifelt ins Ohr. „Onkelchen, wach auf! Hörst du? Onkelchen! . . ."

„Was ist?" fragte der Verwundete und fuhr erschrocken hoch.

„Leise, Onkelchen, regen Sie sich nicht auf; Sie bluten", sagte Wassjka.

Aus dem Laken drehte sie eine feste Schnur und legte sie ihm als Knebelpresse um die Schulter. Beim Zuschnüren stemmte sie das Knie auf den Boden und knirschte vor Anstrengung mit den Zähnen.

„Onkelchen", sagte sie schwer atmend, „helfen Sie ein bißchen mit Ihrem Arm nach!"

„Nun, fester, immer fester", sagte der Verwundete. „Schnür, so fest du kannst. Blutet es noch?"

„Es blutet noch. Drehen Sie es noch fester, Onkelchen."

Als die Schwester und Doktor Bjelow ankamen, waren die Blutungen beinah gestillt, die Bettwäsche des Verwundeten war gewechselt, und Wassjka knabberte an einem Schokoladenbonbon, das er ihr geschenkt hatte.

„Ich werde Ihnen in einem Sonderbefehl meine Anerkennung ausdrücken", sagte der Doktor zu Wassjka, „Sie haben sich prächtig verhalten."

„Wie ich's von Julia Dmitrijewna gelernt hab', so hab' ich's gemacht", sagte Wassjka, das Bonbon im Mund.

Sie waren auf Leerfahrt und rollten nach Süden.

Wassjka und Lena standen am Fenster. „So, und hier bin ich zu Hause", sagte Wassjka zu Lena.

Es war am Anfang des Winters. Tiefer Schnee lag auf den weiten ukrainischen Feldern. Er deckte die Brandstätten und die Schuttberge an den Stationen zu, die verfluchten Spuren der Deutschen. Wassjka hatte die Arme wie ein altes Weib über der mageren Brust verschränkt und stützte das Kinn auf die Hand.

„Und jetzt kommen drei kleine Eichen", sagte sie, „von da ist's noch weit. Zuerst kommt die Station Sagaidak; die kenn' ich, auch wenn sie nicht mehr da ist, dort bin ich zur Schule gegangen. Und dann, näher zu Jereski, liegt unsere Kollektivwirtschaft..."

Das war das ganze Gespräch. Lena wurde abgerufen. Wassjka blieb am Fenster stehen. Die drei kleinen Eichen flogen vorüber. Wassjka sprang vom Fenster zurück, warf sich mit Windeseile ihre Jacke und ihr Tuch über und lief auf die Plattform.

Sie glaubte, der Zug werde in Sagaidak haltmachen. Aber der Zug fuhr an den tiefverschneiten Bretterbuden vorüber, die das einstige Bahnhofsgebäude ersetzten. Die nächste Station war Jereski. Na, in Jereski hielten sie bestimmt — Wassjka hatte mit eigenen Ohren gehört, wie Krawzow zu Protassow sagte: „Das werden wir in Jereski kaufen."

Schnee, nichts als Schnee, alles tief verschneit, kein Wegmal zu erkennen! Nein, dort stand die junge Pappel — wie groß die in den drei Jahren geworden war, kein Bübchen mehr, ein Bursche, aber Wassjka hatte sie doch erkannt!...

Sie faßte die kalte Griffstange und stellte sich auf die unterste Stufe. Eine große Schneewächte lief an ihr vorüber — Wassjka kreischte auf und sprang in den Schnee.

Sie blieb liegen, bis alle Wagen an ihr vorübergedonnert waren. Dann stand sie auf, schüttelte den Schnee ab, zog sich das Tuch zurecht und lief über den Bahndamm, um in all dem Schnee den Weg nach der Kollektivwirtschaft zu suchen.

Sie war vom Zug abgesprungen, weil ihr plötzlich der Gedanke gekommen war, die in der Kollektivwirtschaft lebenden Verwandten wüßten vielleicht etwas von ihrem, Wassjkas, Vater. Am Ende hatte der sogar einen Brief geschrieben und sich erkundigt, wo Wassjka und die Großmutter waren, und die Verwandten wußten es nicht.

Und dann konnte sie den Verwandten auch gleich erzählen, wie sie die Blutungen des Verwundeten gestillt hatte.

Wassjkas Fehlen wurde sofort bemerkt: Suchojedow hatte gesehen, wie etwa fünf Kilometer vor Sagaidak jemand aus dem Mannschaftswagen fiel. Man zählte die Leute ab und stellte fest, daß Wassjka fehlte.

„Sie sagte mir, daß sie hier zu Hause ist", sagte Lena.

„Na also, das hat man davon, wenn man sich mit Kindern einläßt..." knurrte Danilow verärgert. Und Julia Dmitrijewna dachte: „Wenn ihr bloß nichts zugestoßen ist..."

In Jereski standen sie fast zwei Stunden. Danilow verzögerte bewußt die Abfahrt; er wartete auf Wassjka. „Sie kommt zurück!" dachte er. Gegen Ende der zweiten Stunde zeigte sie sich. Sie roch nach Schnee und Äpfeln.

„Nun", fragte Danilow, „ein bißchen zu Hause gewesen?"

„Ja", antwortete sie und lächelte glücklich.

Und er hatte nicht das Herz, sie auszuschelten.

„Alles in Ordnung?" fragte er.

„Es geht ihnen ganz gut, sie leben", schnatterte Wassjka drauf los und band ihr Tuch auf. „Sie wohnen in einer Erdhütte, aber es geht auch so ... Äpfel haben sie mir gegeben. Von Vater ist ein Brief da, er läßt schön grüßen, er war bei den Partisanen ..."

Lena beobachtete mit Interesse, wie Niswezki sich abzappelte.

Bald mied er ihren Wagen, bald lief er den ganzen Tag darin hin und her. Bald wich er ihren Augen aus, bald fing sie wieder seinen schwermütigen und erschrockenen Blick auf ... Im großen und ganzen ging alles so, wie sie es gewollt hatte. Sie tat gleichmütig ihre Arbeit.

Nach der Vollfahrt war sie die erste, die ihren Waggon wieder in Ordnung hatte. Nun war sie frei; sie ging in den Mannschaftswagen, holte aus ihrem Köfferchen Hemden und Strümpfe und machte sich ans Ausbessern. Dann schrieb sie wieder einen Brief. Das Schreiben ging schwer — alle Worte waren schon hundertmal gesagt und geschrieben. Da war nur noch das heiße Sehnen ihres Herzens, aber das konnte man nicht schreiben.

Sie warf die Schuhe ab, legte sich aufs Bett und schlug das Buch auf, das sie sich in der Zugsbibliothek ausgeborgt hatte. Es waren Lermontows Gedichte. „Sie liebten einander so lange und zärtlich", las sie.

„Und als der Tod sie dann zusammenführte
In einer andern Welt, erkannten sie sich nicht."

Also hatten sie einander nicht geliebt und fertig!

Hinter der Wand führten die Alten ein gemächliches Gespräch — Suchojedow, Kostrizyn und Protassow. Sie saßen in einer Reihe nebeneinander wie auf einer Erdbank vor ländlichen Hütten; ihnen gegenüber lag der kranke Niswezki, quittengelb, die Augen tief eingesunken.

„Na, und bei mir", sagte Protassow, und es klang wie ein Geknurr, „siehst du, wie die Gelenke schwellen, und die Finger sind voll Knoten. Na, und die Adern? Schau dir das an. Mit solchen Adern — das ist doch kein Leben mehr!"

„Warum kein Leben mehr?" fragte Suchojedow. „Mit so was kann man lange leben. Das ist einfach Sklerose; mit dem Alter kommt das eben. Trink statt Schnaps Jod, und du wirst es auf hundert Jahre bringen."

„Nein", seufzte Protassow. „Mit dem Arbeiten geht's bald nicht mehr. Wenn erst nach dem Krieg alles ein bißchen ins Gleis kommt, laß ich mich pensionieren, und basta."

„Du hast's gut", sagte Kostrizyn, „deine beiden Jungen sind am Leben, du wirst eben den Großvater spielen und deine Ruhe haben. Mein Sohn ist ohne Arm nach Haus gekommen, und die Schwiegertochter hat vier kleine Kinder. Erhalte du einmal so eine Familie!"

Niswezki stöhnte dumpf.

„Diese hundsgemeine Krankheit", sagte Kostrizyn. „Ein Aas von Krankheit, schlimmer als eine Bombe."

Lena nahm den Lermontow und wollte ihn als Orakel benutzen. Sie schloß die Augen, schlug das Buch aufs Geratewohl auf und legte den Finger auf eine Zeile:

„Nicht deshalb stehst du hoch vor uns,
Daß deine Träume wir erkennen."

Das paßte nicht.

Das zweite Mal ergab sich:

> „Vergessen? Gott verwehrt' es ihm.
> Auch hätt er's stolz zurückgewiesen."

Ganz und gar nicht das, was sie brauchte!

Der Zug hielt in B. Lena ging auf den Bahnhof, um Briefe in den Kasten zu werfen und ein bißchen Luft zu schöpfen.

Sie schrieb immer noch an die alte Adresse, die ihr Mann ihr kurz nach Kriegsbeginn mitgeteilt hatte.

Der Bahnhof war zerstört. Das Stationsgebäude stand ohne Dach und Fenster. Ringsum Häusergerippe. Alles grau und unfreundlich. Weder Herbst noch Winter, kalter Sprühregen, und unter den Füßen schwarzbrauner Matsch ...

Lena ging, die Hände in den Manteltaschen, die Mütze im Nacken.

Ein Truppenzug lief ein. Die Rotarmisten sprangen aus den Wagen und hatten im Nu den Bahnsteig überschwemmt. „Fahr mit uns, Mädel", rief ein rotbäckiger, breitschultriger Bursche Lena im Vorüberlaufen zu. Lena lächelte ihn an; er blieb nicht stehen, zeigte zwei Reihen weißer Zähne und war weg ...

„Danja!!!"

Er bewegte sich im Strom der Uniformen und hörte ihr Rufen nicht. Sie hatte ihn von weitem erkannt und rief von weitem. Wie hatte sie ihn erkannt? Sie hatte ihn doch früher nie im Militärmantel und in der Ohrenkappe gesehen. Sein Gesicht war rauh und dunkel, der Gang glich dem von hundert anderen, die neben ihm schritten, und dennoch hatte sie ihn auf den ersten Blick erkannt.

„Danja, Danja ..."

Vor Glück lachte sie leise. Er kam heran; sie streckte ihm die Hände entgegen ... Er nahm ihre Hand und drückte sie. Rundherum waren Leute, und sie schämte sich, ihn vor aller Augen zu küssen ... War sie ihm etwa entfremdet? Sie schlang die Arme um seinen Kopf und küßte ihn.

„Du hier!" sagte er.

„Ja", antwortete sie außer Atem und blickte ihm tief und strahlend in die Augen. „Du lebst!"

„Ich lebe", antwortete er. „Ich habe allerhand Glück gehabt, besonders wenn man bedenkt, in was für Lagen ich gekommen bin ... Oho, schon Sergeant!" sagte er und blickte auf ihre Achselklappen. „Alle Achtung!"

„Dort steht mein Zug", sagte sie.

„Ja? Wir gehen jetzt nach Warschau. Wir werden Warschau nehmen. Wie steht es überhaupt bei dir? Dünn bist du geworden ..."

„Danja", sagte sie, „ich mag nicht sprechen, ich will nur sehen und hören ... Sieh mich an. Warum hast du nicht geschrieben?"

„Nicht geschrieben?" sagte er. „Ich habe dir geschrieben. Wahrscheinlich ist es nicht angekommen." Er schwieg einen Augenblick und sah sie bekümmert an. „Was für ein Wiedersehen, Lenotschka ..."

„Du lebst!" sagte sie und streichelte sein Gesicht. Er wich einen kleinen Schritt zurück.

„Nicht, Lenotschka, laß ..."

Sie bemerkte nichts. Das Glück machte sie blind.

„Ich lache — weißt du, warum ich lache? Ich weiß nicht, warum ich lache ... Liebster, schau, die Leute laufen alle, ist es denn schon so weit?"

„Ja, es ist schon so weit", murmelte er und ging auf den Zug zu, sie neben ihm. „Schade, daß ich kein heißes Wasser geholt habe. Wir haben ein Öfchen, aber leichter ist's, wenn man's auf den Bahnhöfen holt..."

„Ich hab gerade jetzt einen Brief an dich abgeschickt", sagte sie und ließ die Augen nicht von seinem Gesicht. „Besser hätte ich ihn dir gegeben. Bekommst du Briefe?"

„Nein", sagte er. „Vielmehr, natürlich, ja. Aber jetzt weiß ich eigentlich gar nicht, wohin man mir schreiben soll..."

Sie waren neben dem Güterwagen; zwei Offiziere standen rauchend in der offenen Tür und sahen von oben auf sie herab.

„Ich hab' dich lieb", sagte Lena laut, umarmte ihn und wollte ihn küssen.

„Lenka", sagte er. „Ich will nicht lügen." Er griff nach ihren Ellenbogen und drückte sie schuldbewußt. „Verzeih mir. Es ist nun einmal so gekommen, weißt du... Ich bin verheiratet."

Sie blickte ihn an. Sie begriff nicht, was er sagte. Wer log? Was verzeihen? Verheiratet? Natürlich war er verheiratet; sie war ja seine Frau...

„So ist's nun einmal gekommen", fuhr er halblaut fort. „Das war wohl unser Schicksal — das Fatum." Er lächelte beklommen. „Ich habe eine Frau kennengelernt... Verurteile mich nicht, Lenotschka. Diese Dinge geschehen unabhängig von unserem Willen, weißt du... Die einen reißt der Krieg auseinander, die anderen führt er zusammen... Natürlich, das Zimmer und all das übrige Zeug kannst du dir behalten", fügte er rasch hinzu und verzog geringschätzig das Gesicht.

Welches Zeug? Warum das Zimmer behalten? Vielleicht glaubte er, er werde an der Front fallen?...

„Verzeih", sagte er nochmal und senkte die Augen vor ihrem Blick.

Und da begriff sie. Ihre Schultern sanken herab.

Er sagte stotternd:

„Ich habe viel darüber nachgedacht, warum das so gekommen ist... Ich weiß es nicht. Vielleicht haben wir einander allzu schnell gefunden. Zu jäh das Ganze... Wie ein Rausch. Und als wir getrennt wurden, verflog es..."

„Bei mir ist es nicht verflogen", sagte sie mit aschgrauen Lippen.

Die Worte hörte er nicht, aber er erriet den Sinn an den Augen, an der Bewegung des Kopfes.

„Du hast es dir zu bewahren gewußt..."

Sie drehte sich um und ging von ihm fort.

Die Hände tief in den Taschen, ging sie dahin, schleppend, schwer, mit einem fremden Schritt.

Sie brach fast zusammen, während sie ging. Die Liebe, die ihr Stärke, Schönheit und Freude verliehen hatte, drückte jetzt wie ein schweres Kreuz ihre Schultern nieder. Dieses Kreuz mußte sie nun tragen, bis sie einst die Kraft fand, es abzuwerfen.

IV

DANILOW

Danilow hatte nicht besonders viel für die Natur übrig. Richtiger gesagt, er dachte über die Natur nicht weiter

nach. Er war zwischen Wäldern und Feldern aufgewachsen und hatte ihre Schönheit nicht bemerkt. Wenn er saftige, blühende Wiesen sah, dachte er: „In diesem Jahr wird das Heu gut." Beim Anblick eines Waldes kam ihm der Gedanke: „Soviel Bauholz auf einmal." Sein Denken kreiste um die Menschen, ihr Schaffen, ihre Beziehungen zueinander.

Aber auf der Fahrt nach Warschau wurde sogar er von der Schönheit der Waldlandschaft gepackt. Zu beiden Seiten der Strecke stand dichter, von keinen anderen Baumarten durchsetzter Tannenwald. Jeder einzelne Baum war so herrlich hoch gewachsen und stattlich, sie waren wie eine auserlesene Kriegerschar. Und das alles versank in dem schwanenweichen, makellosen Weiß frischgefallenen Schnees. Er lag in dicken Massen auf den breiten Tannenästen. Er verfing sich in runden, flaumigen Bällen zwischen den einzelnen Zweiglein. „Märchenhaft!" dachte Danilow, als er auf der Plattform des Wagens stand und die Augen zusammenkniff vor all dem blendenden Silberweiß, das schweigend und großartig in leuchtender Schönheit und Reine an ihm vorüberzog ... Ehe die Sonne unterging, übergoß sie den Schnee für kurze Zeit mit rosa Glitzerglanz, der langsam in Himbeerrot hinüberdunkelte, und als sie hinter dem Horizont versank, senkten sich weiche blaue Schatten wie segensvolle Ruhe über den Wald ... Der Zug hielt.

Eine kleine aus Russen und Polen bestehende Truppe hatte ihn angehalten. Ihr Kommandeur war ein junger Unterleutnant. Bis übers Knie waren die Filzstiefel der Leute weiß vom Schnee. Schnee lag auch auf ihren Mützen und Schultern. Sie kamen aus der Tiefe dieses Riesenwaldes.

Der Unterleutnant bat, sie ein paar Stationen mitzuneh-

men; sie sollten die Banden liquidieren, von denen es in den Wäldern um Warschau wimmelte.

„Aber das sind Kleinigkeiten", sagte der Leutnant. „Die Deutschen haben sich mit Mann und Maus verdrückt, was übrigblieb, sind Banditen mit Maschinengewehren; die Geschütze haben die Deutschen mitgenommen. Im Roten Forst ist gestern die letzte Bande erledigt worden."

Der Rote Forst war das diesmalige Reiseziel des Lazarettzugs.

Sie steckten die kleine Truppe in den Stabswagen und luden sie zum Tee ein. Nach zwei Haltestellen verließen die Kämpfer den Zug.

Spät abends, mitten im Wald, nahmen sie die Verwundeten auf. Das Lazarett befand sich in einem dreistöckigen, einsam stehenden Haus ohne alle Nebengebäude — von schöner, pretiöser Architektur.

Die Autos mit den Verwundeten kamen mit vollen Lichtern aus dem Wald. Die Aufnahme ging rasch vonstatten. Nach etwa drei Stunden konnte der Zug die Rückreise antreten. Das Lazarett lag dicht hinter der Front; die Verwundeten waren erst kürzlich vom Schlachtfeld gekommen.

„Haben Sie gehört — im sechsten Wagen liegen zwei Frauen", sagte Doktor Bjelow zu Danilow. „Beides Offiziere. Der einen ist das Bein bis zur Hüfte amputiert. Sehr ärgerlich, wissen Sie, aber wir mußten sie in einen gewöhnlichen Wagen legen, in den Pullmanwaggons ist kein Platz.

In den Pullmanwaggons war kein Platz, weil es diesmal besonders viel Schwerverwundete gab. Mit denen hatte man sogar den Infektionswagen bis zum letzten Platz belegen müssen.

Bei seinem morgendlichen Rundgang sah Danilow auch

zu den verwundeten Frauen hinein. Sie lagen im letzten Abteil, das auf Anordnung Doktor Bjelows mit einem Laken verhängt worden war. Danilow blickte vorsichtig hinein. Die Frauen schliefen — die eine lag flach auf dem Bauch und hatte das Gesicht ins Kissen vergraben, nur ihr im Nacken kurzgeschnittenes, dichtes blondes Haar zitterte im Takt der Räder; die andere hatte das Bett-Tuch fast bis zum Nasenbein gezogen, die Stirn war gefurcht, das Haar grau und von ein paar tiefschwarzen Strähnen durchzogen. Die großen Augenlider waren sehr dunkel. Und in diesen fest geschlossenen Lidern lag so viel Müdigkeit und Gram, daß sich Danilow auf den Fußspitzen davonschlich und der diensthabenden Sanitäterin Wassjka zuflüsterte:

„Da liegen Frauen, laß sie schlafen und stör sie nicht. Schau öfter nach, aber ohne sie zu wecken. Ich kenne euch doch — kaum graut der Tag, kommt ihr den Leuten schon mit euren Thermometern ..."

Wassjka hatte ein bißchen Angst vor Danilow; sie ging sogleich Schwester Smirnowa suchen und sagte zu ihr:

„Der politische Leiter war eben da; er hat befohlen: die Frauen dürfen nicht gestört werden; sie sollen schlafen, sagt er."

Dasselbe sagte sie Schwester Faina.

Sowohl die Smirnowa wie auch Faina hatten in diesem Augenblick anderes im Sinn als die schlafenden Frauen — sie wußten nicht, wo sie zuerst zupacken sollten; diese Reise machte viel Plage.

Der Vormittag verging in Aufregung und Arbeit. Zum Mittagessen erschien außer Suprugow kein Mensch im Stabswagen.

„Ich bin an Ordnung gewöhnt", sagte er. „Eine regelmäßige Tageseinteilung ist die Gewähr für stete Arbeitsfähigkeit."

Er legte den Kittel ab, wusch seine Hände und setzte sich mit Behagen an den Tisch, auf dem — in mit blütenweißen Servietten bedeckten Tellern— bereits das Essen stand. Auch Sobol zeigte sich.

„Wo bleiben denn die Leute alle, können Sie mir das sagen?" wandte er sich an Suprugow. „Die Portionen werden mir kalt und ich bin außerstande, sie zehnmal aufwärmen zu lassen."

„Sie werden schon kommen", meinte Suprugow und hob die Serviette auf. „Oh, was sehe ich! ..."

„Ja", sagte Sobol mit einem tiefen Seufzer, „bei den Vollfahrten essen wir so, wie's uns Gott im Jahre vierzig bescherte."

Ein Klopfen an der Tür unterbrach das Gespräch, ein lautes, drängendes Klopfen. Es war die Smirnowa.

„Doktor", sagte sie mit ganz veränderter Stimme, „kommen Sie schnell in den sechsten Wagen!"

„Was ist los?" fragte Suprugow.

Er hatte eben ein Stückchen Schweinebraten auf die Gabel gespießt, mit Senf bestrichen und mit einem Zwiebelscheibchen gekrönt.

„Die Verwundete kommt nieder", sagte die Smirnowa.

Suprugow begriff nicht recht.

„Was heißt: kommt nieder?"

„Nun, niederkommen heißt niederkommen", sagte die Smirnowa grob. Die Gabel mit dem Stückchen Fleisch, die Suprugow in andachtsvoller Regungslosigkeit aufrecht vor sich hinhielt, versetzte sie in Wut. Vor der Nase wegreißen sollte man ihm diesen Teller ... Die Smirnowa war

jung und hitzig, und alle ihre unkomplizierten Empfindungen spiegelten sich in den finsteren grauen Augen ...

„Durch das Schütteln des Wagens hat die Entbindung angefangen", erklärte sie. „Es ist die Frau ohne Bein."

Suprugow beförderte das Schweinefleisch in den Mund und aß ein Stückchen Brot nach. Seine Augen füllten sich mit Tränen — vom Senf.

„Gestatten Sie", sagte er, als er den Bissen unten hatte. „In der Epikrise steht kein Wort von Schwangerschaft?"

„Kein Wort."

„Und die Oberschwester ist bei ihr?" fragte Suprugow.

„Die Oberschwester ist im neunten Wagen bei einem Epileptiker. Alle sind dort."

„Und Olga Michailowna?"

„Ist in den Pullmanwaggons beim Verbinden."

Suprugow dachte nach. So war es immer — es mußte nur etwas Ausgefallenes passieren, dann waren alle anderweitig beschäftigt. Und was hatte er damit zu schaffen? Er war kein Geburtshelfer. Sein Fach war: Hals, Ohren, Nase ... Er war nicht verpflichtet, Hebamme zu spielen.

Suprugow sagte:

„Wozu die ganze Panik? Ihr Frauen solltet doch wirklich in solchen Fällen Hilfe leisten können!"

Und da er mit Vergnügen wahrnahm, daß die Smirnowa tiefrot wurde und daß aus ihren freimütigen Augen der unverhohlene Wunsch sprach, ihn auf der Stelle niederzuschlagen, stand er auf und sagte:

„Gut, gehen Sie, ich komme gleich nach."

Aber ehe er die Hände gewaschen und sich den Kittel angezogen hatte und ehe er in den sechsten Wagen kam, waren Olga Michailowna und Julia Dmitrijewna, die Wassjka gerufen hatte, bereits zur Stelle. Mit angewiderter Neugier blickte Suprugow auf die Gebärende. Die Wehen zerrten ihren großen hochaufgetürmten Leib unter dem Laken auf und nieder. Der graue Kopf mit den stellenweise noch dunklen Strähnen warf sich auf dem Kissen hin und her.

„Schreien Sie, Liebste, schreien Sie", flüsterte ihr Olga Michailowna liebevoll zu. „Genieren Sie sich nicht — da ist gar nichts dabei; es wird Ihnen leichter werden."

Die Frau schrie nicht. Der Schweiß zerfloß in einem großen Fleck rings um den Kopf auf ihrem Kissen; die zerbissenen Lippen waren geschwollen. Sie bezwang ihr langgezogenes Stöhnen, das wie das Knurren eines Tieres klang, und die Augen in den dunklen Höhlen blickten wild und furchtbar aus dem fiebernden Gesicht.

„Schreien Sie ein einziges Mal aus voller Kehle", sprach Olga Michailowna auf sie ein. In diesem Augenblick sah Julia Dmitrijewna Suprugow und ging zu ihm hinaus.

„Sie sind hier ganz unnötig!" sagte sie mädchenhaft errötend. „Wir werden gut allein fertig."

Er sah sie an, und ein übermütiger Gedanke ließ ihn die Augen zusammenkneifen. Zweifellos, das hatte seine tiefere Bedeutung — die gesenkten Lider und die rasche verlegene Bewegung, als sie ihn sah ... So stand es also. Übrigens hatte er etwas in dieser Art auch früher schon manchmal vermutet ...

Ungeheuer komisch.

„Ich wundere mich nur über eins", sagte Suprugow streng; „ich wundere mich, daß in der Epikrise die Schwangerschaft mit keinem Wort erwähnt ist."

„Selbst wenn sie erwähnt wäre, hätten wir auch nichts ändern können", erwiderte Julia Dmitrijewna.

„Ein Verbrechen, eine solche Frau zu evakuieren", sagte Suprugow, „ein Verbrechen!"

„Sie vergessen, daß man sie nicht in Frontnähe lassen konnte. Es handelt sich um eine Frühgeburt, die Frau sollte erst in zwei Monaten niederkommen."

Julia Dmitrijewna war schon über ihre Verwirrung hinaus und hatte ihren gewohnten sicheren Ton wieder, wich aber dem Blick Suprugows aus.

Dann kam Doktor Bjelow. Der schwere Anfall des Kranken im neunten Wagen war eben erst zu Ende, und der Doktor eilte zu der Gebärenden. Solch ein Unglück, solch ein Unglück! Und gerade diese arme Frau, die fast bis zur Hüfte amputiert war ...

„Nun?" fragte Doktor Bjelow und richtete seinen flehenden Blick bald auf Julia Dmitrijewna, bald auf Suprugow. „Wie geht es ihr?"

„Nicht schlecht — ein gesunder Organismus. Bei normalen Wehen wäre sie schneller damit fertig, aber sie kann keine normalen Wehen haben, weil ihr ein Bein fehlt ..."

Das sagte Julia Dmitrijewna. Suprugow machte ein tiefgründiges Gesicht und seufzte. Den gerührten Doktor Bjelow übermannte sogleich die Dankbarkeit und er sagte:

„Wie gut, daß Sie hier sind, mein Bester. Haben Sie das Herz abgehört?"

Suprugow war verlegen. Julia Dmitrijewna sprang ein.

„Auf den Puls achte ich. Alles ist in Ordnung. Wenn sie sich mit den Beinen aufstemmen könnte, hätte sie längst entbunden."

Hinter dem Laken ertönte ein Schrei, der alle Männer in dem Wagen erzittern machte — die grauhaarige Frau konnte nicht mehr anders: sie schrie.

Zur Welt kam ein Knabe, ein schwächliches Siebenmonatskind, und sie telegraphierten von der ersten Station aus nach M., die Evakuierungsstelle dort solle einen Krankenwagen an die Bahn schicken, um Mutter und Kinder abzuholen.

Die Gespräche über diesen ganzen Vorfall hörte Danilow nur mit halbem Ohr und ohne sonderliches Interesse. Seine Gedanken waren noch bei dem Mann aus dem neunten Wagen. Wie alles schwer Erklärliche, das über das Gewohnte hinausreichte, versetzte ihn die Krankheit dieses Menschen in einen Zustand nervöser Gereiztheit. An Erscheinungen wie Wunden, Infektionen, Gasgangräne wie auch an alle die Verwüstungen, die Metall und jene unsichtbaren, Mikroben genannten Wesen im menschlichen Körper verursachen, war Danilow schon gewöhnt. Aber der Mann, mit dem er sich heute zwei geschlagene Stunden abgequält hatte, war nicht verwundet. Die Luftwelle eines krepierenden Geschosses hatte ihn umgeworfen. Er war hingefallen und hatte sich nicht einmal stark angeschlagen. Er hatte keinen Tropfen Blut verloren, nur die Besinnung und auch das nicht für lange. Aber nach diesem Ereignis setzten plötzlich Krampfanfälle bei ihm ein. Es schien, als wäre eine böse Kraft in den Mann gefahren, die ihn beim Nacken packte und auf den Fußboden warf, die seinen Körper wie im Starrkrampf spannte und ihm Tollwutschaum auf die Lippen treten ließ. Dieser Mann hatte bis dahin niemals an Epilepsie gelitten, seine Nerven waren in Ordnung gewesen, Eltern und Großeltern gesund. Das war unbegreiflich. Die Erklärungen der Ärzte erschienen Danilow verworren und unklar. Wäre er einem solchen Fall in einem Buch begegnet, er hätte das nicht geglaubt und hätte gedacht: gewiß stimmt

hier irgend etwas nicht! Aber er hatte den Anfall mit eigenen Augen gesehen. Er hatte den Mann befragt, hatte ihm während des Ausbruchs den Kopf gehalten und die böse Kraft gespürt, die den Körper des Kranken so furchtbar gegen die Bettstelle hieb, daß vier kräftige Männer kaum mit ihm fertig werden konnten. Ja, zweifellos war es so, aber es hätte nicht sein dürfen, ebenso wie es nichts Dunkles, Vernunftwidriges und Böses geben sollte, das dem Menschen Qualen bereitet.

Danilow kam erst gegen Abend in den Stabswagen. Zu essen lehnte er ab; er wollte gar nichts; er fühlte bloß Erschöpfung und innere Unruhe. Er drehte sich eine Zigarette — die Ruhelosigkeit legte sich, der Kopf wurde klarer. Die Wissenschaft fand mit der Zeit sicherlich auch gegen diese Teufelskrankheit ein Mittel, ebenso wie sie gelernt hatte, Tuberkulose, Syphilis und Gasgangräne zu heilen. Letzten Endes war auch das Los dieses Mannes nicht das ärgste. Hätte man dem zum Beispiel vorgeschlagen, mit jener beinlosen Frau zu tauschen, die auf der Reise ein Kind geboren hatte, er hätte sich's wahrscheinlich überlegt und dann „nein" gesagt... Und als ihm die Frau ohne Bein einfiel, kam ihm der Wunsch, sie zu sehen.

Die Wöchnerin lag unter mehreren Decken. Trotz der Wärme im Wagen fröstelte sie. Das Kind war nicht bei ihr; man hatte es in den Isolator gebracht.

„Wie fühlen Sie sich?" fragte Danilow.

Das Gesicht lag im Schatten des oberen Bettes, nur die Augen glänzten aus dem Dunkel hervor. Das elektrische Licht war noch nicht eingeschaltet.

„Ganz gut, danke."

Die Stimme war spröde, ein wenig heiser. Danilow setzte

sich zu Füßen der kurzgeschnittenen Blondine gegenüber auf die Bettkante. Die Blondine drehte angelegentlich eine Zigarette und las mit ihren dünnen, rauhgewordenen Fingern die Tabakkrümchen von der Bettdecke auf.

„Stört es Sie nicht, daß hier geraucht wird?..." fragte Danilow mißbilligend, zu der Wöchnerin hingewandt. Ihr großer Mund lächelte leise. Die Blonde sagte verärgert:

„Das ist ja für sie. Sie raucht den ganzen Tag, und ich muß ihr die Zigaretten drehen... Na, nehmen Sie!" sagte sie gereizt und hielt der Wöchnerin die Zigarette hin.

„Später", sagte die Frau und legte die Zigarette auf das Tischchen, während die Blondine sich sofort daran machte, eine neue zu drehen. Die Wöchnerin schien zu frieren, sie hatte die Decke hochgezogen und lag ebenso wie vorhin bis fast an die Augen zugedeckt.

„Wer sind Sie?" fragte sie und wandte die glänzenden Augen nicht von Danilows Gesicht. „Arzt?"

Er sagte ihr, wer er war.

„Sind Sie schon lange hier?"

„Seit den ersten Kriegstagen."

„Und was waren Sie vor dem Krieg?"

Es ergab sich, daß nicht er sie ausfragte, sondern sie ihn. Das war auch besser — so kam das Gespräch leichter in Gang. Er antwortete ihr in kurzen Worten und fragte dann:

„Und was sind Sie von Beruf?"

„Ich?" Die Antwort kam zögernd, war kurz und zurückhaltend. „Ich habe im Staatsdienst gearbeitet."

„Und Ihr Mann?"

„Ist gefallen."

Sie wollte nicht von sich sprechen. Das verdroß ihn...

„Sie werden es schwer haben mit dem Kind", sagte er

mit unverblümter Rauheit. Er war hergekommen, um ihr Trost und Mut zuzusprechen und ihr zu sagen, daß sie auch ohne Bein mit dem Kind nicht untergehen werde. Und sie? Sie zeigte sich verschlossen und stachelig — zuerst hatte sie ihn ausgefragt und hernach eine Wand um sich aufgerichtet — als wollte sie sagen: steck deine Nase nicht in fremde Angelegenheiten!

Sie stimmte zu:

„Ja, schwer."

„Haben Sie Verwandte?"

„Ja."

„Die werden Ihnen helfen ..."

Sie lachte scharf.

„Wenn man sie schön bittet, werden sie helfen ..."

An ihrem Lachen erkannte er, daß sie die Verwandten nicht bitten werde. Er stellte sich vor, wie sie über die Straße ging, nach der Entlassung aus dem Krankenhaus. Eine Prothese konnte sie nicht tragen. Sie mußte sich bis an ihr Lebensende mit Krücken behelfen. Das Kind konnte sie nicht tragen; das Kind trug jemand anderer hinter ihr her. Er malte sich dieses Bild aus, aber dabei war kein Mitleid. Jenes Mitleid, das ihn zu ihr hingetrieben hatte, war wie fortgeweht. Er empfand nur noch Ehrfurcht vor dieser Frau und ihrem schweren Los. Für ein solches Schicksal war Mitleid zu gering.

Er wollte sie fragen, aus welcher Stadt sie komme, ob sie noch andere Kinder habe, ob sie Parteimitglied sei. Aber sie sagte mit dumpfer, plötzlich erloschener Stimme:

„Ich bitte Sie, Genosse politischer Leiter, rufen Sie mir die Schwester."

Und da sah er, daß sie kein weiteres Gespräch mit ihm

wünschte. Er ging fort. Im Hinausgehen hörte er, wie sie zu der Blonden sagte:

„So, und jetzt rauche ich, Warjuscha, jetzt rauche ich!"

Er sah sie die ganze Nacht im Traum — groß, grauhaarig und unnahbar humpelte sie auf ihren Krücken über die Straße, und jemand trug ihr das Kind nach. Und selbst im Traum erkannte er sie nicht.

Er erkannte sie erst am nächsten Morgen auf dem Bahnhof von M. Das Sanitätsauto wartete an der Rampe. Zwei Sanitäter hoben sie auf einer Bahre aus dem Wagen. Danilow stand am Fenster des Stabswagens. Die große Hand der Frau hielt das in eine Decke gehüllte Kind umspannt und auf ihrem zu dem Kind geneigten Gesicht lagen Liebe und Schmerz. Und nun, im grellen Licht des Wintermorgens, erkannte Danilow dieses Gesicht, erkannte es durch die Maske, die die Zeit und das Leid ihm aufgedrückt hatten, trotz allen Runzeln, Schatten und Spuren des Erlebten — das einzige ihm teure Antlitz mit der kleinen sternförmigen weißen Narbe auf der Wange ... „Ach, Ritter, es war die Faina!" rief ihm etwas mit Sobols Stimme ins Ohr. Die Bahre verschwand im Innern des Autos. Der Waggon ruckte an; der Zug setzte sich in Bewegung. Danilow stand am Fenster. Er hatte noch nichts begriffen, er hatte sie nur erkannt. „Ach, Ritter, es war die Faina!" dröhnte ihm Sobols Stimme ins Ohr. „Ach, Ritter, es war die Faina!" ratterten die Räder, die sich nun immer schneller und zorniger drehten.

Nun waren sie einander begegnet.

Sie waren einander begegnet, und er hatte sie nicht er-

kannt und neben ihr gesessen, als wäre sie eine Fremde. Und er hatte mit ihr durch die Wand hindurch gesprochen, die sie selbst aufgerichtet.

Und sie hatte ihn doch sofort erkannt. Je mehr er nachdachte, desto stärker wurde in ihm die Überzeugung, daß sie ihn gleich erkannt hatte.

Wie eingehend sie ihn betrachtet hatte. Wie sie ihn verhörte, was er vor dem Kriege getan habe; sie wollte wissen, was aus ihm, ihrem Schüler, geworden war, der auf ihrem Gesicht das unauslöschliche Mal hinterlassen.

Sie wünschte nicht, von sich zu sprechen. Sie gab sich ihm nicht zu erkennen . . .

Welch eine Erleichterung, ja, beinahe Freude klang in ihrer Stimme, als sie sagte:

„So, und jetzt rauche ich, Warjuscha."

Sie hatte nicht in seinem Beisein rauchen wollen, weil das Zündholz ihr Gesicht beleuchtet hätte. Und sie hatte ihn schnell hinausgeschickt, noch ehe er sie erkannte.

Sie fürchtete, er könnte sie erkennen, könnte an einem Tonfall ihrer Stimme erraten, wer sie war . . .

Er hatte sie nicht erkannt. Er hatte nichts erraten.

Und konnte er sie denn erkennen?

Fast ein Vierteljahrhundert war vergangen. Diese strenge, grauhaarige Frau und jene Faina von einst hatten so wenig miteinander gemein wie Danilow und jenes Bürschlein von damals, für dessen Handlungen Danilow nicht verantwortlich war.

Der Junge mit dem Flaum auf der Lippe und die lachende Faina mit dem nassen, aufgelösten Haar, das waren zwei teure Bilder, die er an den Toren des Lebens zurückgelassen.

Nein, Danilow empfand nicht mehr jene Gefühlsaufwallung und Zärtlichkeit. Ein Vierteljahrhundert . . . Wieviel Tage und Nächte, wieviel Taten und Gedanken! Und das Grau an den Schläfen . . . Hätte sich etwa der junge Bursche von damals nach seinem Zuhause gesehnt, nach dem heimatlichen Winkel? Aber der Danilow von heute, verstehen Sie, der hatte Sehnsucht . . .

V

AM VORABEND DES FRIEDENS

Faina hatte längst bemerkt, daß Niswezki in Lena verliebt war. Für so etwas hatte sie einen sechsten Sinn. Das schnippische, spöttisch-kühle Gesicht Lenas empörte sie.

„Na, so etwas!" dachte Faina. „Dieses junge Ding glaubt, sie kann mit Menschen spielen, nur weil sie jung und hübsch ist . . ."

Eines Abends, als Faina aus der Apotheke in den Stabswagen ging, traf sie Niswezki. Er reparierte gerade die Leitung im Offizierswagen. Faina stieß ihn mit der Tür und sagte:

„Ach, Sie sind es."

Er trat wortlos zur Seite. Er machte immer bescheiden Platz, wenn er jemandem in den Weg kam. Faina blieb stehen.

„Was wollte ich Ihnen doch sagen, Genosse Niswezki . . . Ja . . . können Sie mir nicht die Tischlampe in Ordnung bringen?"

„Das kann ich", sagte Niswezki.

„Können Sie es heute?" fragte Faina. „Jetzt gleich?"

„Ich kann jetzt gleich", antwortete Niswezki mit seiner leisen, verzagten Stimme, „ich will nur erst die Leitung hier nachsehen."

Faina hatte noch keinen festen Aktionsplan; sie hatte Niswezki, einfach einer inneren Eingebung folgend, sich selbst ganz unerwartet, eingeladen. „Oh frag, oh frag mich nie", summte sie vor sich hin, als sie in ihr Coupé kam. Sie schüttete Gebäck in eine Glasschale und goß Tee auf.

Eine halbe Stunde später erschien Niswezki mit einem Stück Draht in der Hand. Er sah aus, als erwartete er vom Leben keinerlei Freuden mehr.

Faina sagte:

„Ach ja, die Lampe? Sie brennt schon lange nicht mehr, ich hab' sie irgendwo unters Sofa gestellt. Aber wir wollen erst Tee trinken. Ich sterbe vor Durst!"

Sie konnte doch unmöglich zugeben, daß die Lampe in bester Ordnung war ...

Niswezki war sehr befangen. Das Abteil blitzte vor Sauberkeit — auf dem blauen Sofabezug lagen blütenweiße gestickte Kissen, neben dem Spiegel standen lauter kleine Elefanten in einer Reihe, der erste winzig, die anderen immer größer und größer, wie ein Diagramm. Niswezki zählte ihrer dreizehn ... Er ließ sich linkisch auf dem Rand des Sofas nieder und schämte sich, weil er so schlecht gekleidet war. Hätte er doch den guten Anzug genommen!

„Vielleicht komme ich später nochmals vorbei", murmelte er.

„Mein Gott, nein!" sagte Faina und legte Gelee auf ein kleines Glastellerchen. „Bleiben Sie ruhig sitzen und springen Sie nicht fortwährend auf! Sie stören mich bei meinen Hausfrauenpflichten!"

Als Niswezki Faina verließ, hatte er ein leichtes Rauschen in den Ohren, einen vollen Magen und ein Herz, tief gerührt und weich gestimmt von all der weiblichen Liebenswürdigkeit, die Faina so freigiebig über ihn ergossen hatte.

„Wie nett sie ist!" dachte er und erinnerte sich an ihr Gelee, an ihr treuherziges Geplauder und ihr klingendes Lachen. Es kam ihm nicht in den Sinn, daß sie mit ihm kokettierte; er war ihr einfach dankbar. Nach der parfüm- und vanillegesättigten Atmosphäre ihres Abteils kam ihm der Mannschaftswagen stickig und ungemütlich vor. Als er an Lenas Platz vorbeikam, warf er einen kurzen Blick hin ... Lena war nicht da. Wahrscheinlich war sie noch in ihrem Wagen — aber er hatte in diesem Augenblick keine Lust, zu ihr zu gehen ...

Die Lampe hatte er nicht repariert, er war nicht dazu gekommen. Als der Tee fast ausgetrunken war, erinnerte Niswezki an den Zweck seines Besuches. Aber Faina sagte, sie sei jetzt schläfrig und bitte ihn, morgen abend wiederzukommen, denn die Lampe müsse wirklich bald repariert werden, ohne Lampe sei sie, Faina, wie ohne Hand und Fuß ...

Vor Berlin tobten die letzten Kämpfe. Man schrieb Mitte April 1945. Der Lazarettzug war unterwegs nach Omsk, wo er sich seiner alljährlichen Reparatur unterziehen sollte.

Doktor Bjelow erhielt telegraphisch den Befehl über die Urlaube. Er kam, über alle seine Runzeln strahlend, aus dem Coupé und hielt das Telegramm über dem Kopf.

„Das betrifft auch Sie", sagte er zu Julia Dmitrijewna, die ihm als erste in den Weg lief. „Nur werden wir Sie zu-

erst einen Tanz aufführen lassen, Sie und alle, die hier aufgezählt sind."

Aber er wartete den verlangten Tanz nicht ab, sondern las ihr das Telegramm vor. Unter den Urlaubern waren Suprugow, Julia Dmitrijewna, Krawzow und Lena Ogorodnikowa.

Den Doktor betrübte es ehrlich, daß einige Urlauber keine besondere Freude an den Tag legten. Klawa Muchina zum Beispiel sagte:

„Wie sollen wir denn beide weg, Julia Dmitrijewna und ich? Wer wird dann im Verbandraum bleiben?"

Lena verzichtete sogar gänzlich auf ihren Urlaub. Sie habe keine Lust, man solle statt ihrer Nadja in Urlaub gehen lassen. Und der Doktor hatte doch geglaubt, daß sich Lena am meisten über den Urlaub freuen werde, sie sah in letzter Zeit so blaß und angegriffen aus.

Als Julia Dmitrijewna von dem Urlaub hörte, wurde sie noch röter als sonst, ganz unnatürlich rot, dann aber sehr blaß und preßte die Lippen mit einem Ausdruck düsterer Besorgnis zusammen.

Dieser Urlaub mußte die Entscheidung ihres Lebens bringen. Sie sollte gemeinsam mit Suprugow reisen.

Hatte er ihr nicht seine Wohnung beschrieben? Und sogar den Plan aufgezeichnet — sie hatte ihn weggesteckt und holte ihn manchmal hervor . . . Und dann hatte er ihr einmal so zärtlich „Gute Nacht" gesagt und ihr die Hand geküßt . . .

Und als er von dem bevorstehenden Urlaub hörte, hatte er zu ihr gesagt:

„Wir fahren natürlich miteinander?"

Zum erstenmal im Leben ergriff eine verrückte Hoffnung von ihr Besitz.

Folgendermaßen mußte das vor sich gehen:

Natürlich, sie war nicht mehr besonders jung, sie wurde bald vierundvierzig; aber dank ihrer unverwüstlichen Gesundheit sah sie viel jünger aus; sie hatte noch kein einziges graues Haar und nur ganz wenig Falten. Und ehrlich gesagt: er war auch kein Jüngling mehr! Sie war häßlich — aber gab es nicht eine Menge häßlicher Frauen auf Erden, die geliebt und umhegt wurden? Sie kannte eine ausgesprochene Vogelscheuche; die war viermal verheiratet gewesen. Und ihretwegen hätte sich ein sehr interessanter Arzt beinahe erschossen.

Ja, folgendermaßen mußte das vor sich gehen: sie kamen beide in ihrer Heimatstadt an, und er sagte zu ihr . . . Nein, er mußte es schon auf der Reise sagen, bei der Ankunft hatte alles schon entschieden zu sein. „Meine Liebe", sagte er zu ihr, „ich kann ohne Sie nicht leben, werden Sie meine Gattin." Vielleicht setzte er noch hinzu: „Meine Weggefährtin" oder „Mein guter Kamerad" oder sonst etwas in dieser Art. Aber vielleicht setzte er auch nichts hinzu, denn alle diese Begriffe verschmolzen in dem herrlichen, uralten, tief erregenden Wort: Gattin. Wie glücklich die Frauen, die eines Mannes Gattin waren! Die auch nur früher einmal einen Mann gehabt hatten! Wie herrlich war das Leben einer Frau, die Kinder hat . . .

Kinder! Sie strich sich schüchtern mit der Hand über Brust und Bauch. Oh ja, sie könnte gesunde, blühende Kinder haben. Sie war für die Mutterschaft geschaffen. Sie wußte es.

„Ich fahre in ungefähr zwei Wochen in Parteiangelegenheiten nach W."

Er wurde durch Krawzow aufgehalten. Krawzow sollte zuerst reisen; er, Danilow, konnte erst fahren, wenn Krawzow zurückkam: einer von ihnen mußte die Reparaturarbeiten beaufsichtigen; man konnte das weder dem Chef noch Sobol noch auch Protassow anvertrauen.

„Und dann der Motor", sagte Danilow zu Krawzow. „Werden Sie mit dem Motor vor Ihrer Abreise fertig werden?"

„Ich glaube, wir kennen einander nicht seit gestern", entgegnete Krawzow.

„Und werden Sie rechtzeitig zurückkommen?"

„Hören Sie auf, Genosse politischer Leiter", sagte Krawzow. „Derlei Witze mag ich nicht. Ich hätte längst meinen Urlaub bekommen sollen. Da haben Sie einen schönen Dummkopf gefunden, der auf Privatdienstvertrag wie ein Kuli für Sie arbeitet."

Krawzow war bei seinem Urlaubsantritt Gegenstand einer Ehrung — dafür sorgte Danilow. Vor angetretener Truppe wurde ihm feierlich der Dank ausgesprochen und eine Prämie überreicht: Stoff für einen Anzug und eine Uhr, in die eine persönliche Widmung des Kommandos eingraviert war.

„Da komme ich ja mit Geschenken heim", sagte Krawzow, als er wieder in seinem Wagen anlangte. „Den Stoff bekommt die Alte für ein Kleid, und dem Sohn gebe ich meine alte Uhr — die geht besser als jede neue."

Auch Wassjka und die dicke Ilja fuhren nach W. Sie sollten einen Schwesternkurs besuchen. Danilow ließ sie

kommen und gab ihnen ein paar ermahnende Worte mit auf den Weg.

„Gewisse Dummköpfe verbreiten wilde Gerüchte über die Sanitäterinnen an der Front... Auf diese Gerüchte könnt ihr pfeifen, aber führt euch so auf, daß euch niemand etwas nachsagen kann. Verhaltet euch überall bescheiden und unauffällig — in eurer Kleidung, im Gang, im Gespräch, in allem, damit man auf euch als auf ein Beispiel an gutem Benehmen hinweist. Und daß mir diese scheußlichen Geschichten nicht mehr vorkommen!" sagte er und deutete auf Wassjkas Gesicht.

„Sechs Monate Garantie", sagte Wassjka. „Was kann ich da tun?"

„Ich habe den Eindruck, daß ich dich mindestens seit einem Jahr mit diesen Brauen herumlaufen sehe", sagte Danilow.

„Was soll ich wirklich machen?" rief Wassjka. „Ich kann mich doch nicht aufhängen? Ich hab's schon mit Sublimat und mit Petroleum versucht, aber es hilft alles nichts."

Sie log — sie war inzwischen zweimal beim Friseur gewesen und hatte nachfärben lassen...

Danilow befahl Sobol, den Mädchen reichlich Proviant auf die Reise mitzugeben, und so stiegen sie in gehobener Stimmung, mit großen Medikamentenkästen statt Koffern, in einen Güterzug um, der in Richtung Leningrad fuhr.

Julia Dmitrijewna und Suprugow reisten zwei Tage später ab.

„Meine Liebe", sagte Faina beim Abschied zu Julia Dmitrijewna, „ich wünsche Ihnen alles, alles Gute! Sie können sich gar nicht vorstellen, wie sehr ich Ihnen das wünsche!"

In ihrem Gesicht zerfloß ein Strahlen; sie breitete feier-

lich beide Arme aus, zog Julia Dmitrijewna an sich und küßte sie. Die wurde verlegen und schmatzte Faina ungeschickt mit ihren harten Lippen auf die Wangen ...

Sie fuhr mit Suprugow im Schnellzug, weiche Klasse. Sechsunddreißig Stunden gemeinsamer Fahrt standen ihnen bevor.

Hätte sich Julia Dmitrijewna nicht in einem so aufgelösten Zustand befunden, so wäre ihr nach ihrer antiseptischen Sanitätsklause dieses Passagierabteil sehr verwahrlost und schmutzig vorgekommen. Die Sofas waren staubig, das Licht brannte trübe, die Gepäcknetze wiesen Löcher auf. Aus dem schmächtigen Kopfkissen, das der Schaffner brachte, quollen die Federn. Aber ihr, die sonst so heikel und sauber war, galt diesmal alles gleich.

Der Zug ging abends ab. Suprugow machte sich's gleich für die Nacht bequem und fiel, nachdem er mit Julia Dmitrijewna ein paar Sätze gewechselt hatte, in süßen Schlaf. Auch sie lag da, aber sie konnte nicht einschlafen. Sie war noch nie im Leben einem Mann, den sie liebte, räumlich so nah gewesen. Nur der schmale Coupétisch trennte ihn von ihr. Auf den oberen Betten schliefen noch zwei Männer, offenbar Militärs, nach den Stiefeln zu urteilen, die auf dem Fußboden standen.

Sie schlief nicht; sie lag auf dem Rücken, wurde vom Zug hin und her gerüttelt und dachte, wieviel Männer es doch im ganzen Lande gab, junge und alte, gesunde und kranke, und kein einziger war unter ihnen, der sein Männerleben und Männerherz mit ihr teilen wollte. Suprugow hatte ihr im Schlaf den Rücken zugekehrt; sie sah seinen säuberlich geschorenen Hinterkopf und den Arm, der in dem gestreiften Hemdärmel auf der Decke lag, und sie begriff, wie grenzenlos fern er ihr war — dies alles war nur Phantasiegespinst, Wunschtraum, Weibertorheit. Ihr war so schwer ums Herz, daß sie am liebsten geweint hätte, um sich zu erleichtern; aber sie wußte nicht, wie man weint.

Am anderen Morgen stand er seelenruhig auf, als ahnte er nicht, daß sie seinetwegen eine schlaflose Nacht verbracht hatte. Er bot ihr Kölnerwasser an, als sie in den Waschraum ging, machte belegte Brote für sie zurecht und unterhielt sich so höflich und respektvoll, daß sie wieder aufblühte. Die beiden Militärs schauten von ihren oberen Betten zu ihnen herab, während sie ihren kräftigen Tabak gegen die Decke bliesen, und Julia Dmitrijewna empfand das als angenehm. Trotzdem war sie sehr zufrieden, als ein junger Oberstleutnant hereinkam, der die beiden Militärs zum Preferencespiel in sein Abteil holte, so daß sie mit Suprugow allein blieb.

Es hatte den Anschein, als geriete Suprugow ein wenig in Verlegenheit. Er sagte etwas von schwüler Luft und schob die Tür zum Korridor auf. „Wie vornehm er empfindet", dachte Julia Dmitrijewna, „er fürchtet, mich zu kompromittieren."

„Wir fahren ohne Verspätung?" fragte sie, um eine kleine peinliche Pause auszufüllen.

„Ja", sagte er, „wir sind morgen früh um sechs in W.", und blickte auf die Uhr. „Noch achtzehn Stunden Fahrt."

„Noch achtzehn Stunden Warten", dachte sie. Sie wünschte, der Zug solle Verspätung haben, er solle lange, lange fahren, damit sie sich lange, lange dieses enge Beisammensein mit ihm und ihre Hoffnung erhalten könne.

„Was meinen Sie zu einem kleinen Imbiß?" schlug Suprugow vor.

Sie war bereit, obgleich sie keinen Appetit hatte. Er holte wieder den Proviant herunter und machte wieder mit Sachkenntnis und Behagen die belegten Brote zurecht. Sie würgte ein paar Bissen herunter und dachte: „Und so werden wir essen und essen, und dann kommen unsere Reisegefährten zurück, und dann wird es wieder Nacht, und dann kommen wir an, und dann ist alles zu Ende."

„Was hielten Sie von einem kleinen Schläfchen?" fragte Suprugow, als er mit der Mahlzeit fertig war. „Wann soll sich der Mensch einmal so richtig ausschlafen, wenn nicht auf der Reise, nicht wahr?"

Und gleich darauf lag er schon auf der Bank und schlief oder tat wenigstens so, und sie saß da und nahm Abschied von ihrer Hoffnung, von ihrem ersten und letzten realen Traum.

Welch häßliche rote Hände und welch gelbe Nägel sie hatte! Aus dem Kissen kroch der Flaum heraus; ihr ganzer Rock war voll davon. Oh, diese verfluchte Alltäglichkeit eines niemandem nötigen Altjungfernlebens ... Sicher hatten die Militärs da oben belustigt zugesehen, wie Suprugow ihr den Hof machte. Ja, sie war eine dumme Gans, und es geschah ihr recht ...

An der offenen Tür gingen Leute vorbei und blickten in das Abteil. Sie fürchtete, daß man ihr den Kummer vom Gesicht ablesen könnte, und bemühte sich, ruhig und gleichmütig auszusehen. Aber die Leute, die in das Coupé hineinsahen, dachten nur: was für ein müdes Gesicht hat diese Frau in der Leutnantsuniform. Und weiter dachten sie nichts.

Am anderen Morgen verabschiedeten sich Julia Dmitrijewna und Suprugow auf dem Bahnhofsplatz.

„Sie fahren mit der Straßenbahn?" fragte er.

„Nein", sagte sie, „ich habe es nicht weit."

„Soll ich Ihnen vielleicht einen Gepäckträger holen?"

„Nein, danke, ich komme allein zurecht."

Sie sprach fest und sicher; er sah sie an und dachte: „Die hat sich verrechnet. Aber sie wird ganz gut damit fertig."

„Leben Sie wohl", sagte sie als erste, aber ihre Stimme brach plötzlich ab; es schien, als klänge ein Schluchzen durch.

„Auf Wiedersehen, meine Liebe", verbesserte er sie sanft, „auf baldiges Wiedersehen in unserem Lazarettzug."

Er küßte ihr die Hand; sie zog sie rasch und eckig zurück und entfernte sich eilig über den Bahnhofsplatz — plump, unschön, den schweren Koffer in der Hand.

Nach dem Frühstück hatte er im Zug den übriggebliebenen Proviant gezählt, hatte ihn peinlich genau in zwei gleiche Portionen geteilt und dann soundsoviel Konservenbüchsen und soundsoviel Tüten in Julia Dmitrijewnas Koffer verstaut.

Und in der Art, wie er die Konserven zählte und den Speck schnitt, lag etwas so tief Demütigendes, daß ihr bei der bloßen Erinnerung die Kehle wie zugeschnürt war. Blaß und finster, mit zusammengepreßten Lippen schritt sie über den belebten Bahnhofsplatz ...

„Julia Dmitrijewna! Julia Dmitrijewna!" schrie es plötzlich hinter ihr. Sie drehte sich um — auf sie zugeflogen kam Wassjka in Soldatenuniform, mit kohlrabenschwarzen Augenbrauen vom Nasenbein bis zu den Schläfen.

„Wassjka", sagte Julia Dmitrijewna abwesend, „was willst du hier, Wassjka?"

„Ach, du lieber Gott, Julia Dmitrijewna!" rief Wassjka atemlos, „ich habe Sie hier doch jeden Morgen abgewartet, so ein Glück, daß ich Sie nicht übersehen habe."

„Nicht abgewartet, sondern erwartet", korrigierte Julia Dmitrijewna automatisch.

„Na, gut, erwartet", sagte Wassjka friedfertig. „Julia Dmitrijewna, wir lernen schon seit vorgestern. Ich und Ilja. Julia Dmitrijewna, alle wundern sich über uns, weil wir so manierlich sind und so viel wissen. Und ich am allermeisten, meiner Treu!"

„Wo ist Ilja?" fragte Julia Dmitrijewna.

„Sie schläft noch. Gestern waren wir alle im Kino und haben so geheult, so geheult... Geben Sie mir Ihren Koffer, Julia Dmitrijewna."

Und flugs hatte Wassjka ihr den Koffer aus der Hand genommen.

„Komm, Wassjka, begleite mich", bat Julia Dmitrijewna; sie fühlte sich leichter in Wassjkas Gegenwart. „Komm, du gehst mit mir nach Hause."

Sie schritt dahin, ohne Wassjkas Geplapper zu hören. Sie kamen in eine stille, saubere, von Ulmen gesäumte Straße, eine der ältesten und ruhigsten der Stadt. Jeden Baum in dieser Straße, jede Steinplatte des Pflasters kannte Julia Dmitrijewna von Kindheit an...

„Ist es noch weit bis zu Ihnen?" fragte Wassjka.

„Nein, nicht mehr weit", antwortete Julia Dmitrijewna, „gleich um die Ecke."

An dieser Ecke stand eine Bäuerin mit einer großen Milchkanne und sah sich suchend um.

„Wo wohnt hier der Feldscher?" fragte sie Julia Dmitrijewna, als sie herankamen.

Und da mußte Julia Dmitrijewna lächeln. Die Frau, die da die Milchkanne trug und den Feldscher suchte, war gleichsam ein Vorbote ihres Elternhauses.

Ein schwerer Haken rasselte nieder, die Tür sprang auf, verhutzelte Hände in zurückfallenden Schürzenärmeln fuhren hoch.

„Ach, du Liebe, Liebe! Ich hab' durchs Fenster schon gesehen, daß unsere Heldin kommt, unsere Schöne... Stell dir vor, grad gestern hat Professor Skuderewski nach dir gefragt... Mitja, Mitja, steh auf! Unser Kind ist da, unsere Juljenka ist gekommen!"

Krawzow erfuhr zu Hause von seiner Frau, daß Serjoshka, ihr Sohn, nun Hilfsmaschinist bei demselben Diesel war, an dem der Vater vor dem Krieg gearbeitet hatte. Serjoshka war eben erst siebzehn, und die Mutter war sehr stolz, daß er es schon so weit gebracht hatte.

„Was ist schon dabei!" sagte Krawzow. „Ich habe auch schon mit fünfzehn an Motoren gestanden."

Er rasierte sich, legte seinen guten Anzug an und ging in den Betrieb. Mit offen zur Schau getragener Herablassung und Überlegenheit machte er sich mit dem neuen Hallenleiter bekannt — das war eine Frau.

Eine Frau! Was verstand so was schon von Elektrizität...

Dann ging er an seinen Diesel. Serjoshka hatte zu tun; er setzte nur ein breites Lächeln auf und rief dem Vater zu: „Ich komm' bald, warte!" Krawzow setzte sich aufs Fensterbrett und sah zu, wie der Junge das Werkzeug handhabte. Die hohen Gummistiefel waren für Serjoshkas Beine zu lang: der war nicht gerade ein Riese.

„Die gleiche Geschichte wie bei der Eisenbahn", dachte Krawzow. „Solange wir weg sind, müssen Kinder und Frauenzimmer unsere Arbeit schaffen." Er unterhielt sich ein wenig mit dem Maschinisten, einem alten Bekannten, einem hochachtbaren Mann, gab ihm honigsüßen ukrainischen Bauerntabak zu rauchen und lud ihn auf ein Stündchen am Abend ein.

Bald endete die Schicht, und Krawzow ging mit Serjoshka nach Hause. Serjoshka wollte wissen, wo der Vater überall gewesen sei, und Krawzow erzählte von Kiew, Brest, Leninabad, Tbilissi. „Aber das alles ist bloß Geographie", sagte er und ging dazu über, von dem Zug zu erzählen.

„Alles, aber auch alles deichseln wir zu zweit, der politische Leiter und ich", sagte er. „Er hat die Ideen — ein sehr gescheiter Kopf übrigens! — und ich führe sie aus. Na, und die laufende Arbeit? Du kannst nachzählen: die Leitung im Gepäckwagen habe ich gelegt. Die ganze Rundfunkanlage habe ich unter mir. Die Rohre der Dampfheizung repariere ich. Weiß der Himmel, ohne mich wird nicht mal ein Teetopf verlötet."

Es war ihm lieb, daß er mit Serjoshka über alles reden konnte, Serjoshka verstand ihn.

„Die ganze Apparatur für die Bestrahlungen habe ich auf 110 Volt umgestellt. Statt der Mionpatronen mußte ich Swanpatronen einsetzen . . ."

Die Alte war indes bei den Nachbarsfrauen herumgelaufen und hatte sich überall Bezugsscheine für Schnaps ausgeborgt. Es galt als ungehörig, einen Urlauber ohne einen guten Schluck zu empfangen, und einen solchen Urlauber wie ihren Alten konnte man schon gar nicht aufs Trockene setzen; daran war nicht zu denken.

Mit Behagen sah Krawzow die Batterie der Schnaps- und Bierflaschen auf dem Tisch und fragte wohlgelaunt: „Es geht uns also gut, Mutter?"

„Es geht uns gut, Vater", sagte die Alte.

„Du bist doch immer eine Prachtfrau gewesen", sagte Krawzow. „Aber wo bleiben unsere Gäste?"

Die Gäste kamen — ein verwandtes Ehepaar und ein paar alte Freunde, darunter auch der Maschinist, der jetzt Serjoshkas Vorgesetzter war. Sie waren lustig — mit Maß, ohne unnötigen Tumult. Man stieß oft an und sagte einander Freundlichkeiten. Alle Aufmerksamkeit und Liebe galten Krawzow. Er mußte jedem neuen Gast von Kiew, Dwinsk und Brest erzählen und von den Verwüstungen, die die Deutschen in unserem Land angerichtet hatten . . . Aber er kam bald wieder auf den Zug zurück.

„Man hat's natürlich nicht leicht. Da kriegt man zum Beispiel schweres Motorenöl geliefert, während die Anlage Gisol erfordert. Was soll man machen? Man arbeitet eben mit dem Schweröl. Das Zeug macht viel Ruß, und die Ringe werden heiß. Ihr könnt euch vorstellen, wie oft man alles auseinandernehmen und putzen muß . . ."

„Aber freilich, freilich", meinten die alten Freunde und tranken mit Würde ein Gläschen leer. „Klar, mit schwerem Treibstoff hat man seine Not . . ."

„Und wie arbeitet Sergej?" fragte Krawzow in Anwesenheit aller Gäste den Maschinisten. „Macht er dem Vater keine Schande?"

Der Maschinist lobte Serjoshka. Da schenkte Krawzow auf der Stelle dem Jungen die Taschenuhr und hielt ihm folgende Ansprache:

„Eines merke dir, Sergej. An eine Maschine darf der

Mensch nur nüchtern herantreten. Die Maschine muß man lieben, dann wird sie einen widerlieben. Nur wenn du sie liebst, wird sie dich begrüßen, sobald du nur die Tür aufmachst, denn sie weiß, daß ein lieber Freund zu ihr kommt. Aber wenn du bloß lau bist, dann packt dich die Maschine, zerreißt dich, verschluckt dich und spuckt dich als Klumpen Fleisch wieder aus ... Und was für eine herrliche Maschine du hast — allein das Rad ist so schwer, daß man es auf zwei Eisenbahnwaggons heranschaffen mußte ... Ja, nüchtern und mit Liebe!" wiederholte Krawzow, der den Faden verloren hatte und vergeblich nach ihm suchte ...

„Kultur und Schönheit mußt du in die Arbeit legen", sagte er weiter. „Die Elektrizität ist das Allerfortschrittlichste und das Allerwissenschaftlichste ..."

Er redete noch des längeren und breiteren, wobei er fühlte, wie seine Beredsamkeit mit jedem Glas Schnaps wuchs. Die Gäste hatten sich längst gütlich getan und waren nach Hause gegangen, er aber redete immer noch auf Serjoshka ein. Er erwachte am nächsten Morgen in seinem heimatlichen Federbett. Der erste Gedanke war: ich hab' die Schicht verschlafen! ... Doch dann dämmerte ihm, daß er nicht mehr im Betrieb arbeitete, sondern in dem Lazarettzug und sich augenblicklich auf Urlaub befand. Er beruhigte sich und überlegte: Wer hatte ihn eigentlich ins Bett geschleppt und wann? Seine Alte putzte unten die Stiefel ...

„Wo ist Sergej?" fragte er.

„In der Arbeit", antwortete die Alte.

Krawzow warf die Decke zurück, setzte sich auf und ließ die nackten Füße auf den warmen Ofenvorsatz hängen.

„Na also", sagte er besorgt und streng, „gib mir einen Schluck für den Katzenjammer, Mutter ..."

Zwischen Faina und Niswezki war alles entschieden.

Niswezki wußte selbst nicht, wie das gekommen war. Er war zum Tee zu ihr gegangen, einmal, zweimal. Faina lachte, redete, lief im Abteil hin und her, wobei sie Niswezki bald mit der Schulter, bald mit dem Knie streifte ... Sie fragte ihn nach seinen Verwandten und wollte wissen, ob es wirklich in Wladiwostok so viele Chinesen gebe. Seine Krankheit fand ihr heißes Mitgefühl. Es sei noch gar nicht erwiesen, daß man da operieren müsse, sagte sie; man solle noch einen Homöopathen zu Rate ziehen; sie habe gehört, daß Homöopathen auf diesem Gebiet mitunter Wunder wirkten!

Schließlich hatte ihr Niswezki auch die Lampe repariert; die war durchaus in Ordnung gewesen; es war einfach die Birne durchgebrannt, und Faina, in ihrer Unerfahrenheit, hatte gedacht, die Lampe sei kaputt.

Faina sagte Niswezki, er sei wahnsinnig interessant und gewiß seien die Frauen hinter ihm her. Niswezki wunderte sich, aber als er dann in den Spiegel schaute, fand auch er, daß er eigentlich nicht übel aussah, bloß zu gelb. Aber das verging ja, wenn er wieder gesund war — Faina Wassiljewna hatte recht ...

Mit Liebenswürdigkeiten überhäuft und in seinen Hoffnungen beflügelt, empfand er den Rückweg aus Fainas Abteil in den Mannschaftswagen immer schwerer. Er konnte jetzt kaum noch eine Stunde ohne Faina sein. Lena war längst vergessen ... Und eines Abends — Julia Dmitrijewna war auf Urlaub und Danilow hatte in der Stadt zu tun — kam es wie von selbst, daß er bis zum Morgen bei Faina blieb.

„Ich verstehe nur eins nicht", sagte er still und glücklich. „Warum hast du mich lieb?"

Sie hielt ihn zärtlich in den Armen, als wäre er ein Wickelkind.

„Warum verstehst du das nicht?" flüsterte sie gerührt und mit Tränen in den Augen. „Warum verstehst du das nicht?"

Aber er wollte es in allen Einzelheiten erklärt haben.

„Weil du so bescheiden bist", zählte sie begeistert auf, „weil du so höflich, so intelligent und überhaupt so ... originell bist ..."

Sie glaubte aufrichtig, daß es eben diese Eigenschaften seien, mit denen Niswezki schon längst ihr Herz bezwungen habe. Sie fand sogar, daß auf ihrer Begegnung hier im Lazarettzug der Schimmer einer geheimnisvollen Vorsehung lag. Sie, Faina, hatte eben durch diesen Krieg, durch alle Mühen und Gefahren hindurchgehen müssen, um ihr Glück zu finden, ihr einziges, das ihr vom Schicksal zugedachte Glück.

„Nur um eines bitte ich dich", flüsterte sie ihm heiß ins Ohr. „Denke immer an meine Liebe! Alle diese jungen Mädchen werfen sich mit Freuden jedem Mann an den Hals, einfach aus Langweile! Nur ich, ich allein werde dir eine gute Frau sein und ein wahrer Freund! Ach Liebster, es ist schrecklich, ich fühle es schon, ich werde wahnsinnig eifersüchtig sein auf dich ..."

Eines Tags kam Fima zu Danilow.

Sie servierte schon längst nicht mehr im Stabswaggon, sondern arbeitete als Köchin im Küchenwagen. In sehr förmlichem Ton erklärte sie:

„Genosse politischer Leiter, gestatten Sie. Wir Küchenarbeiter bitten Sie, sich um unsere Zukunft zu bemühen."

„Nanu!" sagte Danilow. „Soll ich euch alle unter die Haube bringen?"

Fima wandte sich ab und belächelte manierlich den Spaß. Dann fuhr sie fort:

„Wir haben hier im Zug einen Beruf erlernt und möchten nach Kriegsende in unserem Fach weiterarbeiten. Olga und Katja könnten zum Beispiel durchaus Köchinnen in einer Kantine sein; ich habe sie angelernt, und ich —" Fima errötete leicht — „ich, Iwan Jegorytsch, möchte Küchenchef oder maitre d'hotel in irgendeinem eleganten Hotel werden."

Woher sie bloß solche Worte hatte: maitre d'hotel ... Ja, das waren tüchtige Mädel ...

„Das ist eine kluge Idee", sagte Danilow, „ich werde mich bemühen, euch behilflich zu sein. Gute Empfehlungen bekommt ihr auf alle Fälle."

„Iwan Jegorytsch, Empfehlungen sind natürlich gut und schön, aber wenn Sie vielleicht irgendwie offiziell für uns eintreten wollten ..."

„Ich werde mich bemühen", sagte er wieder.

Als sie fort war, ließ er sich das Gespräch durch den Kopf gehen. Fima hatte recht. Er mußte seinen Leuten helfen, daß sie nach dem Krieg an den Platz kamen, den sie verdienten.

Manche von ihnen bedurften einer Hilfe nicht. Die Ärzte zum Beispiel, oder Leute wie Julia Dmitrijewna, Lena Ogorodnikowa und er selbst, Danilow.

Aber Schwester Smirnowa oder Klawa Muchina — die waren gewiß wert, in einem großen, musterhaft geführten Krankenhaus zu arbeiten.

Man konnte sich Sobol gut als Direktor vorstellen, der den einem großen Krankenhaus oder Sanatorium gehörigen landwirtschaftlichen Betrieb leitete. Und Wassjka... Wassjka, die konnte man hinstecken, wo man wollte, in einen Kolchos, in ein Krankenhaus oder in des Teufels Küche, die bewährte sich gewiß überall glänzend. Er wollte sie Julia Dmitrijewna übergeben — die hatte ja keine Kinder —; mochte sie das begabte Mädchen zu einem tüchtigen Menschen erziehen...

Es wäre auch gut, wenn man nach dem Krieg miteinander in Verbindung bliebe. Reisegefährten schließen sich in nur vier Tagen aneinander an. Sie aber hatten fast vier Jahre lang mitsammen das Land durchreist und nicht als Passagiere, sondern als Arbeitskameraden.

Er hatte geglaubt, bei den Mädeln in der Küche seien die Köpfe ebenso verdreht wie die schief auf dem Ohr sitzenden Mützen; aber siehe da, wovon sie an den Abenden miteinander tuschelten: von der Zukunft! Von ihrem künftigen Aufgabenkreis in einem Nachkriegsleben.

Und was mochte sein eigener Aufgabenkreis sein? Arbeit fand sich zur Genüge. Viel Arbeit. Nur sein häusliches Leben mußte er in ein richtiges Gleis bringen. Nicht alles war gewesen, wie es hätte sein sollen.

Bald sollte er seinen Jungen wiedersehen.

Gleich sollte er seinen Jungen wiedersehen.

Danilow ging über die breite, fast unverbaute Vorstadtstraße seinem Hause zu. Länger als ein Jahr war er nicht hier gewesen.

Langsam zog eine gescheckte Kuh vorbei; eine alte Frau mit einem Zweig in der Hand trottete noch langsamer hinter ihr her und stützte sich beim Gehen auf ihren Zweig wie auf einen Hirtenstab. Ein Mann in einer alten öligen Jacke kam vorüber und setzte laut die Absätze auf das Holzpflaster. Als er Danilow überholt hatte, sah er sich um — Danilow kannte ihn nicht. Links und rechts von dem schmalen holzgedeckten Gehsteig war die Erde umgegraben, fertig zum Kartoffelstechen.

Alles mutete ländlich an. Die Gehsteige waren schadhaft, die Planken an vielen Stellen morsch. Die Häuser sahen baufällig aus.

Sein Haus war wahrscheinlich genau so schlecht beisammen. Der Trust hatte im letzten Jahr schwerlich etwas ausgebessert. Auch Dussja konnte sich kaum darum gekümmert haben. Sie hatten anderes zu tun, der Trust und Dussja.

Sie hatte sich alle diese Jahre, die er fort gewesen, allein durchgebracht; ehrlich, selbstlos und bescheiden — er zweifelte nicht daran. Er aber hatte selten an sie gedacht und ihr noch seltener geschrieben...

Vor dem Nachbarhaus spielten Kinder. Sein Sohn war nicht dabei. Wessen Kinder das wohl waren? Das kleine zigeunerschwarze Mädel dort drüben hatte er früher wohl schon einmal gesehen. Alle waren groß geworden, keines zu erkennen...

Das Gartentor.

Verschlossen. Aber er kannte das Geheimnis; man mußte nur zwischen zwei Zaunpfählen durchgreifen und den hölzernen Riegel zurückschieben. Er tat es und trat in den Hof.

Der Hof war leer. Danilow sah sich um. Die Erde war zu geraden Beetreihen umgegraben und glatt verharkt.

Ringsherum schoß das junge Grün empor. Ein schmaler Gartenweg, die Haustür, an der Tür ein Schloß.

Ein Schloß?

Er hatte es aus irgendeinem Grund anders erwartet. Dabei war es ganz natürlich, denn er hatte niemanden von seiner Ankunft benachrichtigt. Und doch war er traurig.

Wie konnte das sein — ein Schloß? . . .

Etwa eine Minute stand er zögernd da. Vor dem Krieg hatte Dussja immer den Schlüssel unter die Stufen vor der Haustür gelegt, wenn sie wegging. Für den Fall, daß er einmal nach Hause kam, wenn sie nicht da war. Er stieg die paar flachen Stufen hinab und tastete nach dem Schlüssel: eine vergessene und doch so vertraute Empfindung von feuchtem Moder . . . Der Schlüssel lag an der alten Stelle, in einer Aushöhlung zwischen zwei Ziegelsteinen.

Dieses kleine Familiengeheimnis war für Danilow wie ein alter Freund, wie ein Willkommgruß.

Danilow schloß auf und ging in das Haus.

Er stand in der kleinen Küche. Alles war beim alten. Der Tisch, der Topf mit der Aloe, der Backtrog, über dem ein Leinenhandtuch lag. In den Zimmern war es dunkler als auf der Straße, und Danilow unterschied erst nach und nach die Gegenstände.

Auf dem Tisch, der mit einem hellen Wachstuch bedeckt war, stand Zucker in einer Glasdose. Auf einem Tellerchen lagen Eierschalen. Das Wachstuch war abgenutzt und an den Ecken durchgewetzt; als Danilow in den Krieg ging, war es noch ganz neu gewesen. Tintenflecke waren auf dem Wachstuch. Wo kamen die Tintenflecke her? Ach, ja, sein Sohn schrieb ja schon! Sein Sohn war groß geworden und schrieb mit Tinte.

Danilow schloß die Augen. Als er sie wieder aufschlug, waren sie feucht.

Er schluckte einen dicken, süßlichen Klumpen hinunter, der ihm im Halse saß. Er lachte mit nassen Augen — sein Sohn war groß und schrieb mit Tinte.

Er trat in das Nebenzimmer. Auch hier stand alles am alten Platze, aber es fehlte die schimmernde festliche Sauberkeit, die er von früher gewohnt war. Auf dem Bett lag statt des weißen Spitzenüberwurfs eine derbe graue Wolldecke. Auf dem Tisch neben der Nähmaschine fand er einen halbgestopften Kinderstrumpf, statt auf das Stopfholz auf einen Kochlöffel gespannt.

In der Ecke stand das Dreirad; das eine Pedal war abgebrochen . . . Es hatte keinen Sinn, das Dreirad zu reparieren. Sein Sohn war groß und brauchte jetzt ein richtiges Fahrrad.

Danilow ging wieder hinaus, setzte sich auf die Stufen vor der Haustür und zündete sich eine Zigarette an. Er saß, rauchte und sann. Niemand störte ihn, nichts lenkte ihn ab. Und so dachte er langsam und ungestört an Dussja, seine Frau. Und in seinen Gedanken war viel Dankbarkeit, ja, beinahe Zärtlichkeit. Am sanften Himmel blinkte zaghaft ein Stern. Die Erde strömte frischen Hauch aus . . . Von der Straße her erklang Dussjas Stimme. Sie redete atemlos und ein wenig böse:

„Wenn du ein braver Junge wärst, hättest du zu ihm gesagt: ‚Bringen Sie mir keine Dummheiten bei, Onkel: ich brauche keine Schleuder, und Sie sollten lieber arbeiten gehen, Onkel, statt kleinen Kindern Schlechtes beizubringen‘ . . .“

Danilow ging ihr nicht entgegen. Er blieb auf den Stufen sitzen, die Arme um die Knie gelegt.

Sein Sohn kam als erster durch das Gartentor gelaufen, Dussja ging hinter ihm her, einen schweren Sack auf dem Rücken. Der Sohn sah jemanden auf den Stufen sitzen, seine Schritte wurden immer langsamer, dann blieb er stehen, lachte auf und sagte verwirrt:

„Vater . . ."

Er war lang geworden, schmal und braun; die vorderen Zähne fehlten.

Dussja bekam einen Schreck. Sie ließ den Sack auf die Erde fallen und setzte sich darauf, als hätte sie nicht mehr die Kraft, weiter zu gehen.

Danilow stand auf, umarmte den Sohn und küßte ihn auf das glattgeschorene Köpfchen. Dann ging er auf seine Frau zu.

„Steh auf", sagte er.

Sie stand auf. Er nahm den Sack und trug ihn in die Küche. Die Frau ging hinter ihm her. Stumm und mit zitternden Händen nahm sie das Tuch vom Kopf und strich sich das Haar glatt.

Danilow knipste an dem Schalter. Das Licht ging an und beleuchtete das strahlende Gesicht des Sohnes und das gealterte Gesicht der Frau.

Und Danilow sagte zärtlich, reuevoll und müde:

„Und nun erzähl, wie's dir gegangen ist."

INHALT

Erster Teil

NACHT

Zweiter Teil

DER MORGEN

Dritter Teil

TAG